Johann Martin Millers

Beytrag zur Geſchichte

der

Zärtlichkeit.

Aus den Briefen zweyer Liebenden.

Dritte, rechtmäſſige, durchgeſehene, und mit einem Anhang vermehrte Auflage.

Frankfurt und Leipzig,

1788.

Vorbericht

des Herausgebers dieſer Briefe,

zu der erſten Auflage.

Ich freue mich, meinen bekannten oder unbekannten Freunden und Freundinnen aus dem Nachlaß meines Wilhelms etwas mittheilen zu können, das ſie rühren wird. Denn ſo viel kann ich hoffentlich von dieſen Briefen ſagen, ohne ihnen eine Lobrede zu halten, die parteyiſch ſcheinen könnte. — Sie ſind aus dem Herzen gefloſſen, oft in einer ſehr traurigen Lage; Sollten ſie nun nicht rühren?

Es würde mir leid thun, wenn einigen Leſern das anſtöſſig ſeyn könnte, daß die Liebe hier von einer ſo ernſthaften Seite, in Verbindung mit der Religion, oder — daß ichs mit Einem Wort ausdrücke! — ſo heilig behandelt wird.

Iſt nicht Liebe die allgemeine Empfindung der Menſchen? Kann ſie nicht die traurigſten

rigsten und glücklichsten Folgen haben? Muß sie also nicht ernsthaft behandelt werden? — Ein edles, frommes Weib ist unstreitig, (dieß sagt auch die Bibel,) eine Gabe Gottes. Muß ich Ihn um eine solche Gabe nicht anrufen? Ihm nicht herzlich dafür danken, wenn sie mir gewährt ist?

Mann und Weib wandeln gemeinschaftlich mit einander durchs Leben in die Ewigkeit. Muß nicht Religion ihre Leiterinn, ihre Trösterinn in den Widerwärtigkeiten dieses Lebens seyn? Und wenn zwey Liebende, noch eh das engre Band der Ehe sie umschlungen hat, sich diese Tochter Gottes schon zur Freundinn, zur Gesellschafterinn in ihren einsamen Stunden wählen, sich durch sie zum Guten, zur Hofnung, zur Geduld, zum Glauben an die Vorsehung aufmuntern lassen, das ist doch wohl mehr nachahmungswürdig, als tadelhaft?

Wilhelm hat darüber selbst manches im **neunten** Brief, und auch anderswo gesagt.

Sollte aber die Bekanntmachung dieser Briefe in den Herzen meiner Leser und Leserinnen

rinnen auch keine andere Wirkung hervorbringen, als daß ſie zuweilen gerührt, erweicht und zu Thränen aufgefodert würden, ſo würd ich mich ſchon darüber glücklich ſchätzen; Denn ich weiß, daß jede mitleidige Empfindung, jede Rührung und Erweichung des Herzens ſchon an ſich gut iſt, und daß eine Perſon in dem Augenblicke, da ſie aus Mitleiden oder Zärtlichkeit weint, nichts Böſes, wohl aber viel Gutes, Edles und Groſſes zu thun im Stande iſt; und jede Empfindung läſſt einen Eindruck — ſchwächer oder ſtärker — in der Seele zurück.

Es ſind nicht ganz alle Briefe, die die beyden Liebenden gewechſelt haben, hier mit abgedruckt. Einen Liebenden kann manches ſehr wichtig ſeyn, was einer dritten Perſon unwichtig oder gleichgültig vorkömmt. Doch würde vielleicht dem, der, indem er dieſe Briefe lieſt, gerad auch verliebt iſt, auch dieſes unwichtig ſcheinende wichtig dünken.

Vorbericht

zu der zwoten Auflage.

Nachstehende Briefe sind vor drey Jahren das erstemal öffentlich erschienen. Man las sie so, wie ichs wünschte: mit herzlicher Theilnehmung an den Schicksalen und Empfindungen der beyden Liebenden, von denen sie geschrieben sind. Sie können sich darüber nicht mehr freuen; Aber ich, der ich sie kannte, liebte, sah oft mit freudiger Rührung das Mitleid und die Thränen, die manches fühlende Herz ihrem Andenken widmete.

Die **rechtmässige** Auflage dieses Büchleins ist schon eine ziemliche Zeit vergriffen; Nur ein paar schlechte, durch Druckfehler verunstaltete **Nachdrücke** schleichen hie und da im Publikum herum. Ich fand mich also verpflichtet, diesen Beytrag wieder in seiner wahren Gestalt dem Publikum in die Hände liefern zu müssen. Ich thue dieses jezt mit desto grössern Vergnügen, da ich mich im Stande sehe, dieser **zwoten** Auflage verschiedne nicht unwichtige **Vorzüge** vor der **ersten** geben zu können. **Chodowiecki**, der meines Lobes nicht bedarf, hat ein Titelkupfer dazu gezeichnet und gestochen. Die Briefe selbst waren vorher nur nach einer flüchtig gemachten Abschrift gedruckt; Und also hatten sich verschiedene Fehler eingeschlichen, die in dieser, nach einer Originalhandschrift verfertigten Auflage durchaus auf das sorgfältigste verbessert worden sind. Und endlich folgt hier noch ein **Anhang**, der alle Nachrichten von **Sophiens** fernerm Schicksal, die der Leser, der bisher an ihrem Schicksal Antheil nahm, sich wünschen mag, enthält, die wohl jeder Leser von Gefühl mit Rührung lesen wird.

Ulm, im März 1780.

J. M. Miller.

I.

Wilhelm an Sophien.

den 4. Jan.

Dein Vorſchlag, meine Liebe, ob wir uns nicht auch zuweilen zuſchreiben wollten, war mir ſehr willkommen. Oft, wenn ich bey Dir bin, hätt ich Dir ſo viel zu ſagen, und ſage nichts; Die Zeit wird mir immer ſo kurz, und der Abſchied überraſcht mich allemal zu früh, wie der Tod einen Menſchen, der nun eben erſt anfieng, glücklich zu werden, und ſchon wieder davon ſoll.

Hör Mädchen! ich dächte, Du ſchafftest Deine Wanduhr aus dem Zimmer; Jeder Viertelſchlag dringt mir durch die Seele. Die Trennung iſt ja doch ſchon hart genug, ſoll man auch noch die unfreundliche Erinnerung daran jede Viertelſtunde hören?

Sobald ich etliche Minuten von Geſchäften frey bin, iſt meine ganze Seele bey Dir. Da ſiz ich Deinem Bild gegenüber, ſeh es unbeweglich an, und zulezt kommt mirs vor, als ob es ſich bewegte und lebendig würde, und mich mit Deiner ganzen liebevollen Zärtlichkeit anlächelte. Dann wird mir das Herz ſo voll, und ich rede mit Dir, daß ich oft erſchrecke, wenn mein Bedienter ſchnell aufs Zimmer kömmt und meine lezten Worte hört. Auch deßwegen iſt mirs lieb, daß wir künftig an einander

der schreiben. Alle meine einzelne Gedanken, Alle meine Selbstgespräche richt ich nun an Dich, und schreibe sie Dir auf, zumal Abends, wenn ich von Dir zurück komme und noch voll bin von der Seligkeit der Liebe.

O du liebe Seele, welchen herrlichen Abend hast Du mir heut wieder gemacht! Ich kam halb hypochondrisch zu Dir. Das beständige Sizen im Winter, die verdrüßlichen Geschäfte, besonders das Rechnungswesen, und der einschläfernde Umgang mit meinen Kollegen, die zur Hälfte dumm, zur Hälfte boshaft sind, ziehen Wolken auf meiner Stirne zusammen, die nur Du mit Deinen lieben blauen Augen wegläcbeln kannst. Du hast eine Gewalt über mich, wie sonst kein Mensch sie hat. Selbst die Freundschaft, selbst die Bücher, die ich sonst so sehr liebe, sind oft nicht im Stande, meine Seele aus der Dunkelheit, in die sie sich selbst hineingräbt, herauszureissen. Du musst es selbst bemerken, wie mein Auge so schnell wieder hell und heiter wird, wenn ich Dir nur kurze Zeit im Arm liege. Dieß ist Eine mit von den tausend Seligkeiten, die mit Gott durch deine Liebe schenkte.

Du gefielst mir heut in Deinem weissen Anzug mit den rothen Bändern ausserordentlich; Er hat so viel Frühlingsmäßiges und schäferliches, und im Winter sollte man besonders solche Kleider tragen, die uns in die frohere Jahrszeit einen Blick thun lassen.

Wenn ich an diese Jahrszeit denke, Mädchen! was mir der vergangene Frühling war, und was der künftige mir seyn wird, o dann

wein ich helle Freudenzähren, und meine Seele fliegt, mit meinem Blick, zum Himmel.

Gott! was litt ich im vergangnen Frühling, als ich mit so ganzer, so zerrissner Seele an Dir hieng, so viel Deinetwegen ausstand, und Du mich nicht kanntest, nichts von einem Herzen wusstest, das sich Deinetwegen so verblutete! Wenn ich so an unserm Strom hinabgieng, ganz in ängstenden Gedanken vertieft, daß ich oft am Abhang des Ufers stand, und nur noch ein paar Schritte fehlten, daß ich nicht hinabgestürzt wäre! Ach, und wie mir alles rings umher so feyerlich und heilig war, weil ich dich ein paarmal da erblickt hatte! — Wie ich dann wieder auf einmal in ein Labyrinth von Zweifeln hineingerieth, daß Du ewig mich nicht lieben, daß ich ewig Deinetwegen leiden werde! — Mädchen, Mädchen! wie so anders wird nun bald seyn, wenn ich stolz und triumphirend Dich am Ufer hinabführen werde, an dem Ufer, das mich sonst so elend sah! — O du Engel, daß Du mein bist, das übersteigt alle meine Sinne, hebt mich über Alles. Schlafwohl, Unvergleichliche!

den 5. Jan.

Gestern hab ich, wie ich seh, geschwärmt, liebe Seele! Aber kann man anders, wenn man so ein Glück, wie meines ist, überdenkt? — In zwo Stunden seh ich Dich, Du Theure! Ach, den ganzen Tag hab ich darnach geschmachtet, denn mein Herz ist heut so todt und frostig. Deine Liebe, Deine Zärtlichkeit, Dein Kuß soll mir wieder Lebenswärme eingiessen! — Es ist unbegreiflich, wie man kalt seyn kann, mitten im Genuß so vieler Seligkeit! — Also heut drück ich

Dir den ersten Brief in die Hand. Leb wohl, Engel!

* * *

2.

Sophie an Wilhelm.

den 8. Jan.

Ich hab es Dir gestern und heute wohl angesehen, lieber herrlicher Wilhelm, daß Du verdrüßlich, wenigstens traurig warst, weil ich Dir auf Deinen Brief keine Antwort gegeben habe. Aber hör, ich versichre Dich, daß die Schuld nicht an meinem Willen, sondern blos an dem Mangel der Zeit und schicklichen Gelegenheit lag. Meine Mutter war nicht ausgegangen, und da sie beständig auf dem Zimmer saß, so konnt ich nicht schreiben; Denn in ihrer Gegenwart gehts nicht. Also sag ichs Dir zum voraus, — damit Du nicht sogleich den Kopf hängst, wenn die Briefe nicht so richtig eingehen: — Ich kann Dir nicht schreiben wenn ich will, und Du musst mein Schweigen nicht sogleich für Mangel an Zärtlichkeit, sondern für das halten, was das natürlichste ist, für ein Zeichen, daß ich Dir nicht habe schreiben können. Aber ihr halb eifersüchtige Herren blickt immer weit übers Ziel hinaus, oder seitwärts, und wollt das was natürlich ist und vor euch liegt, nicht sehen.

Ich sage Dir recht vielen herzlichen Dank für Deinen lieben zärtlichen Brief. Doch ich denke, Du sölltest es heut und gestern und vorgestern an meinen Küssen wohl gemerkt haben, daß sie noch feuriger waren, als sonst, und also schon von meinem Danke zeugten. —

Lieber

Lieber **Wilhelm**, da hab ich eben Deinen Brief wieder geleſen, und er hat mich aufs Neue ſo gerührt, daß ich Dir nun doch die Wahrheit geſtehen muß. Es waren keine Hinderniſſe von Seiten meiner Mutter, die Dir meine frühere Antwort vorenthielten, ſondern es war — gerade heraus zu ſagen — Furchtſamkeit, und wie ich jezt nun einſehe, auch ein bischen Eigenſinn oder Eigenheit, wie Du's nennen willſt.

Ich hatte mich noch denſelben Abend hingeſezt, als Du mir Deinen Brief gegeben hatteſt, und wollte Dir antworten. Aber ſobald ich die Feder anſezte, überfiel mich eine ſolche Aengſtlichkeit, daß ich kaum etliche Zeilen zu Stande brachte. Ihr lieben hochgelahrten Herren ſeyd, ſobald es aufs ſchreiben ankommt, ſo krittlich, und bekommt von einem Mädchen das nicht ſprachrichtig ſchreiben kann, ſogleich eine ſo üble Meynung, daß man nicht ohne Zittern, und nur in der höchſten Noth an Euch ſchreiben kann. Ich habe ſchon ſo manchen jungen Herrn darüber ſpötteln hören, und das deucht mir doch, die Wahrheit zu geſtehen, ſehr unartig. Lachen wir doch nicht, wenn Ihr nicht nähen, kochen, und Filet ſtricken könnt.

Nun ſeh ich freylich, wie Du groſſe Augen machen und ſagen wirſt: Hältſt du mich denn auch für einen ſolchen Kleingeiſt und Sylbenzähler? Nein, lieber **Wilhelm**! Aber damals kam mirs nur ſo vor, als ob ich ans ganze männliche Geſchlecht ſchreiben müſſte; Denn ich ſah alle die gerümpften Naſen und das hämiſche Lächeln auf Einmal vor mir, das ich ſo oft bemerkt hatte, wenn von Frauenzimmerbriefen die Rede war. Ich habe mir nun ein = vor allemal eine Vertheidigung

digung geschrieben, an die alle die Fehler, die in meinen Briefen künftig vorkommen, appellirt werden. Fürcht also nicht, daß ich künftig bey solchen Kleinigkeiten wieder so geschwätzig seyn werde!

Und doch seh ich mich genöthigt, wegen meines künftigen Briefschreibens noch ein Wörtchen zu sagen. Ich hatte den andern Tag ein Briefchen bey mir; Aber als ich Dir im Arm lag, und so unaussprechlich viel fühlte, und dann an den kalten Ausdruck meines Briefs dachte, dem ich doch unmöglich mehr Wärme hätte geben können, da konnt ich mich des Gedankens nicht entschlagen: daß man gar nicht aneinander schreiben sollte, und beschloß also den Brief wieder zu zerreissen. Denn gestehs nur, Du kannst auch nicht so viel schreiben als Du fühlst! Und ein Brief soll doch Ausdruck der Gesinnung und Empfindung seyn.

Und doch, Wilhelm, wenn Du nur zween Täge lang von mir entfernt wärst, dann müsst ich Dir ja doch schreiben. Wo wollt ich sonst Trost und Unterhaltung für mein krankes und verlassenes Herz finden?

Laß uns also immer an einander schreiben! Todtes Gespräch ist doch besser als gar keines. Vielleicht bekomm ich auch nach und nach den Ausdruck mehr in meine Gewalt, der mir noch so oft fehlt; Denn Du bist der erste Mann, an den ich schreibe.

Hast Du auch gesehen, wie ich so gehorsam bin, und daß die Uhr fort ist? Meine Mutter nannte mich ein närrisches Mädchen; Ich sagte ihr,

ihr, das beständige Schlagen wecke mich im Schlafzimmer auf und de lachte sie. Vielleicht mag sie wohl so etwas gemerkt haben.

Mit Deinem Bild geht mirs eben so, wie Dir mit dem meinigen. Bey Tag, wenn ich so ungefähr dran hinblicke, scheint mirs immer so unähnlich. Aber wenn ich ihm Abends in der Dämmerung gegenüber size und mich mit meinen Gedanken so ganz zu Dir hinphantasire, dann bekommts Leben, sieht bald wehmüthig aus, bald lächelts, und neigt sich zu mir herunter. Inzwischen bleibt doch Bild immer Bild! Selbst Dein Bild in meinem Herzen ist so unvollkommen und dunkel, daß ich oft auf meine todte Einbildungskraft böse bin. Wenn Du selber kömmst, dann weicht aller Schatten weg.

Schwärm Du immer, lieber **Wilhelm**! Du wirst auch zuweilen finden, daß ich eine kleine Schwärmerin bin. Schwärmerey ist Nahrung für die Seele, wenn ihr die Gegenwart, und das was um uns her ist, keine geben kann.

Auf den Frühling freu ich mich wie Du. Unser erster Spaziergang soll am Strom hinab seyn. Diese Gegend war mir sonst schon so lieb, weil ich jeden Fluß liebe. Er bringt Leben und Bewegung in die Landschaft. Nun weis ich, daß dieß Deine Lieblingsgegend ist. Sollte sie mir nun nicht noch zehnmal lieber seyn? —

Kennst Du den Apfelbaum, der kleinen Insel gegen über, und die Rasenbank drunter? Da hab ich Dich zum Erstenmal gesehen, seit Du wieder hier bist, und mir ward so wunderlich zu Muth, daß ich nicht wusste, sollt ich bleiben oder

gehen? O Wilhelm! die Liebe iſt nichts willkührliches; Sie ſtammt von einer höhern Macht her, ſtrömt vom Himmel in die Seele. Aus den Blicken allein kann ſie nicht herkommen. Hieng doch ſchon mein Herz an Dir, als ich nur Deinen halben Blick geſehen hatte, und ich zitterte bey Deinem Namen, wenn man ihn von ungefähr nannte. — Sey mir nicht bös, und ſchreib mir fein bald wieder einen ſo herrlichen und ſüſſen Brief! Heute kommſt Du doch recht bald? Ganz Deine

Sophie.

* * *

3.

Wilhelm an Sophien.

den 8. Jan.

Freylich, liebes Mädchen, war ich unruhig, daß Du mir ſo lange nicht ſchriebeſt, und ich hatte allerley wunderliche Gedanken; wie man denn bey der Liebe leicht argwöhniſch wird. Aber nun iſt alles wieder gut; Du haſt mich mehr, als ich verlangen konnte, für mein Warten belohnt.

Du muthwilliges Mädchen, daß Du mich ſo hintergehen wollteſt, Deine Mutter ſey an Deinem Schweigen ſchuld. Auf den Abend ſollſt Du Deine Lüge mit zwanzig Küſſen abbüſſen. — Und um einiger Gecken willen, die in einem Mädchenbrief auf kleine Schreibfehler ausgehen und darüber wizeln, hätteſt Du mir nicht ſchreiben wollen? Mädchen, ich glaube, Du wollteſt

da

da mehr eine Satyre auf unſer Geſchlecht machen, als daß es Dir Ernſt geweſen war. Schöne Geiſter, oder Stuzer können wohl ſo läppiſch ſeyn, und Sylben ſtechen; Aber ein Herz, das aufs Weſentliche ſieht, und Empfindung und Gefühle hat, kanns gewiß nicht ſeyn. Ich verſichre Dich, die kleinen Nachläſſigkeiten in der Schreibart eines Mädchens gefallen mir, und ich kann das Abgezirkelte und Orthographiſche in einem Frauenzimmerbriefe nicht gut ausſtehn; Ich ſag es Dir auch frey heraus, Du ſchreibſt mir faſt zu orthographiſch.

Was hilft uns unſre ſteife Regelmäßigkeit, wenn die Empfindung ſo wenig Abwechslung und Bewegung hineinbringt? Sie ſieht aus wie ein Regiment Soldaten, das nach einer maſchinenmäſſigen Bewegung fortſchreitet. Könnten wir dafür von Euch das richtige Gefühl, das jeder Sache den rechten Namen giebt, die natürliche, der Erzählung angemeſſene Stellung der Wörter, die Lebendigkeit des Ausdrucks, und die Biegſamkeit, die Ihr hineinzubringen wiſſt, lernen!

Deine Schreibart mag ich gar nicht loben; Ich weis, wie wenig Du jedes Lob, das auch noch ſo wahr und noch ſo gut gemeynt iſt, leiden kannſt.

Aber für die Liebe, die in Deinem Brief athmet, und für die Zärtlichkeit, die darinnen ſpricht, dank ich Dir aus voller Seele, und möchte Dich dafür ſogleich ans Herz drücken.

Morgen gleich, ſo kalt's auch iſt, werd ich zu dem Apfelbaum gehn, und mich auf die Raſenbank ſezen, auf der du mich das erſtemal geſehen

sehen hast. O Mädchen, auf eben-dieser Stelle saß ich oft, sah mit Thränen zum Himmel und bat Gott, mir Dein Herz zu schenken! Morgen will ich Ihm da danken, daß Er mirs geschenket hat. In die Espe, die zur Linken hinter der Bank steht, hab ich Deinen Namen eingeschnitten, und so viel hundertmal gewünscht, daß Du ihn doch sehen möchtest! Ich weis noch den Tag, an dem Du auf der Bank sassest; Es war der neunte Junius. Ich gieng allein, mit Kleists Frühling in der Hand, stellte mich, als ob ich lese, und konnte doch kaum das Buch vor Zittern in der Hand halten. Ich gieng dann weiter hinunter ins kleine Wäldchen; Da ergoß sich mein Schmerz in tausend Thränen, und ich sprach laut mit mir selber. Hätt ichs wohl damals gedacht, daß dieser Tag der Anfang meines Glücks seyn, und eine Glut in Dir anfachen werde, die mir nun ewig Wonn' und Lebenswärme mittheilt, und mich zu jeder guten That anfeuert? O du Liebe, ich hatte lange schon vorher, aber unbemerkt, nach Dir geschmachtet.

Mit jedem Tage machst Du mich glücklicher. Was hab ich heute nicht gefühlt, als Du das herrliche Lied von Klopstock! Im Frühlingsschatten fand ich sie ꝛc. nach der süssen schmelzenden Melodie des D. Weiß auf der Laute spieltest; Als jeder Ton Deines Gesangs aus der Seele in die Seele strömte, und ich Dir so gegenüber saß, und dachte: Dieser Engel mit der reinen himmlischen gefühlvollen Seele ist mein! Alle Wonne der Liebe goß sich auf Einmal durch mich hin, daß ich schaudern mußte. Und der Blick, den Du dann auf mich warfest, und die Zähre drinn . . .! O Mädchen, Mädchen! Du machst mehr aus mir als einen Menschen!!!

Da kommt er wieder aus der Wolke hervor, und scheint auf mein Blatt hin, der heilige und keusche Mond, einst der Zeuge meiner Thränen, und nun meiner Wonne. Liebes Mädchen, wie er heut so feyerlich herab sah, als wir am Fenster standen, und schwiegen, und zu ihm hinauf sahn. Ich las in Deiner Seele; Sie war voll Dank und Andacht. Du betetest für mein Glück und dankteſt, daß ich Dein bin. — Du fragteſt mich, warum ich traurig sey, und weine? Lieber Engel, ich blickte in die Zeiten der Vergangenheit. Einst stand ich so im Mondschein mit Cäcilien. Ach das arme Mädchen! Die heilige Flamme der Keuschheit war in ihrem Busen schon halb verloschen. Ihre Zärtlichkeit war nicht mehr rein; Ihre Blicke wurden wild und unverschämt. Sie zog — o Himmel und Erde! — den Vorhang vor, daß der Mond nicht herein scheinen sollte. Gott! dacht ich, welche Seele, die den Mond nicht sehen kann! Mir schauderte, ich gieng. Sie verließ mich nachher unter dem Vorwand, daß ich kalt sey. — Kalt? — armes Mädchen — Du kennſt ihren Fall mit Theodorn? Sobald ich davon hörte, fiel mir diese Mondscene wieder ein. — Kannſt Du mich tadeln, Sophie, daß ich heut der Gefallnen eine Thräne weinte? Weinen nicht auch Engel? — O Keuschheit, Keuschheit! Heilige Blüthe der Einsamkeit und Stille! Wehe dem, der dich verlezt! Aber du, heiliger Mond, sey du immerdar die Gottheit keuscher Seelen! Schein immer hell auf unsre Liebe nieder! Freudig wollen wir dich ansehn! — Gute Nacht, Sophie, liebe, reine, keusche Seele! Engel Gottes seyen um Dein Lager.

Den 9. Jan.

Eben komm ich von dem Apfelbaum zurück, und ſchreibe Dir mit ſtarren Fingern. Mir war unausſprechlich wohl da. Mein Herz, das ſchon ſeit geraumer Zeit ganz verſchloſſen war, öfnete ſich auf Einmal der Andacht, und es war als ob ein Stral vom Himmel herabſchöſſe und es erwärmte. Vor Uebermaß der Freude dacht ich ſo vielerley, und alles ſo verwirrt durch einander, daß mir der Kopf faſt ſchwindelte. Im Schnee unter dem Apfelbaum ſteht Dein und mein Name. Sobald die Witterung etwas gelinder wird, grab ich in der Eſpe meinen Namen unter den Deinigen. Mädchen, Mädchen, mit welcher heiligen Empfindungen will ich Dich am erſten Frühlingstag, den wir auf der Raſenbank feyren werden, an mein Herz drücken!

Die Dämmerung bricht ſchon an, und ruft mich zu Dir. Dann drück ich Dir auch dieſen Brief in die Hand.

* * *

4.

Sophie an Wilhelm.

Den 12. Jan.

Nimm den Kuß der Liebe für Deinen lezten mir ſo theuren Brief, Du Zärtlicher! Ich habe Dir nicht eher ſchriftlich danken können, weil der Schnupfen mich ſo taub und fühllos machte, und noch jezt bin ich wenig aufgelegt zum Schreiben.

Die arme Cäcilie kommt ich mir, seit ich Deinen Brief gelesen habe, gar nicht mehr aus dem Sinn schlagen. Ich habe sie von Jugend auf gekannt; Sie war eine liebe unschuldige Seele. Der Tod ihrer rechtschaffnen Mutter ist an ihrem unglücklichen Leichtsinn Schuld. Ihr Vater gab wenig auf sie Acht, und überließ es ihr, sich zur Gesellschaft zu wählen, wen sie wollte. Zu ihm selbst kamen allerley Leute, die den Ton der sogenannten grossen Welt hatten, und mit Zweydeutigkeiten um sich warfen. Da sie ihn selber von der Tugend und den ernsthaftesten Dingen, die jedem Frauenzimmer heilig seyn sollten, leichtsinnig oder gleichgültig sprechen hörte, so war es sehr natürlich, daß sie sich diese Denkungsart auch nach und nach angewöhnte; Und, lieber Freund, sobald man nicht mehr mit Ehrfurcht an die Tugend denkt, ach, da läßt sich das Herz, das ohnedieß in ihren Jahren jedem sinnlichen Eindruck so offen ist, gar leicht bethören, und hängt sich an alles an, was der Eitelkeit eines jungen Mädchens schmeichelt.

Freylich verdient sie Thränen, blutige Mitleidsthränen! Jeder Gefallene verdients schon; Aber ein Mädchen, das auf solche Art gefallen ist, verdients vor allen andern. Unser Geschlecht ist an sich schon so schwach und leichtgläubig, und das Eurige machts noch mehr dazu. Ists wohl Wunder, wenn ein Mädchen die ewigen Schmeicheleyen, die es von Jugend auf hört, endlich glaubt, und zulezt zu einem Schmeichler, für den ohnedieß ihr Herz spricht, Zutrauen faßt? Und weh ihr, wenn ihr Herz unglücklich gewählt hat! Ich habs bey meinen Freundinnen gesehen, wie die Männer unter der Hülle der Bescheidenheit sich ein Recht nach dem andern anmaaßen, un-

vermerkt von Einer Vertraulichkeit zu der andern fortgehn, bis die Mädchen, eh sie noch die Augen aufgethan haben, sich an einem Abgrund befinden, von dem sie nun nicht mehr so leicht zurück weichen können. Stuffenweise steigt man wohl hinauf; aber zurück kann man kaum anders wieder, als durch einen Sprung kommen: Und da setzt man sich immer der Gefahr aus, seinen Geliebten zu verlieren; Wenigstens sucht dieser immer durch verstellte Reue, durch Betheurungen und dergleichen Künste sich aufs Neue, und noch fester, in seine alten Rechte zu setzen.

Je zärtlicher und stärker ein Mädchen liebt, desto mehr Zutrauen hats zu seinem Geliebten, sagt nichts von ihm als Wohlwollen, und Sorge für ihr Glück erwarten, versieht sich gar keines Böses, glaubt nicht einen Augenblick auf seiner Huth seyn zu dürfen; So gehts mir bey Dir. — Wehe dann dem schändlichen Böswicht, der dieses Zutrauen mißbraucht, der im Arm der Unschuld, in dem er ruht, auf ihren Untergang sinnt, wie Satan, der in einer Versammlung von Heiligen, die am Altar Gottes knieen, auf ihre Verführung denkt.

O Wilhelm! Dank Dir für dein heiliges Gefühl, für Unschuld, Reinigkeit und Keuschheit. Laß uns immer rein und unbefleckt fortwandeln, bis wir an den Altar Gottes kommen! Denk, wir leben nicht allein für diese, sondern auch für jene Welt! Wir wollen uns noch in einer Ewigkeit besitzen; und in diese kann man ohne Reinigkeit nicht eingehen. Dieses Leben ist zu kurz für unsre Liebe; kein Augenblick, den wir hier, von keinem, aber von Gottes Aug gesehen, mit einander

der

der hin brachten, müſſt uns, weder in dieſem noch in jenem Leben, Vorwürfe machen!

Die arme Cäcilie! Man ſagt, ſie ſey ſchwermüthig. Ich glaub es auch. Theodor hat ſie verlaſſen und ſchweift in der Welt herum, vielleicht noch mehrere von meinem Geſchlecht ſeinen ſchändlichen Begierden aufzuopfern. Sie ſelbſt iſt faſt überall verachtet, kann ſich in den wenigſten Geſellſchaften ſehen laſſen, da ſo viele ſchadenfrohe Mädchen, die im Grunde tauſendmal ſtrafwürdiger, und blos verſchlagener ſind als ſie, mit Fingern auf ſie weiſen. Ihren Verführer liebt ſie noch, und ſieht ſich von ihm verachtet; Ihr armes ungeſundes Kind weint ihr unaufhörlich ihr Verbrechen vor; Ihr Vermögen geht zu Ende.... Was bleibt ihr zulezt anders übrig, als Verzweiflung. Und alle dieſe ſchreckliche Folgen gebiert ein einziger unbeſonnener Schritt, ein Augenblick der Betäubung! O ihr Männer, habt Mitleiden mit unſerm Geſchlecht, hintergeht uns nicht mit Schmeicheleyen und Betheurungen. Greift uns nicht von unſrer ſchwächſten Seite an! Wir ſind eitel, denn wir müſſen ſuchen, Euch zu gefallen, da ihr ja doch hundertmal nur auf das Aeuſſerliche ſeht. Wir ſind leichtgläubig, nachgiebig und gefällig. Dieſe Anlage könnte Euer Glück machen, und Ihr braucht's zu unſerm Unglück!!!

Gewiß hat das viele Leſen, beſonders franzöſiſcher Bücher, an Cäcilieno Verderben mit gearbeitet. Ich mag die Bücher, die ich, nur dem Namen nach, als ſchändlich kenne, und die ich einſt auf ihrem Putztiſche ſah, nicht nennen. Es waren auch ein paar Deutſche dabey; Ihnen zur Schande unſers Vaterlandes ſuchen jezt auch

Deut-

Deutſche ihre Ehre darinnen, Verführer ihrer Mitbürger und Mitbürgerinnen zu werden!!!

Wäre doch Cäcilien zu helfen! Glaubſt Du nicht, mein lieber Wilhelm, daß es gut wäre, wenn es in unſrer Kirche, ſo wie in der Katholiſchen, ſogenannte Magdalenenklöſter für gefallene und reulge Mädchen gäbe?

Verzeih mir dieſe Ausſchweifung, beſter Wilhelm! Ich habe Dir heute nur zärtliche Dinge ſchreiben wollen, denn der geſtrige Abend war wieder einer der ſeligſten. Unvermerkt kam ich auf eine andere Empfindung meines Herzens, auf die Zärtlichkeit gegen meine Mitſchweſtern.

Dafür will ich Dir auf den Abend recht viel Zärtliches ſagen, und auch ſingen, wenn Du willſt. Ich habe wieder ſchöne neue Muſikalien bekommen, unter andern Kleiſts Flucht der Lälage, von Benda, ganz nach meinem Herzen, auch nach meiner Stimme geſezt. Komm nur bald! Dann ſing ich Dir: Nur einen Druck der Hand ꝛc. Leb wohl, Du Theurer.! Bald ſchreib ich Dir wieder.

* * *

5.

Sophie an Wilhelm.

den 15. Jan.

Geſtern Abend haſt Du mir mit deiner auffahrenden Hize recht bang gemacht, mein liebſter

Wil-

Wilhelm. Laß mich frey reden; Denn dazu glaub ich, berechtigt mich unsre Liebe; Und wenn ich dein Herz recht kenne, so kannst du mir meine Freymüthigkeit nicht übel nehmen. Wahre Liebe kann den Fehlern des Geliebten nicht schmeicheln, und ich will Dein gestriges Betragen zwar nicht Fehler, aber doch Schwachheit nennen.

Du fandest Dich sehr beleidigt, als Du unvermuthet Gesellschaft bey mir antrafst, und liessest mich es anfangs durch saure und unfreundliche Mienen und durch Spöttereyen entgelten. Lieber Wilhelm, hättest Du bedacht, wie unschuldig ich bey der ganzen Sache war, und wie weh es mir thun musste, in Gegenwart meiner Freundinnen, die doch immer halb und halb misgünstig auf mein Glück sind, und vor den beyden jungen Meyers solche spitze Reden hören zu müssen, Du hättest mich geschont. Ein paarmal mußte ich weggehen, und in meinem Nebenzimmer weinen. Allein hättest Du mir tausendmal härtere Vorwürfe machen können; Aber Du glaubst nicht, wie weh es thut, in Gegenwart Anderer, von der Person, die unser ganzer Stolz und unser höchstes Glück ist, eine solche Begegnung erfahren zu müssen.

Was hab ich armes, unschuldiges Mädchen denn gethan? Die Gesellschaft ließ sich um vier Uhr melden, weil gestern meiner Mutter Geburtstag war. Ich hatte nun genug mit Ankleiden und Zurüstungen zu thun, und hatte nicht einen Augenblick Zeit, Dir eine Zeile zu schreiben, und Dich davon zu benachrichtigen. Ich konte auch warlich nicht vermuthen, daß Dir die Gesellschaft unangenehm seyn würde,

sonst hätt ich wenigstens meine Magd zu Dir geschickt, und es Dir sagen lassen.

Glaub nicht, liebster Wilhelm, daß ich Dir böse darüber sey! Gott weis es, wie so rein mein Herz von dem Gedanken ist, daß Du mich vorsezlich habest beleidigen, oder daß ich Dir es hätte übel nehmen wollen. Vielmehr hatt ich Mitleiden mit Dir, und es that mir leid, daß Du nicht aufgeräumt wärest. Ich sah in Deiner Seele, daß sie litt, und die Thränen standen mir mehr als Einmal in den Augen.

Bester Jüngling! es schmerzte mich nur, als mir Abends meine Mutter sagte, ob zwischen uns etwas vorgefallen sey; Ob ich ich Dich beleidigt habe? Oder ob Du die Absicht gehabt habest, mich vor andern die Obermacht fühlen zu lassen, die Du über mich habest? Ich betheuerte ihr, daß nichts zwischen uns vorgefallen sey, aber sie wollte es nicht glauben.

Doch das alles, was nur mich betraf, hätt ich in der Stille tragen, und mich nie das geringste davon gegen Dich merken lassen wollen; wenn nur die Sache mit dem jüngern Meyer nicht vorgefallen wäre, den Du, da er doch ganz unschuldig war; alles entgelten liessest. Ich will den armen Menschen nicht viel entschuldigen, Du möchtest sonst wieder eifersüchtig werden und Nebenabsichten vermuthen; Aber soviel darf ich doch sagen, ohne parteyisch zu scheinen: Er war an dem Argwohn, den du auf ihn warfest, schlechterdings unschuldig; und du suchtest blos einen Menschen, an dem du deinen Unwillen auslassen konntest. Kams vielleicht daher, daß

er bey mir saß, und mir ein paarmal die Hand küsste? So eifersüchtig wirst Du doch nicht seyn!

Ich muß Dir aber sagen, daß er, seit er von seiner Reise zurück kam, die Gewohnheit hat, allen Frauenzimmern die Hand zu küssen, welches er freylich bleiben lassen könnte; Denn es kommt so süß heraus, und das süsse Wesen kann ich, mit noch vielen meines Geschlechts, gar nicht ausstehn; Ein Mann muß ein Mann seyn. — Du sahst aber, daß er auch seiner Nachbarinn, und selbst seiner Schwester (in die er doch nicht verliebt seyn wird,) die Hand eben so oft küsste, als mir. Du weist auch, daß wir mit einander aufgewachsen sind, und daher ziemlich bekannt mit einander thun. — Wie mussten nun er und ich dieses entgelten? Du thatest mit Friderikken schön, die Du ehemals halb geliebt hattest; Du erzähltest von Deinen ehemaligen Liebesgeschichten, und bedachtest nicht, daß Du mir mit jedem Wort einen Dolch ins Herz stossest. An ihn suchtest Du allerley, gabst ihm bey seinem Spiel unerlaubte Künste schuld, da er doch so ehrlich wie ein Kind spielt. Und als er nur mit der grösten Bescheidenheit und Mässigung ein Wort dagegen sagte, fuhrst Du auf, und foderteſt ihn zum Duell heraus.

Lieber Wilhelm, wie mir das einen Stich durchs Herz gab, wie mir Leib und Seele zitterten, und ich fast in Ohnmacht sank, das würdest Du selbst gesehen und gefühlt haben, wenn Du minder aufgebracht gewesen wärest. Ihr Männer seyd grausame Leute, wenn ihr einmal anfangt! Es war ein Glück, daß der junge Meyer nachgab, und daß sich sein Bruder mit seiner dießmal so heilsamen Kälte drein legte!

Aber liebſter, beſter Wilhelm, denk, in welches Unglück Du mich hätteſt ſtürzen können! Ich bitte Dich um Gottes willen, mach mir dieſen Schrecken nicht wieder! Aus Liebe zu mir haſt Du Dein Leben wagen wollen, und mich könnteſt Du in ſolche Todesangſt ſtürzen? Heiſt das Liebe, Wilhelm? — Wenn man mir Deinen Tod berichtet hätte — O ich kanns nicht denken! — Gott, und einen ſolchen Tod! — Oder wenn Du Meyern verwundet oder gar getödtet hätteſt ... einen Unſchuldigen — und Du hätteſt fliehen müſſen, und zurücklaſſen mich, Dein Mädchen, das vor Gram und Schmerz geſtorben wäre — Wilhelm, Wilhelm! —

Männer, Männer, welch ein thörichter und ſeltſamer Begrif von Ehre! Eine That begehen, die vor Gott und Menſchen Schande bringt! Um einer Rede willen, die ein andrer im Affekt ausgeſtoſſen hat, das Leben auf das Spiel ſezen, das nicht Euch, das dem Staat und Gott, das Euren Aeltern, Euren Freunden, Eurem Mädchen angehört! Durch Euren Tod auch ſie, die Unſchuldigen, die Euch nie beleidigt haben, tödten und ins Elend ſtürzen! — Wilhelm, kann ein Menſch, der gut denkt, dieß mit kaltem Blute thun? Ach, und doch geſchichts.

Ich beſchwöre Dich bey allem, was heilig iſt, wenn Du mich noch liebſt, ſo verſprich mir feyerlichſt, dieſe falſchen Grundſäze, die dabey ſo ſchädlich ſind, abzulegen, und Dich nie wieder zu einem Zweykampf verleiten zu laſſen! Sonſt kann ich dich nie ruhig beſizen.

Doch ich glaube, Lieber, daß Dich Dein Verfahren ſchon gereut hat. Du warſt auf die

lezte ſo traurig, und beym Weggehn warfſt Du einen ſo wehmüthigen, weinerlichen Blick auf mich, daß ich Dir ans Herz ſinken, und mit Dir hätte weinen mögen, wenn wir nur allein geweſen wären. Beſter Wilhelm, wenn ich denken könnte, daß Dir mein Brief nur einen einzigen traurigen Augenblick machen könnte, ſo würd ich ihn ſogleich wieder zerreiſſen; Aber Du kannſt mich ſo nicht misverſtehen, da Du meine Liebe kennſt. Hätt ich Dich weniger Lieb, ſo wäre ich gewiß minder freymüthig; Freymüthigkeit halt ich immer für das Siegel der Liebe, und Du biſt mir nie theurer als wenn Du mir einen Fingerzeig auf meine Fehler giebſt. Wie wollten wir ſonſt glücklich werden, wenn wir uns nie in einander fügten, wenn jedes immer ſeinen Weg fortgienge, ohne ſich um das andere zu bekümmern?

Heute muſſt Du recht bald zu mir kommen! Meine Mutter geht auff Beſuch, und wir ſind allein. Ich ſchicke Dir dieſen Brief durch meine Kathrine. Sag mir nur in ein paar Zeilen, daß ich Dich um 4 Uhr ſehen ſoll, und Du mir nicht böſe ſeyn willſt! — O mein Lieber, ich bin ſo wehmüthig. Komm doch und ſink an mein Herz. Sein lautes Pochen ſoll Dir ſagen, daß Du mir Alles auf der Welt biſt, daß ich ewig Dein bin.

Sophie.

6.

Wilhelm an Sophien.

den 13. Jan.

Schlag vier Uhr komm ich. O du Engel, welch ein Brief! Was hab ich ausgestanden schon seit gestern Abend! Ich schäme mich vor Dir, vor mir, vor der ganzen Welt. — Ich wäre heute nicht gekommen, hätt ich Deinen Brief nicht erhalten, wärst Du mir nicht zuvor gekommen mit Lieb und Güte. Drey Briefe hab ich an dich angefangen, alle wieder zerrissen. — O Mädchen, was war ich gestern für ein Mensch! — Laß mich heute schweigen, wenn ich bey Dir bin! Du sollst alles schriftlich hören. Leb wohl, Heilige!

* * *

7.

Wilhelm an Sophien.

den 13. Jan.

Empfang, Mädchen, ach empfang auch schriftlich meinen Dank für alle die Güte, die Du heut über mich ausgossest! Möcht ich ihn so heiß hinströmen können, wie er mir im Herzen kocht, und vom Auge quillt! Mit mehr als Himmelsmilde hast Du mir vergeben, mich sogar noch um Verzeihung gebeten!! um Verzeihung!! —

Wie du mir entgegen kamst, wie schlug mein Herz da! Ach, ich wagt' es nicht, dich anzusehen, und da nahmst du mich so freundlich bey der Hand, und sagtest: Wilhelm, sey mir recht willkommen! Ich hab mich so sehr nach dir gesehnt. — Ach, da musst ich dich ansehen; Und dein Angesicht war wie der Himmel, wenn der Friedensbogen an ihm stralt und dem Sünder Gottes Huld verkündet.

Ich hatte mir vorgenommen, nicht mit dir davon zu sprechen, und dich schriftlich um Verzeihung zu bitten; Aber es war nicht möglich. Deine Güte lockte mir alles ab. Du wolltest mich nicht aushören, und ich muß dir noch ein paar Worte drüber sagen.

Mein Betragen war so thöricht, so ungerecht, so unbesonnen, daß ich tausend, tausend Vorwürfe drüber verdient hätte. — Dir, du Engel, dir spöttisch zu begegnen! — O ich möchte den Augenblick verfluchen, möchte mir die Zung ausreissen! — Und doch — kannst dus glauben? — war Liebe zu dir die Ursache dieser rasenden Begegnung. Warlich! reine, unverfälschte Liebe wars.

Ich bin auf jede Seele eifersüchtig, die sich dir von ferne nur naht. Sie fängt einen Stral von dir auf, und der Stral ist mir gestohlen! Und nun kam ich mit dem vollsten, liebewärmsten Herzen von unserm Apfelbaum her, wo ich Gott so heiß für dich gedankt hatte, kam mit einem Herzen voll Thränen, um auch dir zu danken, um ganz meinen Dank in deinen Busen auszuschütten. Mädchen, hab Mitleid mit mir! Als ich so, von Hofnung beflügelt, in dein Zim-

mer trat, ach da fiel mir Meyer ins Angesicht, und ließ eben Deine Hand fahren. Bin ich strafbar, daß die Höllengöttin Eifersucht mir ins Herz fuhr? Daß ich nicht mehr sah, nichts hörte? Nichts als Teufel und Verräther um mich her sah?

Wie auf Kohlen stand ich, wusste nicht, sollte ich gehen oder bleiben? Was ich anfangs sprach, war sinnlos; Du mussts selbst gemerkt haben. Endlich kühlt ich mich mit der höllischen Rache. O ich bin strafbar, Mädchen! Nur hab Mitleiden mit mir, daß ichs bin! Du weist nicht, was ich jezt noch leide, da ich nur dran denke. Glaubst Du, daß ich einen Augenblick geschlafen habe, seit gestern Abend?

Könnt ich das befolgen, was Du mich heut batest, mich vor Eifersucht zu hüten, wie so gerne! Aber wachen will ich gegen diese Furie, so gut ich kann. Thu Du auch alles, ich bitte Dich, sie in meinem Herzen nicht aufzuwecken! Gib ihr keinen Anlaß! —

O Mädchen, so wie in der ganzen Schöpfung immer das Böse mit dem Guten kämpft, der Engel mit dem Teufel, so ists auch bey Liebenden; Der Teufel Eifersucht kämpft mit dem Engel Liebe, und wir arme Sterbliche erliegen nur zu oft unter diesem Kampf.

Und von der tollen Ausfoderung zum Zweykampf, soll ich Dir davon auch noch etwas sagen? Das meiste sagt ich Dir schon mündlich. Ich hab auch, wie so viele von meinem Geschlecht, die thörichte Gewohnheit, wenn mir etwas im Kopf herum geht, es im Wein ertränken

zu wollen. Aber im Grunde heiſſt dieß mehr die Flamme anſchüren, als ſie dämpfen. Kaum hatt ich etliche Gläſer hurtig hinein getrunken, ſo ward mir der Kopf immer wärmer, und zulezt fiel ich auf die Thorheit, Meyern herauszufodern — Denn ich erkenne ſelbſt den Zweykampf für Thorheit, und die meiſten, die ſich auch ſchon oft geſchlagen haben, werdens auch thun, ſobald ſie bey kaltem Blut ſind; Der Augenſchein und die geſunde Vernunft ſind zuſehr dawider; Nur im Affekt, oder wenn man ſeine That beſchönigen will, findet dieſe thörichte Gewohnheit noch Vertheidiger. Uns jungen Leuten, die von Jugend auf den Degen tragen, kommts als etwas groſſes und heldenmüthiges vor, um einer Nichtswürdigkeit willen ſein Leben gegen einen andern zu wagen. Man hört ſo viele mit Prallerey davon ſprechen, und die meiſten ſchlagen ſich mehr aus lächerlichen Ehrgeiz als aus wahrer Ehrliebe.

Ich habs Dir heute ſchon verſprochen, und wiederhols jezt noch einmal, um einen ſchriftlichen und ſichtbaren Zeugen gegen mich zu haben, daß ich mich künftig in keinen Zweykampf mehr einlaſſen, und jede Gelegenheit dazu ſorgfältig vermeiden will. Bey dem Trinken will ich mich in Acht nehmen, und nie, als wenns unumgänglich nöthig iſt, einen Degen tragen; Denn es iſt überhaupt eine ſeltſame Gewohnheit in Europa, in Friedenszeiten ein Mordgewehr bey ſich zu führen, und gerade bey dem, der uns aus Freundſchaft zu ſich bittet, bewaffnet zu erſcheinen, als ob man ihm nichts Gutes zutraute. Und doch iſt dieſe Gewohnheit ein Zweig der Höflichkeit geworden. Muß man nicht zuweilen auf das menſchliche Geſchlecht lächelnd oder mitleidig

herabsehen, daß sich bey seinen Thorheiten für so aufgeklärt hält! —

Wenn ich an die Huld und Liebe denke, mit der Du mir verziehen hast, dann überwältigt mich die Empfindung, und ich kann nicht sprechen. Liebes Mädchen, Gott belohne dir alle deine Liebe gegen mich! Ich kann es doch nicht. —

„Dir verzeihn ist meine Rache.„ Diese Worte aus dem Ramlerischen Tod Jesu schallen mir jezt immer noch zu, wie du sie vergangnes Jahr im Concert gesungen hast. Ach! Du sangest sie mit solchem Herzen, daß ich damals schon fühlte, du könnest mehr, als dieses singen, es auch thun. Leb wohl, Engel! Bleib immer mein! und bessre mich durch deine Liebe! O wie viel hab ich dir schon zu verdanken! Ewig dein

Wilhelm.

* * *

8.

Sophie an Wilhelm.

den 26. Jan.

Meine Mutter hat von ihrer Freundinn auf dem Land, der Amtmänninn in Freydorf, einen Brief mit der Einladung bekommen, sie auf acht Tage zu besuchen. Also werd ich diese Zeit über allein seyn. Du wirst dich drüber freuen, bester Wilhelm, und denken, daß wir uns nun recht genies-

genieſſen können; Aber ich muß frey mit dir reden, und wills lieber ſchriftlich thun, als mündlich.

Ich bitte Dich, mein Geliebteſter, mich in dieſen acht Tagen mehr nicht, als ein paarmal, und zwar nur bey Tage zu beſuchen. So weh mir dieſes thun wird, ſo nöthig iſt es doch; Denn meine Mutter bat mich heute früh darum.

„Sophie, ſagte ſie, du biſt nun dieſe acht Tage über allein, und ich bitte dich, ſey im Umgang mit Wilhelm, behutſam, und laß ihn ſo ſelten zu dir kommen, als möglich! Du wirſt mir zutrauen, daß ich dieſes nicht um meinetwillen, oder deswegen ſage, als ob ich ein Mistrauen in eure Tugend ſezte, oder glaubte, ihr würdet die Gelegenheit, allein zu ſeyn, misbrauchen. Ich kenne dich und ihn zu gut. Aber die Leute hier ſind viel zu ſchlimm, und man muß der Verläumdung ausweichen, wie und wo man kann. Ich hab ſchon allerley hören und einſtecken müſſen, das mir unangenehm war, und jezt würde man noch mehr Anlaß zum raiſonniren finden, u. ſ. w.„

Lieber Wilhelm, ich konnte ihr mit nichts, als mit Thränen antworten. Gerechter Gott, unſre Liebe, die ſo rein und heilig iſt, anzutaſten! Uns ſolche niedrige Abſichten und Geſinnungen anzudichten! Hätten wir nicht unſer Herz und unſer ruhiges Gewiſſen, Wilhelm! Wilhelm, wie kämen wir oft auf einer ſolchen Welt fort?

Guter Gott, was müſſen das für Menſchen ſeyn, die einen ſo beurtheilen! Aber wir müſſen uns fügen, denn wir können die Welt und die Menſchen drinnen doch nicht ändern. — Ich habe es Dir immer verheelt, daß ich ſchon vor geraumer

Zeit

Zeit von dieser Frau, von der ich das gar nicht erwartet hätte, ähnliche Spöttereyen, und Anspielungen hören musste. Ich weinte in der Stille und hüllte mich in meine Unschuld. Ich weis, daß in manchen Gesellschaften viel Böses von mir und Dir gesprochen wird. Ich sage nichts. Gott, der du immer in mein Herz siehst, ich mag unter Menschen seyn, oder in der Einsamkeit, oder im Arm des Jünglings, den Du mir selbst zugeführt hast; Du bist ein Zeuge meiner Unschuld. — O Wilhelm, der Leiden, die ich in der Stille trage, sind viel. Oft seh ich keinen Wunsch vor mir, als das kühle, stille Grab, wo Ruh ohne Abwechslung seyn wird.

Betrübe Dich nicht so sehr, mein Bester! Ich habe ja Gott und Dich; Was will ich mehr? Ein Augenblick in Deinem Arm versüsst mir Stunden voller Bitterkeit. Laß uns diese acht Tage dulden! Ich will mir meine Zeit damit vertreiben, immer an Dich zu denken, oder Dir zu schreiben. Thu Du's auch! Heute kommst du bald; Darum schreib ich Dir, und schicke Dir den Brief. Leb wohl, Bester, und sey ruhig!

* * *

9.

Wilhelm an Sophien.

den 26. Jan. Nachmittags.

Ruhig soll ich seyn, Mädchen? Kannst Du dies im Ernste fodern, da ich doch eben deinen Brief gelesen und aus ihm die schändliche Denkungsart

der

der Menſchen wieder aufs neu kennen gelernt habe? Lieber wollte ich mir den Hals zuſchnüren, als ſchweigen oder gleichgültig bleiben! Gebrandmarkte, häßliche Gemüther müſſens ſeyn, die das Heiligthum der Liebe ſo mit ihrem Geifer beſudeln, ſolche gottloſe Verläumdungen auf uns ausſpeyen, und uns Thaten andichten können, deren nur ſie fähig ſind! Gott, wenn Dein Geſchöpf, wenn Liebe, Reinigkeit und Keuſchheit nicht mehr ſicher ſind, was wird aus Deiner Welt werden? —

Daß ſie Dich, du Engel, antaſten, und Dir Kummer machen, das ſchmerzt mich über alles. Möchten ſie von mir ſagen, ich hätte geraubt und gemordet, ich wollts nicht achten. Aber Dir Thränen auszupreſſen, dazu gehört eine mehr als teufliſche Seele. Hätt ich all die Kerls und all die Menſchen beyſammen, und hätten ſie all einen Kopf, ich ſchlug ihn ab, und frohlockte drüber!

Du haſt doch niemals eine Seele beleidigt; haſt jedem Guts gethan, ders auch nicht um Dich verdient hatte; Wir lebten ſo rein und unbeſcholten und untadelhaft vor den Augen der Welt und vor Gottes Augen, und der Teufel fährt in etliche Zähneblökende, ſchielende Menſchenfiguren, und ziſcht und geifert auf uns heraus, daß alle ſeine Brüder in der Hölle drüber jauchzen. Wer einen Teufel leugnet, dem will ich dieſe Larven zeigen, und er ſoll ihn glauben, oder er iſt ein Narr!

Mädchen! liebe unſchuldige Seele, was müſſen das für Menſchen ſeyn, die Dir Leiden machen können! Sind das die Menſchen, nach dem Bilde Gottes gemacht? O, der Menſch muß gefallen

fallen ſeyn; Sonſt kann er nicht von Gott herkommen. Wenn ich denke, wie viel tauſend Leiden, von wie tauſendfacher Art auf der Welt ſind, und daß alle faſt von Menſchen herkommen, die Haut ſchaudert mir, und ich ſchäme mich, ein Menſch zu ſeyn.

Ganze Jahre lang ſucht man in dem Gewühl herum, ſucht eine ganz gute Seele, findet nichts als Zwitter, ſchiefe, zweydeutige Geſchöpfe, von der einen Seite Engel, von der andern Teufel; glaubt zuweilen einen Menſchen gefunden zu haben, den man noch etwas zutrauen, an dem man ſich feſt anhängen kann. — Huſch! wiſcht er weg, wie ein Aal, wird Todtengerippe, und ſah eben noch ſo gut und brav aus. — O, man möcht' einen Eid ſchwören, daß es keine Tugend gebe.

Und gelingts endlich, führt uns Gottes Engel eine Seele zu, die noch den Abglanz der Gottheit an ſich trägt, die noch brav und edel, und von der Peſt unſrer Zeiten noch nicht angeſteckt iſt; Eine Seele, Sophie, wie die deine; Dankt man Gott, und freut ſich ſeines Funds; Will man alles thun, ſeine ganze Kraft anſtrengen, ſie glücklich zu erhalten und zu machen; Wird man um ihrentwillen mit dem ganzen menſchlichen Geſchlecht wieder ausgeſöhnt; Will man allen wohl, ſieht man alles in Roſenfarbe vor ſich. — Gott! Im Augenblick wandelt alles ſich in die Farbe der Nacht und der Hölle um! Der Vorhang ſinkt vom Auge weg, und die gute edle Seele ſteht vor uns da, abgezehrt wie eine Leiche, ringt die Hände, ſieht zu Gott auf; Zwanzig Teufel in Menſchen- und Weibergeſtalt um ſie her, mit wildrollenden Augen, giftigen Zungen voll Läſterung und Greuel, mit vergerten hämiſchen Geſichtern voll teufliſcher

Scha-

Schadenfreude. — O ich halte nicht aus, und verhülle mein Geſicht, um nicht Läſterungen gegen das ganze menſchliche Geſchlecht auszuſtoſſen.

So viel iſt gewiß! Unter funfzig Seelen iſt höchſtens Eine ganz gute, der man ganz trauen, von der man alles erwarten kann; Die andern neun und vierzig ſind ihre Teufel, und ſaugen an ihrem Glück, wie Blutigel.

Ich fühle, daß mir die Stirne glüht, und das Gehirn brennt. Ich muß Lindrung haben, und wo find ich die, als bey Dir? Söhn mich wieder aus mit dem menſchlichen Geſchlecht durch Deinen Blick voll Lieb und Sanftmuth, durch Deine ſanfte Stimme, durch Dein ſtilles, ruhiges, ſchmiegſames Gemüth, das jeden Fluch in Segen umwandelt! O du Engel, ſenk den Himmel, und alle ſeine Ruhe wieder in mein Herz herab, und ſtill den tobenden Aufruhr! — Auf den Abend end' ich dieſen Brief, und ſchick ihn Dir morgen zu.

Abends um 9 Uhr.

O du Engel, wie haſt Du mich dieſen Abend ſo ganz umgeſchaffen! Wie geſchmelzt mein Herz zur Demuth, und zu Thränen und zur Liebe; wenigſtens zum Mitleid gegen alle meine Brüder! Ich ſehe das Unrecht ein, das ich dem menſchlichen Geſchlecht gethan, und wie ſehr ich meine Vorwürfe übertrieben habe; Und blos zu meiner Demüthigung ſchick ich Dir das, was ich heut im erſten Unwillen ſchrieb. — Nein! Menſchen, die mit ſolchen Seelen, wie Du biſt, Einerley Geſchlechts ſind, können nicht ſo ganz verworfen, nicht ſo ganz Teufel ſeyn. Sie arten aus; Aber

dann verdienen sie mehr Mitleid und brüderliche Leitung, als Verachtung. Sind wir doch auch Menschen, könnten auch so tief sinken, wie sie, wenn uns Gott verliesse, oder wir verliessen Ihn. That Er doch so viel um Ihrentwegen, und thuts noch; Ward doch der ihr Bruder, der die Himmel ausfüllt, die Er erschaffen hat. Nein! Sie können nicht so ganz verächtlich seyn. Schwingt sich mancher sich aus seiner schweren, irdischen, ihn lastenden Hülle, bis zum Seraph hinauf, und ahmt Gott nach. — Vergebt Menschen! meine Brüder! Vergebt, wenn ich in der Hize eüren Ursprung, und alle die, die edel unter euch sind, vergessen habe! Vergib, Schöpfer, wenn ich Dein Geschöpf gelästert habe! Ach, du weists, aus Liebe zur Unschuld, und zu einem reinen, gemishandelten Geschöpf that ichs; nicht aus Haß, nicht aus Stolz, aus keiner schändlichen Absicht.

Vergib mir, Sophie! Ach, du Engel in menschlicher Gestalt! Mit Reu und Thränen komm ich zurück, lege meine Hand in Deine Hand, und schwöre, künftig mit Ehrfurcht meine Brüder anzusehen, sie zu lieben, weil sie meine Brüder sind, weil Gott unser Aller Vater ist. Mit Thränen will ich mein Gesicht wegwenden, wenn ich verirrte Brüder sehe, und schweigen; Will ihnen brüderlich die Hand bieten, und denken: Es sind meine Brüder; Es sind Unglückliche, und Unglück verdient nicht Haß, sondern Mitleid. Seh ich störrische, die auf der Leiter des Lasters und der Unmenschlichkeit immer höher steigen, ohne den Warnungszuruf ihrer Brüder anzuhören; Wenn sie so hoch steigen, daß die Stimme der Menschheit ihr Ohr nicht mehr erreicht, dann will ich mich zu dem wenden, der jeden Wunsch, jeden Seufzer, jeden Laut hört, will ihn bitten,

sie

ſie von ihrer Höhe nicht herabzuſtürzen, ſondern an der Hand eines guten Engels ſie herabzuführen, und dann will ich all ihr Hetz ſinken, und ſie wieder mit brüderlicher Lieb und Zärtlichkeit umarmen.

Ich will kein Paradies auf Erden ſuchen, weil uns unſre eigne Thorheit und die Thorheit unſrer Aeltern aus dem Paradies trieb. Ich will im Stillen Gutes thun, um dem Paradieſe, das uns unſer Heiland wieder aufſchloß, durch die Dornen dieſes Lebens zuzuwandeln. Blühen doch auch Roſen an den Dornen. Ich will jedem brüderlich die Hand bieten, daß er mit mir wandle; Will durch gute Thaten und durch Freundlichkeit jeden ermuntern, mir nachzufolgen, um mit mir einzugehen in die Ruhe.

Geh Du mir voran, du Engel, den mein Gott mir entgegen geſchickt hat! Lehr mich, auf dem ſchmalen Wege nicht zu zaudern! Lächle mir mit Deiner Liebe jeden Gram, jeden Unwillen, jede feindſelige Leidenſchaft aus der Seele weg! Lehre mich die, Deinem Geſchlecht, und beſonders Dir, ſo ganz eigene und angebohrne Duldſamkeit und Verträglichkeit, daß ich mich in jede Lage ſchmiege, daß ich Nachſicht trage gegen jeden Menſchen, und ihn durch Liebe überwinde!

Du haſt Recht, Mädchen; Wenn wir nur auf dieſes Leben ſehn, und unzufrieden drüber ſeyn, oder es tadeln und meiſtern wollen, dann iſts, als ob wir über das Werk eines Meiſters urtheilen wollten, von dem wir nur die Anlage, nur den Anfang, aber nicht das Ende ſehen. Beurtheilen wir doch die Fähigkeit eines Menſchen, und das was er werden kann, nicht nach einem Kind,

das eben erſt zu leben anfängt, und noch keine ſeiner Vollkommenheiten entwickeln kann. So ſehen wir hier nur den Keim des Menſchen; Die Frucht müſſen wir in jenem Leben erſt erwarten. Würde der Menſch hier ſtille ſtehen, würd er hier ſchon alles, was er werden kann, dann würden wir freylich gegen die Weisheit und Güte Gottes, der ein ſo zwitterhaftes, zweydeutiges Geſchöpf, wie der Menſch iſt, zu ſeiner eignen Quaal, oder zur Marter ſeiner Brüder auf die Welt ſezte, tauſend Zweifel und Einwürfe vorbringen können; So wäre, wie es einmal ein Prediger ſehr gut ausdrückte, dieſes Leben eine Frage ohne Antwort. Aber, Gott ſey Dank! wir ſehen von der Kette der Dinge und Begebenheiten in der Welt, der Schickſale und Beſtimmung der Menſchen, hier nur den Anfang oder einige Glieder; Dieſe Kette geht ins Unendliche und in die Ewigkeit hinüber; Und von der Güte unſers Schöpfers dürfen wir gewiß erwarten, daß, wenn wir einſt die Fortſezung dieſer Kette ſehen, unſre Zweifel, unſre Aengſtlichkeiten wie der Nebel vor der Sonne verſchwinden werden.

Du haſt heut in meinem Arm dem menſchlichen Geſchlecht eine Schuzrede gehalten, die, mit deiner ſanften freundlichen Stimme, mit deinem von Thränen glänzenden Auge, von allen Kanzeln, von allen öffentlichen Lehr- und Rednerſtühlen herab verkündet werden ſollte, und gewiß Wunder thun würde. Die Unfriedenſten und Stolzeſten würden beſchämt zur Erde ſehen, und hingehen, und ihre beleidigte Brüder und Schweſtern zu umarmen.

O Mädchen, welchen Segen hat mir Gott mit dir geſchenkt! Eine Ewigkeit durch kann ich Ihm nicht

nicht genug dafür danken. Wie kann man doch auf die Liebe schelten, und sie eine schädliche ungezähmte Leidenschaft nennen? Grosser Gott! zu welchen Tugenden flammet sie nicht an! Macht sie nicht, daß wir unsers Mädchens wegen alles überwinden, alles unternehmen? Und wenn das Mädchen gut ist, werden wir dann nicht zu jeder Tugend aufgerufen? Freilich kann das Mädchen auch bös, eitel, stolz, rachgierig, wollüstig u. s. w. seyn: Aber dafür, meine Sophie, gab Gott auch deinem Geschlecht so viel Anlage zum Guten, zur Menschlichkeit, zum Mitleiden, zur Bruderliebe; So viel Schamhaftigkeit und Gefühl fürs Gute, Schöne, Sanfte; So viel Freundlichkeit, Dienstfertigkeit, Gefälligkeit, und heitres Wesen, unser Herz aufzuhellen, wenn es trüb ist, und die Schönheit, die zu Allem überreden kann.

Freylich kann auch die Liebe, dieses Kind des Himmels, verunstaltet und gemisbraucht werden. Aber was wird auf der Welt nicht gemisbraucht? Je gröſſre Wirkungen zum Guten eine Sache hervorbringen kann, desto gröſſre Wirkungen zum Bösen kann sie auch hervorbringen, sobald man sie misbraucht und falsch anwendet. Gehts nicht mit dem Verstand so, durch den man Alles, ein Engel an Güte, und ein Teufel an Bosheit werden kann? Gehts nicht mit der heiligsten Sache, die dem Menschen anvertraut ist, mit der Religion selbst so, die den Menschen zu Gott bringen kann, und die man doch auch dazu brauchte und noch täglich dazu braucht, in ihren Mantel eingehüllt, alle Schandthaten und Bubenstücke zu begehen, und mit blutiger Verfolgung ganze Menschengeschlechter zu vertilgen? Sind nun aber wohl Verstand und Religion, dieses Misbrauchs

wegen, ſchädlich, oder gar ein Laſter, wozu mancher mürriſche Kopf die Liebe macht?

den 27. Jan.

Man hat uns verläumdet, hat unſerm Umgang, der gewiß vor Gottes Augen ſo untadelhaft iſt, für verdächtig ausgegeben, und uns auf die kränkendſte Art Unrecht gethan. Liebes Mädchen, dieſes brachte mich am meiſten auf, und machte, daß ich mit ſo vieler bitterer Verachtung auf das menſchliche Geſchlecht herabſah. Unverantwortlich bleibt es immer, und zeugt von ſehr ſchändlicher Gemüthsart derer, die dergleichen Lügen ausſprengen. Aber Du, Heilige, lehrteſt mich auch hier dulden und vergeben. O mit welcher himmliſcher Mäßigung ſprachſt Du von unſern Widerſachern und Widerſacherinnen! Wie liebreich wuſſtet Du ſie nicht zu entſchuldigen, und nach und nach meinen Grimm zu beſänftigen! Mädchen, Du kannſt alles aus mir machen, was Du willſt. Ich war ſonſt ſo ſtörriſch, und bey Dir geb ich ſo bald nach; Du weiſt mich ſo ſchnell zu überzeugen, weiſt mir alles ſo einleuchtend zu machen, und noch allemal hat ich Urſache, mich ſelig zu preiſen, daß ich Dir gefolgt war. Warlich! Gott muß mich ſehr lieb haben, daß er mir einen ſolchen Engel zugab. Möcht ich dieſes Glück doch immer mehr verdienen!

Es iſt wahr, liebes Mädchen, was Du heute ſagteſt: Unſchuld vertheidigt ſich am beſten ſelbſt, auch ohne Worte. Laß uns unſern Pfad fortwandeln, wie wir ihn bisher gewandelt haben! Dadurch werden die am beſten widerlegt, die uns Uebels nachreden.

Gott

Gott weis es, wie keusch und heilig meine Liebe, wie rein mein Herz von jeder unerlaubten Regung ist! Wenn ich Abends in der Dämmerung Dir im Arm liege; wenn mein Aug und meine ganze Seele auf deinem Angesicht ruht, und dein Gesicht vor mir in der Dämmerung in Eins zerfliesst: damit vergess' ich deine ganze Gestalt, jeden einzelnen Zug, und mir ists, als ob ein Engel Gottes vor mir stünde, mit dem Lichtstral um das Haupt, und es wird so feyerlich und heilig um mich her, und mir wird zu Muth, als ob ich schon im Himmel wäre, und vor Gottes Thron stünd' und ihm dankte.

Engel, lieber Engel! Immer war mir Unschuld heilig, und nie heiliger, als seit du mein bist. Oft dacht ich schon, wenn ich allein bey dir saß: Welch ein schändlicher Kerl das seyn muß, der nur den Gedanken an Verführung denken kann, wenn er im Arm eines unschuldigen Geschöpfes ruht, das ihm so ganz traut, so ganz Einen Willen mit ihm hat, weil es von ihm nichts erwartet, als wahres, höchstens, ewig dauerndes Glück. Ein Habicht, der auf eine sichere, wehrlose Taube schiesst, ist unschuldig gegen ihn, wenn er so niederträchtig seyn kann, nur den Wunsch zu hegen, das Heiligthum der Unschuld, eine keusche Seele, die sich ihm selbst in Schuz gab, die ihm Gott selber, als ein heiliges Pfand seiner Liebe zur Verwahrung in den Arm warf, anzutasten. Ein Dieb, der ein ruhig schlafendes Kind überfällt und im Schlaf erdrosselt, ist nicht niederträchtiger, als er!

Du kennst mein Herz, Sophie! Engel ist der liebste Name, den ich dir gebe, wenn wir am vertraulichsten beysammen sizen. Wär ich nicht

ein Teufel, gäb ich mich nicht ſelbſt als den ſchändlichſten Verführer an, wenn ich in dem Augenblick, da ich dich Engel nenne, den Gedanken faſſen könnte. Dich von deiner Engelshöh' herabzuſtürzen, wenn ich mir Eine von denen Vertraulichkeiten erlauben könnte, die uns die Verläumdung Schuld gibt? — Ach! warum muß doch der Menſch ſo ſehr verkannt werden? Wie kann man glauben, daß du mich noch einen Augenblick lieben könnteſt, wenn ich ſolch ein Herz hätte?

Doch, die Verläumdungen hören auf; aber Unſchuld und ein ruhiges Gewiſſen dauren ewig! — Ich will deinem Rath folgen, und auch dieſen ungegründeten Verläumdungen ausweichen. Ich will dich die acht Tage über nur ein paarmal ſehen. Heut nehm ich von unſrer braven Mutter Abſchied, und gebe dir dieſen Brief. Leb wohl, Engel, und ſchreib mir dieſe Woche wenigſtens ein paarmal, damit ich doch etwas von deiner Liebe habe! Leb wohl!

* * *

10.

Sophie an Wilhelm.

den 29. Jan.

Du fragteſt mich vorgeſtern Abend, mein Lieber, warum ich ſo traurig ſey? Und ich konnt' es dir damals nicht ſagen. Damit du aber nicht unruhig werdeſt, oder glaubeſt, es ſey wieder etwas unangenehmes für unſre Liebe vorgefallen,

ſo

so sag ich dir es jezt. Die Traurigkeit quoll aus meinem Herzen, und kam nicht von äusserlichen Umständen her.

Die Zurüstungen zur Abreise meiner lieben Mutter, die feyerliche Stille um uns her, der Gedanke an das Glück unsrer Liebe, das mit jedem Tage steigt, erregten die Furcht in mir, daß, je höher es steigt, desto tiefer werd es einst herabsinken, weil doch alle Dinge in der Welt nur eine gewisse Höh erreichen, und dann wieder sinken. Plözlich überfiel mich der Gedanke an den Tod. Entweder, dacht ich, werd ich einmal Dir, mein Theuerster, oder du wirst mir entrissen werden. Und nun schaudert' ich vor dem Gedanken zurück, wie vor einem Abgrund.

Ach, ehmals war mir der Gedanke an den Tod so süß, da ich noch allein war. Er hatte für mich so viel angenehm feyerliches; Ich ließ ihn oft in meinen frohsten Augenblicken vor meiner Seele vorübergehen; Aber jezt, da ich dich besize, da ich so an deiner Seele hange, und du mir die Welt zum Himmel machst, wie so schrecklich ist mir jezt der Gedanke! — Dich verlassen — dich verlieren...! O Wilhelm, meine Seele zittert, wenn ichs denke! Und doch ist der fürchterliche Feind uns stets so nah. — Heut beym Aufwachen kam meine Kathrine mit einem Brief vor mein Bette; er war schwarz gesiegelt. Plözlich stand der gestrige Gedanke wieder vor mir da in seiner ganzen fürchterlichen Gestalt. Als ich den Brief mit Zittern aufbrach, da fiel mir plözlich das in die Augen: Vorgestern Abend starb unsre liebe Freundinn Karoline nach einer dreytägigen Krankheit. — O Wilhelm, ich kann dir nicht sagen, wie mir ward. Du weisst, Karoline war mir Alles. Vor

einem halben Jahre ward sie mir entrissen, als sie mit Emilien (von der der Brief war) nach Frankfurt reiste, und nun werd ich sie nicht eher wieder sehen, als bis ich auch todt bin. — Ich muß abbrechen; der Schmerz überwältigt mich. Auf den Nachmittag noch etliche Zeilen über minder traurige Gegenstände. —

Nachmittags um 4 Uhr.

Heute soll ich denn allein den Abend zubringen! — Aber, Wilhelm! schon fang ich wieder traurig an, und ich will dich ja nicht traurig machen. Also ein paar Worte von deinem letzten lieben theuren Brief.

Schon tausendmal hab ich ihn geküsst, schon tausend Thränen drauf geweint. O du lieber Jüngling, wie hat mich der Ungestüm erschreckt, mit dem du anfiengst! Du musst in einer fürchterlich schwarzen Stunde gewesen seyn, als du dieses schriebest. Sieh nur das menschliche Geschlecht nicht mehr von dieser Seite an, ich bitte dich. Ich weiß wohl, daß der Mensch unabsehlich tief von seiner Bestimmung herabsinken kann; ich habs selbst schon erfahren. Aber wenn du diesen Vorwurf auf alle Menschen anwenden wolltest, dann begiengest du die grösste Ungerechtigkeit.

Doch keine Vorwürfe! Du bist ja selbst wieder zurückgekommen; hast in meinem Arm geweint, und dich mit deinen Brüdern wieder ausgesöhnt, und das folgende in deinem ganzen lieben herrlichen Brief athmet nichts als Versöhnlichkeit und himmlische Güte. Dank sey Dir dafür, du Lieber! Gott führe dir dafür lauter gute Menschen zu, die dir brüderlich die Hand bieten,

bieten, und in Eintracht mit Dir durchs Leben hinwandeln!

Heut hab ich eine Geſchichte gehört, die mich bis zu Thränen gerührt hat, und gewiß ſind die Thränen Dir gefloſſen. Cäcilien ſind von unbekannter Hand 15 Louisdor zugeſchickt worden. Wilhelm! Wilhelm! Du wareſt letzthin ſo bewegt, als Du von ihr ſpracheſt. Es entwiſchte Dir ein Wort. O Du biſts, Du biſts! Dir hat ſie's zu verdanken. Sag, hat nicht die Menſchheit tauſend Freuden, wenn man ſolche Handlungen im Stillen verrichten kann? Sie ſchweben, fremden Augen unſichtbar, wie Engel Gottes um den edlen Menſchen, und lächeln ihm Gottes Wohlgefallen zu. O wie lieb ich Dich, du Herrlicher, du Engel! Morgen kommſt Du zu mir. Zwo Freundinnen beſuchen mich, und da wird doch die Verläumdung ſchweigen. Leb wohl, Herrlicher!

* * *

11.

Wilhelm an Sophien.

Sonntag am 29ſten Jan.

Dieſen Morgen hab ich Dich in der Kirche geſehen, meine Theureſte, und ward auf den Schwingen Deiner Andacht in den Himmel gehoben. Mit dieſer Inbrunſt, dieſem Glauben, dieſer Zuverſicht hab ich noch nie gebethet. Gewiß, ſo wie Liebe zu allem Guten führt, ſo führt ſie auch zur Religion, und zu Gott. Es iſt kein

neuer Gedanke mehr, daß Andacht und Liebe sehr genau mit einander verwandt sind; aber die Wahrheit davon haben gewiß noch wenige so lebendig an sich selbst gefühlt, als ich heute. Wer ein Mädchen liebt, liebt alles Gute, alles Schöne und Vollkommene; also gewiß auch Gott. Ein wirklich Liebender ist sanft, weichherzig, mitleidig; sein Aug ist keiner Art von Thränen verschlossen; Gott, von dessen Hand er allein sein Mädchen erwarten kann, ehrt und liebt er über alles, wandelt in stetem Gebeth vor seinem Angesicht.

O Mädchen, ich war nie ohne Religion! Aber so heilig und nah und ehrwürdig war sie meinem Herzen nie, als seit ich dich in der tiefsten Demuth vor dem Angesichte Gottes stehen, und mit deinem Blick in den Himmel dringen sah. Schon der Gedanke, eben das zu lieben, was du liebst, macht mich religiös.

Unser Gott, der uns geschaffen, und uns einander zugeführt hat, dem wir in der Unschuld und Reinigkeit unseres Herzens dienen, segn' uns und verein' uns!

Laß uns stets vor Seinem Angesichte wandeln, und uns Hand in Hand Ihm entgegen gehen. Jede Seligkeit der Liebe wollen wir Ihm verdanken! Wenn wir fühlen, daß wir glücklich sind, so wollen wir unsre Freudenthränen dem zum Opfer bringen, der uns glücklich gemacht hat!

Nachmittags um 4. Uhr.

Dein Brief, meine Theuerste, hat mich sehr traurig gemacht. — Tod! ach Tod! — Ja, er ist der Feind der Liebe, und doch auch ihr Freund.

Er

Er kann die vereinigen, die Schicksal und Unglück, oder Eigensinn der Menschen hier getrennt hat. Ach Sophie, warum dachtest du gerade an den Tod? Dieser Abend wird mir nun so traurig seyn. — Deine Freundinn Karoline hat so lang schon ihrem Eduard nachgeweint, und nun ist sie bei ihm. Viel, viel Trost für sie. Und doch, Sophie, kann ich nicht ruhig seyn, seit du an den Tod dachtest. Ach, Mädchen, könnt ich doch an deine Brust sinken, und weinen! —

Morgen also seh ich dich, du Theure! Schon ist die Woche halb vorüber, die uns trennte. Jedes Elend nimmt ein Ende; Jedes Elend. Aber ach, der Tod ...! Wie eine Wolke schwebt er über meinem Haupt, von Donnern trächtig. Und doch nimmt auch er ein Ende. Mädchen, auch der Tod stirbt. Und doch ist sein Bild so schrecklich, und ich zittre. Mädchen, wär ich bey dir!

* * *

12.

Wilhelm an Sophien.

Liebes, herrliches Mädchen!

den 30sten Jan.

Wie wohl war mir heut bey dir! O wie hieng mein Blick an deinem Blick, da ich dich drey Tage lang nicht gesehen hatte! Nun sah ich erst, welch eine herrliche Frucht auch die Trennung bringt, ach das Wiedersehn, das Wiedersehn der Liebenden!

Mäd-

Mädchen, Mädchen, wie so theuer bist Du meinem Herzen! Wie so fest und unzertrennlich hang ich an dir! Hätt ich dich nicht, o was wäre mir die Welt! Oft bin ich so ganz einsam, kann mich an nichts anhängen. Alles ekelt mich an, und ich wünschte nur das Aug auf ewig zuzuschlieſſen, und zu sterben. Aber, wenn ich dann Dich wieder sehe, o wie wird mir dann die Welt so freundlich! Und dann kann ich nicht begreifen, wie man unzufrieden seyn kann!

Sieh, so war mirs heut wieder. Böse Laune überfiel mich, so wie ehemals über Saul der böse Geist von Gott gerieth. Ich schloß mich ein, und kein Mensch konnte mit mir auskommen, bis ich Dich sah, und mich meines Unmuths schämte, und nicht begreifen konnte, wo er schnell hingeflogen war.

Wir Männer waren unerträgliche Geschöpfe, wenn Gott Euch nicht auf die Welt gesezt hätte, unsern Unmuth und unser rauhes, saures Wesen zu mildern. Du liebe Seele kannst mich so schnell umändern, daß ich mich im Augenblicke selbst nicht mehr kenne.

Ich sahs, wie dir heut die Freude aus den Augen leuchtete, sah deine ganze Liebe mehr als jemals, und ich dankte Gott für deine Seele. Ach Mädchen, wenn ich je von dir getrennt werden sollte, könnt ich da noch leben? Ich beschwöre dich bey Gott, lieb mich immer so wie jezt! Wenn du deine Liebe mir entzögest, oder sie nur etwas kälter werden lieſſest, du würdest mich tödten. Du hast mich so glücklich gemacht, daß mir jeder minder glückliche Zustand unerträglich, und mein Tod werden würde. Aber

eine

eine Seele, wie die Deinige, kann nicht wankelhaft seyn. —

Die kleine **Berginn**, die heut bey dir war, ist ein artiges Geschöpf. Hab ich recht beobachtet, so liebt sie den jungen **Striemer**; Wenigstens folgte ihm ihr Auge überall nach; Und dann dauert sie mich von Herzen. **Striemer** ist ihrer nicht werth. Ich kenne ihn von Jugend auf, und hab ihn auf der Universität noch besser kennen gelernt. Er ist einer von den süssen flatterhaften Herren, die in einem Mädchen mehr sich selbst, als das Mädchen lieben; Eine männliche Coquette. Jedes Mädchen, das er sieht, glaubt er, müss ihn lieben. Er sagt ihr Süssigkeiten und Zärtlichkeiten vor, an denen sein Herz keinen Antheil hat. Treu und beständig kann er nicht seyn, und die liebe Berginn hängt an allem so mit ganzer Seele, daß sie wohl verdiente, wieder eben so geliebt zu werden. Ich kenne keinen traurigern Zustand, als wenn man einen Flatterhaften liebt, dem man Alles zu seyn wünscht, und der einem doch gar nichts ist, und seyn will. Und dann sind **Striemers** Absichten warlich nicht die reinsten, und gehen immer sehr aufs Sinnliche. Ich kenn' eine Professors Tochter, die jezt seinetwegen in Schmach und im Elend seufzt. Sie gab mir, als er schon wieder nach Haus gereist war, zweymal einen Brief an ihn, und bat mich mit Thränen, ihn ihm zuzuschicken. Ich thats, aber sie bekam keine Antwort, und nun, hör ich, soll das Mädchen melancholisch und schon zweymal im Begriff gewesen seyn, Hand an sich selbst zu legen.

Du wirst mirs zutrauen, meine **Sophie**, daß ich dir dieses nicht aus Nebenabsichten, oder

aus heimlichen Haß gegen Strlemern entdeckt habe. Gott weis, wie rein ich davon bin, und daß ichs bloß deswegen sage, um ein Mädchen zu retten, das ein bessres Schicksal verdiente. Die Berginn hat eine so liebe Einfalt, so wenig Erfahrung in den Kunstgriffen der Männer und im Weltlauf, daß sie eine freundschaftliche Warnung verdient, und diese kannst du ihr am besten geben, da du mit ihr ziemlich vertraut bist.

O Mädchen, wie viele schlechte Seelen giebts doch in der Welt gegen Eine gute! Sollten wir nicht alles thun, das Reich der Tugend und der Unschuld auszubreiten, oder doch vor Anfällen und Verheerungen zu sichern?

Wie glücklich sind wir, daß wir uns gefunden haben! Denn wir sind noch beyde tugendhaft, und können uns durch Tugend und durch Unschuld glücklich machen. Wie oft hab ich dich mir in der Einsamkeit vom Himmel herabgefleht, eh ich dich noch kannte! Wie oft ahndete es meinem Herzen, daß ich die noch finden würde, die so ganz gleich mit mir denkt, alles das liebt, was ich liebe! Die den stillen ruhigen Genuß der Schöpfung allem Prunk und Glanz und Lärm der Welt vorzieht! Und dann sah ich mich in der Welt herum, und suchte, ach und fand nichts als flatterhafte, in der Eitelkeit versunkne Seelen, die mit ihrem Auge mehr an der goldnen Weste hangen, als an dem Herzen, das drunter schlägt; Die mehr drauf achten, ob man Komplimente und übertriebne Schmeicheleyen vorbringen kann, als aus dem Herzen sprechen. Mädchen, und dann gieng ich wieder mit leerem, trübem Herzen in die Einsamkeit, und überließ mich meinem Unmuth, und zweifelte, ob ich jemals

die

die erseufzte Unbekannte, diesen Abgott meiner Seele finden würde! Und dann hielt ichs für Geschöpf der Phantasie, und versank in Muthlosigkeit, und wünschte mir ein minder fühlendes Herz, das weniger verlangte, um glücklicher seyn zu können!

Aber Dank sey Gott für dieses Herz! Er gab mirs nicht umsonst; Dieß Verlangen war mir nicht zur Quaal gegeben; denn es ist befriedigt, und nun hab ich Alles, seit ich dich gefunden habe; kann nichts mehr verlangen, seit du mein bist, du Erwählte!

Ach, wie kann ich Gott und dir meinen Dank mit Worten und mit Mienen genug an den Tag legen! Stunden lang lieg ich dir im Arm, und kann nichts, als dich nur mit Schweigen ansehn. Aber, Mädchen, dann ist meine Seele nicht auf Erden, ist im Himmel vor dem Thron des Allbarmherzigen und bethet an. O du Engel, wann wird endlich auch die Zeit kommen, da ich dich in meine Hütte führen, da ich immer um dich seyn, und von dir lernen kann die schöne Duldsamkeit, die dir so eigen ist, denn so ganz ruhigen Genuß der Welt, die Zufriedenheit mit Allem, was uns Gott giebt, es sey Gutes oder Böses? Denn noch oft ist meine Seele unruhig und tobt in mir, und will mehr die Menschen nach sich umschaffen, als sich in die Menschen schmiegen, will einen Himmel auf Erden haben, und kein trübes Wölkchen an ihm sehen. Du hingegen, wie so ruhig, wie gelassen! Ach, du weisst, mit allen Menschen umzugehen, hast gelernt, sie alle zu ertragen, und ihr Freund zu bleiben, ohne ihre oft so verkehrten Grundsäze anzunehmen. Mädchen,

lehre

lehre mich die Kunst, wenn sie nicht nur Dir allein gegeben ist! —

Ich hab eine entfernte Aussicht, ein Amt mit einem hinlänglichen Auskommen zu erhalten; dann meine Sophie wirst du ganz mein; dann sollst Du, meine Lehrmeisterinn, immer um mich seyn, jeden meiner Schritte leiten, mich in jeder trüben Stunde trösten und den Gram aus meiner Seele sagen; denn in Deiner Gegenwart kann kein Gram bestehen, so wie das Laster nicht im Angesicht der Tugend bleiben kann. — Welche Tage seh ich vor mir! O Sophie! still und unbekannt, nur Gott und uns bekannt, wollen wir dann leben. Fern vom Geräusch der Welt soll unsre Hütte seyn, soll nur Guten und Edeln und Armen offen stehen. Die Guten werden uns suchen, und sich mit uns freuen, und die Armen wollen wir trösten. Der Glückliche kennt kein Bedürfniß, als den Wunsch, auch andere glücklich zu machen.

Leb wohl, du Engel! Gottes Liebe schütze Dich, bis wir uns wieder sehen! Nach vier Tagen, wenn deine Mutter kommt, sehen wir uns täglich wieder.

* * *

13.

Sophie an Wilhelm.

Lieber Wilhelm!

den 2. Febr.

Du darfst mir glauben, daß ich Deinen lieben zärtlichen Brief sogleich würde beantwortet haben, wenn

ihein mich nicht eine Unpäßlichkeit gänzlich unfähig dazu gemacht hätte. Bald, nachdem du lezthin von mir gegangen warst, bekam ich so schreckliches Kopfweh, und einen so starken Schwindel, daß ich kaum meiner Sinne mächtig war. Dieß dauerte bis gestern Abend. Ich schlief noch mit den Kopfschmerzen ein; Aber heute früh war mirs beym Erwachen so wohl, der Kopf war mir wieder so leicht, und die Seele so hell, daß ich mich kaum selber mehr kannte. Mein Herz hob sich mit Dank zu Gott auf, und dann las ich deinen lieben herzigen Brief, dessen Zärtlichkeit und Wärme ich nun erst ganz fühlen konnte; Denn ich hatte ihn mitten unter den betäubendsten Schmerzen erhalten und gelesen, und nun kam mir alles dabey empfundene Gefühl wie ein Vergnügen vor, das man in einem Traume genossen hat, dessen man sich nur noch halb erinnert.

Lieber **Wilhelm**, ich wollte dir nichts sagen lassen, um Dich nicht zu erschrecken; Aber ich befand mich recht übel, und ein paarmal war ich im Begriff zu dir zu schicken; Denn mir ahndete vom Tod, und fürchterliche Fantasien ängstigten mein Herz. Bester **Wilhelm**, Dir entrissen werden, und dich weinend und trostlos auf der Welt zurück lassen, warlich der Gedanke ist fürchterlicher, als selbst überbleiben, und sein Leben durchweinen. Lange dauren würd es doch nicht, und ich wüßte dich ja glücklich. Hast du **Klopstocks** Selmar und Selma gelesen, **Wilhelm**? Ich las diese Elegie heute früh, und fand alles drinn so wahr, daß ich dachte, **Klopstock** hat aus meiner Seele abgeschrieben, wenn er seine Selma sprechen läßt.

Wie dank ich dir, mein beſter **Wilhelm**, für die Zärtlichkeit, die du über deinen Brief ausgehaucht haſt! Zwar ich kenne deine ganze Liebe; aber, Theurer, die Verſicherungen davon kann ich nie genug hören. Wenn du ſagſt oder ſchreibſt: Ich liebe dich, **Sophie**! dann hör ich Melodie des Himmels, und nie denk ich gröſſer von mir ſelbſt, als wenn Du ſagſt: Ich liebe dich, **Sophie**!

Hörſt du's auch gern, mein Erwählter? O, ich liebe dich, mein **Wilhelm**! Ueber alles lieb ich dich! Jeder meiner Blicke, jeder Laut meiner Stimme ſoll mein ganzes Leben durch dir ſagen: Ich liebe dich, mein **Wilhelm**! Ach, ich fühl es, lieber **Wilhelm**! wie wenig ich mit dieſem Worte dir ſage, und du muſſt es fühlen, wie viel tauſendmal mehr ich dir ſagen wollte!

Du erhebeſt mich viel zu ſehr, und ſezeſt dich viel zu tief herab. Thu das nicht, mein **Wilhelm**! Es kränkt mich, wenn du dir ſelbſt ſo wenig Gerechtigkeit widerfahren läſſeſt. Thuns doch ſo wenig Menſchen, da ſie dich nicht kennen, da ſie nicht im Stande ſind, dich ganz zu faſſen.

Bey deinem Herzen, das ſo viel verlangt, weil es ſelbſt ſo viel leiſten kann und leiſtet, kannſt du freylich mit gewöhnlichen Alltagsmenſchen nicht zufrieden ſeyn: denn jeder miſſt den andern nach ſich ſelbſt. Ich habe ſchon oft gedacht, wenn ich andre Männer neben dir ſehe: Es iſt gar kein Wunder, das mein **Wilhelm** mit der groſſen, edlen, freyen Seelen oft ſo mismuthig umher blickt, wenn er einſam da ſteht, wie die Eiche zwiſchen niedrigem Geſträuch, weil er ſich

nicht

nicht anſchlieſſen kann an ein Herz, das dem ſeinen gleich denkt und fühlt. Wie wenig Jünglinge ſind das, was ſie ſollten und ſeyn könnten? Entweder ſind ſie allzu rauh, allzu wild; Wollen ſich durch kein Geſez einſchränken laſſen, und verfallen auf Niederträchtigkeit und Liederlichkeit, und wollen dieſe dann durch elende, mit der geſunden Vernunft und aller menſchlichen Glückſeligkeit ſtreitende Grundſäze entſchuldigen; Oder ſie ſind, wenn ichs in Rückſicht auf mein Geſchlecht betrachte, ſtolz und eitel, und ſehn auf uns als Geſchöpfe herab, die Gott blos allein um ihrentwillen, ihnen zu gehorchen und zu dienen, erſchaffen habe. Für Menſchen halten ſie uns kaum, und nehmens übel, wenn wir auch einmal denken wollen. Sie ſehn uns für ein nothwendiges Uebel an, und laſſen uns daher ſo wenig Vorrechte der Menſchen genieſſen, als nur möglich. Oder — und dieſes ſind die unerträglichſten — ſie gehn auf der Gegenſeite zu weit, bethen mein Geſchlecht an, werden Schmeichler, Jungfernknechte, Stuzer, und wie die ärgerlichen Arten von Menſchen alle heiſſen mögen! Genug, **Wilhelm**! mir waren dieſe Leute von jeher unausſtehlich, und es kam mir immer als ſehr niederträchtig vor, aus einem Menſchen, einem, der einerley Geſchlechts und Urſprungs mit uns iſt, auf ſeine eigene, und auf Koſten aller andrer Menſchen eine Gottheit zu machen, vor ihr niederzuknieen, ſie abgöttiſch anzubethen, und ihr zu Lieb auf ſeinen Willen und alle Vorrechte der Menſchheit Verzicht zu thun. Kann ich, oder kann ein andres Mädchen einen ſolchen Menſchen noch ſchäzen, ich will nicht ſagen, lieben, der ſeine eigne Würde ſo verkennt, und uns Dinge vorſagt, und vorſeufzt, die er entweder gar nicht glaubt, oder, wenn er ſie glaubt, eben dadurch

ein Zeugniß von ſeiner eignen Kleinheit und ſeinen eignen ſchwachen Verſtand ablegt? Zu geſchweigen, daß er dadurch Hunderte von meinem Geſchlecht verderbt, und zu eiteln einbildiſchen Thörinnen macht, die mit ihrem Fächer, als mit einem Scepter, über die Welt zu regieren glauben, da ſich ihre Herrſchaft doch nur auf einen leeren Stuzerkopf erſtreckt.

Doch ich komm in Eifer. — Wie ſo ganz anders machſt es du! Wie weiſſt du die Mittelſtraſſe ſo genau zu treffen? Du bleibſt immer gleich, ohne ſtolz oder eigenſinnig zu werden; Biſt gegen alle Mädchen verbindlich, ohne deinen Grundſäzen ungetreu zu werden, ohne Schmeicheleyen zu verſchwenden; Bleibſt immer ein Mann, und beobachteſt das Verhältniß genau, das zwiſchen deinem Geſchlecht und dem unſrigen iſt, oder ſeyn ſollte. **Wilhelm!** ich wollte dir warlich keine Lobrede halten. Ich weis, wie wenig du das leiden kannſt. Ich ſchilderte dich blos, wie du biſt, wenigſtens mir vorkommſt. Weil ich dich mir aber eben vorſtellte, wie du in ſolchen Fällen, wenn man von dir ſpricht, den Kopf ſchüttelſt, und in Verlegenheit kommſt, ſo brech ich ab, ſo ſehr mich auch mein Herz treibt, noch mehr von dir zu ſagen.

Es iſt wahr, Du weiſſt dich nicht ſogleich in alle Menſchen, am wenigſten in gleichgültige, ſchaale, oder gezwungene und gleichgültige zu ſchicken. Aber welcher Mann von Kopf und Herz kann dieß wohl, wenns lang dauert? Kann mans überhaupt, bey Eurer Erziehung, von Euch fodern? Ihr habt von Jugend auf Euren Willen; Wir hingegen werden zum Dulden und Nachgeben und

Schmie-

Schmiegen gebohren, oder wenigstens erzogen. Wir sind oft ärgerlich genug, wenn wir mit widerlichen oder gleichgültigen Menschen umgehen müssen; Aber wir dürfen uns unsern Aerger nicht merken lassen. Rechne mir also das nicht als Tugend an, was überhaupt meinem Geschlecht eigen ist, und grösstentheils von der Erziehung herkommt. Es gehört keine Selbstüberwindung oder Aufopferung dazu; und ohne diese, deucht michs, giebts keine Tugend.

Verzeih, liebster **Wilhelm**, ich bin, wie ich seh, ins Plaudern (man könnts gar Philosophiren nennen,) hineingekommen, und ich weis, wie übel das einem Mädchen steht. Wie viel besser hätt ich meine Zeit damit zubringen können, dir für deinen Brief und für deine Liebe zu danken, und dich meiner ganzen Zärtlichkeit zu versichern! Aber ich fühle wohl, daß mein Herz noch verschlossen ist; Die Schmerzen haben mein Gefühl betäubt, und in solchen Fällen kann man freylich nicht viel klügeres thun, als plaudern, und zwar grösstentheils mit dem blossen kalten Verstand. Hättest du mir am Herzen gelegen, o so hätt ich geschwiegen, und dir mein Gefühl durch Schweigen ausgedrückt. Aber wir sind nicht alle Tage gleich; Auch die Empfindung hat ihre Launen, und unser Herz hängt viel zu sehr von äussern Gegenständen ab, als daß wir immer Herren darüber wären.

Was du mir von der **Berginn** und von **Striemern** geschrieben hast, macht mir ihrentwegen sehr unruhig; Denn ich liebe das gute, in der Welt noch so ganz fremde Geschöpf sehr. Ihre Zuneigung zu **Striemern** hab ich schon lang gemerkt, und der Mensch, sein ganzes Aussehen

und Betragen war mir immer zuwider, ohne daß ich mir einen Grund davon geben konnte. Deswegen ich mir auch oft böse wurde, und mir Vorwürfe darüber machte, daß ich einen Menschen nicht leiden konnte, von dem ich doch eigentlich nichts Böses wusste. Du hast mir auf Einmal alles aufgeschlossen, und ich sehe, daß mich mein dunkles Gefühl nicht betrogen hat. Ich sinne jezt blos auf Gelegenheit, die Berginn im nächsten Gespräch auf ihn zu bringen, und ihr alles rein heraus zu sagen, sollt ich auch ihre Freundschaft drüber verlieren! Sie muß von ihm gerettet werden, und ihre Rettung ist mir noch lieber, als ihre Freundschaft, so theuer mir auch diese sonst in jedem andern Falle ist.

Leb wohl, Lieber! Morgen oder übermorgen kommt meine liebe Mutter wieder, und dann thu ichs dir sogleich zu wissen. Meine Seele schmachtet sehr nach dir, du Einziger.

* * *

14.

Wilhelm an Sophien.

den 3ten Febr.

Kannst dus mir wohl übel nehmen, bestes Mädchen, daß ich gestern so unangemeldet zu dir kam? So bald ich hörte, daß du dich die Zeit über nicht recht wohl befunden habest, war mirs nicht länger möglich, auf der Welt zu leben, ohne dich zu sehen. Nicht wahr, du nahmsts nicht

übel,

übel, lieber Engel? Du sahst ja so freundlich aus, und verstellen kannst du dich nicht.

Aber, Gott! wie erschrack ich, daß du so blaß aussahst! Du mußt noch kränker gewesen seyn, als du mir entdeckt hast. Gottlob, daß es jezt wieder besser ist! Liebes Mädchen, wie so zärtlich du bist, mir nicht das mindeste davon zu sagen! Du fürchtetest, mir Kummer zu machen, und littest in der Stille. O Engel, wie vergelt ich dir diese Zärtlichkeit!

Ich war sehr betroffen, die **Berginn** bey dir zu treffen. Vermuthlich hab ich dich und sie in einer Unterredung über **Striemern** gestört, denn ich sahs wohl, wie sie weinte, und es vor mir zu verbergen suchte. Das gute Mädchen dauret mich unaussprechlich. Ihre Seele muß schon sehr fest an dem Unwürdigen hangen.

Als du nachher im Gespräch auf **Striemern** zieltest, indem du überhaupt von Leuten seines gleichen sprachest, konnt ich nicht mit sprechen, weil ich leicht bey ihr in den Verdacht hätte kommen können, daß ich dich gegen ihn eingenommen habe; Und wenn sies ihm entdeckte, so käm ich nur in unnöthigen Streit, in dem ich mich nicht würde mäßigen können.

Du hast mir fast noch nie so gut gefallen, als da du gestern über die schlechten Kerls aus meinem Geschlecht so in Eifer geriethest, und für Unschuld und Tugend so heiß sprachest. O Mädchen, wie liebenswürdig wird man nicht, wenn man für Tugend spricht! Küssen und ans Herz drücken hätt ich dich mögen, als dir die Stirne so heiß glühte, und du zwischen deinen Augenbrau-

braunen eine Furche zogest, und sich über deinen Augen mir ein paar Vertiefungen entdeckten, die ich vorher noch nie wahrgenommen hatte. So ein edler Unwille muß die Engel im Himmel freuen, und jeden Böswicht schamroth und zittern machen.

Morgen also kommt deine brave Mutter wieder, und ich seh dich. Für deinen lieben herrlichen Brief dank ich dir mündlich mit tausend Küssen. Jezt muß ich abbrechen, weil ich nothwendige Geschäfte habe. Einige Augenblicke muß ich mich mit dir unterhalten. Leb wohl, Liebe!

Noch ein paar Worte. Wenn nur dieses Jahr der Frühling recht bald anbräche, daß du dir in der freyen Luft Bewegung machen könntest! Ich schreibe dein Kopfweh blos dem anhaltenden Sizen zu. Ueberhaupt kann ichs nicht begreifen, wie ihr Mädchen das beständige Stubensizen ohne einige Bewegung aushalten könnt? Auf den Frühling gehst du doch viel mit mir spazieren? Nicht wahr, Engel? Noch einmal, leb wohl!

* * *

15.

Sophie an Wilhelm.

am 7. Febr.

Ich konnte nicht eher dazu kommen, dir zu schreiben, liebster Wilhelm, weil ich seit der Ankunft meiner Mutter hunderterley Geschäfte zu besorgen hatte. Warst du gestern Abend über mein Still-

schwei-

schweigen so traurig, oder kam deine Traurigkeit daher, daß ich meiner Mutter habe versprechen müssen, die Amtmännin aufs Frühjahr zu besuchen? Diese Zeit ist ja noch so weit entfernt, und du musst mich alsdenn wenigstens ein paarmal auf einige Tage auf dem Lande besuchen.

Mit der **Berginn** hab ich gestern noch einmal wegen **Striemern** gesprochen. Ob sie mir gleich ihre Liebe zu ihm nicht gestehen wollte; so verrieth sie sich doch nur allzu sehr. Sobald ich seinen Namen nannte, ward sie feuerroth, und suchte das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken. Ich liess mich aber nicht davon abbringen, und malte ihn so ab, wie ich ihn kenne. Sie gab vor, ihr seys gleichgültig, wie sein Karakter sey; Aber seit ich so offenherzig war, merk ichs wohl, daß sie ganz kalt und zurückhaltend gegen mich wird. So leid mir dieses thut, so kann ich doch nicht anders; Ich beobachtete die Pflicht einer Freundinn, und habe doch so viel bewirkt, daß sie gegen ihn sehr behutsam thut, und auf seine Handlungen genau Acht gibt. Sobald sie etwas Zweydeutiges und Heuchlerisches dran bemerkt, welches gar nicht lang anstehen kann, so wird, wie ich hoffe, ihre Zuneigung zu ihm ziemlich vermindert werden; Denn sie sieht auf Rechtschaffenheit und Tugend, und war bisher durch sein schleichendes, scheinheiliges Wesen nur verblendet.

Ich wünschte, daß die **Berginn** und der junge **Meyer** ein Paar würden; Eins könnte das andre glücklich machen. Sein flüchtiges Wesen würde sich bey ihrem Ernste bald verlieren, und dann könnt er ein sehr brauchbarer Mann werden. Wenn er nun einmal erst recht herzlich verliebt wird, und

eine Zeitlang ſchmachten muß, dann iſts ſchon gewonnen. Ich hab es ſchon oft bemerkt, nichts macht ernſthafter und geſezter, als die Liebe, wenn ſie nicht ſogleich erhört wird. Und alsdann kann ein Mädchen, wenn es klug iſt, ſeinen Liebhaber ſchon im ernſthaften Ton erhalten. Im Eheſtand gibt ſichs ohnedieß von ſelbſt. Nächſtens will ich **Meyern** und die **Berginn** zu mir bitten, und dann muſſt du ſie mit mir beobachten helfen.

Du warſt geſtern meiner Geſundheit wegen noch ſo ſehr bekümmert; Aber, lieber **Wilhelm**, ich bitte dich, ſey ganz ruhig! Ich bin völlig geſund, und ſo friſch und munter, als ich ſeit langer Zeit nicht geweſen bin.

Heut kann ich dich nicht ſehen, weil ich zum **Kriegsrath Warner** gebethen bin. Geſtern konnt ichs dir noch nicht ſagen, darum ſchick ich dir dieſen Brief. Morgen, lieber **Wilhelm**, kommſt du deſto früher zu mir. Leb recht wohl!

* * *

16.

Wilhelm an Sophien.

Liebe Seele,

den 13ten Febr.

Zu meinem gröſſten Aerger bin ich heut zum geheimen Rath von Zollern gebethen, und du weiſſt wohl, in meinen Verhältniſſen konnt ich die Einladung nicht ablehnen, ob ich gleich den

Abend

Abend tausendmal lieber bey dir zubrächte. Nichts auf der Welt ist mir verdrüßlicher, als etliche Stunden in einer gleichgültigen Gesellschaft von Stuzern und gemalten Coquetten, mit Spielen oder abgedroschenem Geschwäz tödten zu müssen, und sich dabey bewusst zu seyn, man hätte diese Stunden auf die angenehmste Weise im Arm der Geliebten zubringen, und jeden Augenblick davon genieſſen können. Der Gedanke ist mir unausstehlich, daß sich Menschen selber so im Lichte stehen, und einander so zur Last liegen. Gesellschaft soll das Glück und der Sonnenschein des Lebens seyn, der unser Herz nach den trüben Stunden lästiger Geschäfte wieder aufheitert, und mehrentheils ists umgekehrt. Man kehrt düsterer zurück, als man hingegangen ist. — Doch, ich verderbe die Zeit noch mit Klagen und Moralen, die im Grunde das menschliche Geschlecht gewiß nicht umschaffen oder bessern werden.

Den gestrigen Abend, liebes Mädchen, machtest du mir wieder recht froh. Du musst mir öfter auf dem Klavier vorspielen und singen, und hier schick ich dir etwas, das ich in einigen Tagen von dir und der Schönbergin singen zu hören wünschte. Du schriebst mir lezthin von Klopstocks herrlicher Elegie: Selmar und Selma, und augenblicklich war ich darauf bedacht, Neefens Kompositionen einiger Klopstockischen Oden, von denen ich neulich so viel Rühmens hörte, zu bekommen. Endlich ist mirs gelungen, gegenwärtiges Exemplar zu erhaschen, das man mir zwar nur geliehen hat, aber du kannsts so lang behalten, bis ich ein eigenes für dich, das ich schon aus Leipzig verschrieben habe, bekomme. Ich ließ mir heut durch einen Freund, der nur mittelmässig singt, einige Oden draus versingen, und

und ich ward im Innersten erschüttert und gerührt, besonders durch den Schlachtgesang, die Somnernacht, und Selmar und Selma. O Mädchen, wenn du es singst, dann muß jeder Ton an die Seele dringen; Denn Neefe wählte immer, bey der schönsten Simplicität, den einzigen und wahren. Hätte doch nur meine Stimme Biegsamkeit genug! Dann sängen wir Selmar und Selma zusammen. Ausdrücken würd ich gewiß genug! Denn Neefe sah in die Seele der beyden Liebenden hinein, und sang aus ihnen; Und ich brauchte mich nicht erst in Selmars Seele hineinzudenken, da ich schon hundertmal eben das, was Selmar, fühlte, wenn ich, dir im Arm, an den Tod dachte, oder du davon spracheſt. —

Und nun muß ich dir die traurigste Geschichte erzählen, die sich erst heut zugetragen, und mich im Innersten erschüttert und gerührt hat.

Du sprachst gestern mit so vielem Antheil vom Tod der armen Steinmin, die aus Gram gestorben ist, weil ihr ihre Anverwandten ihren Brückner nicht lassen wollten.

Heute früh ward sie begraben. Ich sah ihre Leiche, nur im Ueberrock und mit unfrisirten Haaren, mit an, weil ich dergleichen Auftritte liebe, die meine eingefrorne Empfindung mit Einemmal wieder aufthauen. Das Mittel that seine Wirkung. Kaum hört ich vor dem Haus das Lied anstimmen: Auferstehn, ja auferstehn wirst du ꝛc und sah die Baare mit der jungfräulichen Krone drauf aus dem Haus herausbringen, so war meine ganze Seele weg; Die Thränen schossen mir so häufig in die Augen, daß

ich

ich mich wegwenden mussste, und eine kleine Strecke vor der Baare her auf den Kirchhof hinausgieng, um sie begraben zu sehen. Was ich dabey gefühlt habe, kann ich dir nicht sagen. Wenn ich zuweilen nach der Baare der Dulderinn blickte, und die Krone der Keuschheit und der Ueberwindung drauf zittern sah, o da stürmten Wonn und Traurigkeit mit gleich starker Gewalt auf mich ein. Ich dacht an ihr Glück, an den Tag der Auferstehung, sezte mich über Erd und Himmel weg, und dachte dann wieder an die Leiden der Zurückgebliebenen. Die Wächter auf dem Thurm bliesen das Sterbelied, so rührend und beweglich, daß ich glaube, die einfältigen Leute fühlten den Verlust des Mädchens mehr als ihre eigne harte Anverwandten.

Brückner, der von ihrer Krankheit und von ihrem Tode nichts wusste, war einige Tag vorher, ohne Vorwissen eines Menschen, weggeritten, um zu sehen, ob er nicht bey der Steinninn Onkel, der auf dem Land wohnt, mehr für seine Verbindung mit ihr bewirke, als bey ihren andern Anverwandten.

Er war glücklich, bekam die Einwilligung des Onkels, und zugleich das Versprechen von ihm, daß er die ganze Aussteuer bestreiten, und ihr zugleich sein ansehnliches Vermögen ganz vermachen wolle. **Brückner**, der die Freude seines Mädchens über diesen unverhofften Umschwung ihres Schicksals selbst sehen, und ihr die Nachricht davon selbst überbringen wollte, ließ sie kein Wort von sich wissen, und ritt diesen Morgen voller Freud und Hofnung mit ihrem Onkel in dem Augenblick an die Stadt her, als sie hinausgetragen wurde.

Ich gieng so in tiefem Schmerz verſunken, ohne das geringſte vor oder neben mir zu ſehen, langſam bey der Baare her. Plözlich blickt ich auf, und ſah **Brücknern** mit einem unbekannten Mann auf mich zureiten. Ich zitterte, daß ich alle Augenblick glaubte, in die Erde zu ſinken.

Guten Morgen, Bruder! ſagte er; Was kommt da für eine Leiche? Ich konnte nichts antworten, und ſah auf die Erde. Die Jungfer **Steinnin** wird begraben, ſagte ein voreiliger Kerl, der neben mir gieng. Gott im Himmel! rief er; Und indem ich wieder aufſah, ſank er mir vom Pferd in die Arme. Ich war ohnmächtiger als er, und man muſſt uns beyde halten. Im Augenblick war alles Volk um uns herum verſammelt; Es entſtand ein dumpfes Gemurmel; Eins ſah das andre an; Die wenigſten wuſſten, was vorgieng. Die Baare hielt ſtill, ich winkte aber, daß man damit forteilen ſollte. **Brückner** war ganz ſinnlos. Als ich mich von der erſten Beſtürzung wieder erholt hatte, lief ich auf den Kirchhof, und nöthigte einen Kutſcher mit einem Trauerwagen herzufahren und **Brücknern** nach ſeinem Haus zu bringen. Wir brachten ihn mit vieler Müh in den Wagen; Ich ſezte mich zu ihm hinein; Er war noch immer ohnmächtig, und wir kamen vor ſeinem Haus an. Sein alter Vater ſah oben heraus, machte aber das Haus nicht auf, als der Wagen hielt; denn er wuſſte noch nicht, was alles das bedeuten ſollte. Endlich ſtieg ich zitternd und bleich aus, läutete an der Glocke, und man machte auf. Ich ſtand lange unſchlüſſig an der Hausthüre; In meinem ganzen Leben war ich noch in keinem ſolchen Zuſtand geweſen. Endlich kam der alte **Brückner** mit

ſeiner

seiner Tochter herab, und sagte, was befehlen Sie?

Ihr Sohn ... sagt ich, weiter konnt ich kein Wort sprechen. Charlotte, die indeß an den Kutschenschlag gelaufen war, sprang mit einem lauten Schrey wieder zurück. Was ists? sagte der alte Brückner bebend; Ich nahm ihn beym Arm, weil ich fürchtete, er sinke um; Charlotte schrie, und lief im Haus herum; Eine Magd und ein Bedienter kamen, und trugen den jungen Brückner, mit Hülfe des Kutschers, aus dem Wagen, bey seinem Vater vorbey, der ihm starr ansah, und mir endlich sinnlos an die Brust sank.

Wir brachten ihn mit Mühe die Treppe hinauf in die Stube, wo sein Sohn auf dem Bette lag. Die Mutter hatte sich über ihn hingeworfen, und zerraufte sich die grauen Haare; Die Schwester lief verzweifelnd hin und her; Der Vater, der im Lehnstuhl saß, schlug die Augen wieder auf, sprach aber kein Wort; Ein paarmal wollte er aufstehn, und zum Bett hin, ohn Kraft genug zu haben; Er faltete die Hände, sah mit einem Blick zum Himmel, der mein ganzes Wesen in mir umkehrte. Keines fragte nach der Ursache dieser schrecklichen Begebenheit; Jedes hatte sie schon bey sich errathen, und scheute sich, mich darum zu fragen und zitterte, noch mehr zu erfahren.

Ach Sophie! Es war die traurigste Gesellschaft, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe, und ich kann sie dir nicht beschreiben, weil ich selbst halb fühllos dabey war.

Indem man ſich bemühte, den jungen **Brückner** wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, trat der **Steinnin** Onkel in das Zimmer, ein rechter alter Deutſcher, der mit Ungeſtümm nach **Brücknern** fragte. Er trat ans Bette, nahm ihn bey der kalten Hand; — Todt? ſagte er, und ſtampfte auf den Boden. Nun ſo hol der Teufel all das lumpichte Geſindel, das die beyden bravſten Seelen umbringt! Da hab ich ſie im Sarg geſehn. Beym Allmächtigen! Es war ein Engel! Und die Teufel habens umgebracht! Und nun den Jungen auch! — Bliz und Donner, was das Hunde ſind!

Indem knirſchte er mit den Zähnen, ſah wild im Zimmer umher, und erblickte den alten **Brückner** im Lehnſtuhl. Er lief auf ihn zu, nahm ihn bey der Hand und ſchüttelte ſie. Biſt du ſein Vater, Alter? Nun, ſteh dir Gott bey, und ſtirb! Verflucht, was das Menſchen ſind! Ich möchte mir ... Indem ſchlug er ſich vor die Stirne, daß es wiederhallte, und ſezte ſich dann ſtumm in eine Ecke des Zimmers.

Doktor **Ulrich** kam mit einem Barbier. Man ließ dem jungen **Brückner** zur Ader; Der Alte hatte ſich wieder etwas erholt, ſchlich ſich zum Bette, ſezte ſich neben ſeinen Sohn, und nahm ſeine Hand. Der Onkel kam auch her, und riß den D. **Ulrich** auf die Seite. Was iſts, ſagte er, können ſie ihm helfen? — — Nun 's iſt beſſer, man laß die beyden Engel zu einander, da 's auf dieſer verdammten Höllenwelt nicht ſeyn kann. Ich wollt, ich wär auch ſchon da!

Der junge **Brückner** ſchlug die Augen wieder auf, ſah ſtier und mit todtem Blick um ſich

her,

ter, und erblickte mich. Bist du's, Wilhelm? — Ich trat näher. — Ist das wahr mit der Steininn? Ich gab ihm die Hand und blickte weg.

Freylich ists wahr! rief der Onkel. Umgebracht haben sie sie. Aber wart! Bey Gott; Ich will hingehn, und ihr Haus anstecken, und die Thür verriegeln, daß nichts von der Brut herauskommt! Bey meiner armen Seel, das will ich!

Er wollte auch im Ernste gehn, und ich hielt ihn mit Gewalt zurück. Es hat Zeit, sagte er; Ists heut nicht, ists doch morgen.

Der Doktor verschrieb ein Recept für den jungen Brückner, und glaubte, er würde sich bald wieder erholen.

Der Onkel sezte sich nun zum Alten ans Bette, sprach etliche Worte mit dem jungen Brückner, der vor Schluchzen kaum reden konnte. Darüber ward er auch gerührt, nahm den alten Brückner bey der Hand, und fieng an bitterlich zu weinen. Er erzählte kurz, was vorgegangen war; Und nun weinten wir alle zusammen, wie die Kinder. Gegen seine Anverwandte stieß er die bittersten Verwünschungen aus, die es auch in der That nicht anders verdienen. Er hatte die selige Steininn wie sein eigen Kind geliebt, und ihr hundertmal gesagt, wenn sie einen Menschen finde, den sie liebe, so soll sies nur ihm sagen, er wolle für sie sorgen wie ein Vater, Dieß wussten die Verwandten, und fürchteten, er vermach' ihr sein Vermögen. Daher behielten sie alle Briefe, die sie an ihn schrieb, zurück, und das arme Mädchen wusste nicht, woran sie war? Dieß hat mir eben mein Ja-

eob erzählt, der in ihres Vetters Haus gedient hat.

Als sich Brückner wieder etwas erholt hatte, gieng ich weg; der Onkel aber blieb da. Ihr müsst mich bey euch behalten, sagte er, bis ich seh, ob der gute Junge dieß überstehen kann! Es soll euch nicht gereuen, mich ein paar Tage bey euch gehabt zu haben.

Ach Sophie! Wie mein Herz mir so unendlich schwer, und von so mannigfachen Empfindungen zerrissen war, das kann ich dir nicht beschreiben. Diesen ganzen Tag konnte ich diese bange Vorstellungen noch nicht einen Augenblick mir aus dem Sinn bringen; Bald ergreift mich wilde Wuth, bald wieder unaussprechlich tiefe Wehmuth. Gott im Himmel, was für ein verfluchtes, ganz abscheuliches Laster ist der Geiz! Zu welchen Furien und Scheusalen macht er nicht die Menschen! Die Steininn war ein so liebes himmlisches Mädchen, liebte ihren Brückner mit so unendlicher Zärtlichkeit; Und das vermaledeyte Weibsstück, ihre Baase, und der ganze Pack, der sich Verwandte von ihr nennt, wiedersezt sich ihr um des verdammten Geldes willen, und kränkt und quält das arme Mädchen so lang, bis sie da liegt und todt ist. Ha! Wenn man da nicht fluchen will, so muß man sich die Zung ausreissen! — — Denk einmal, Sophie, wenn du Brückner wärst! — Zwar du bist ein Weib, aber sag, was thätest du?....

Ich habe dir einen langen Brief geschrieben. Hätt ich dich heut sprechen können, so hätt ich dir die Zeit, so viel zu lesen, erspart; Aber ach, ich darf dich heute ja nicht sehen. Leb wohl,

lie-

lieber Engel! Beth für den armen Brückner! Gott erhalte dich mir! — Mädchen, wenn du mir so entrissen würdest, ach, was würde dann aus deinem Wilhelm?

* * * *

17.

Wilhelm an Sophien.

den 15ten Febr.

Guten Morgen, liebes Mädchen! Hoffentlich hast du ruhiger geschlafen, als ich. Es gieng mir die ganze Nacht nach, und raubte mir fast allen Schlaf, daß du gestern Abend so traurig warst, und ich die Ursache davon abgegeben habe. Lieber Engel, kannst du mir verzeihen? Ich schwöre dir bey allem, was heilig ist, daß ich dich nicht traurig habe machen wollen. Sieh, ich frage dich, ob du mich noch liebest? Warlich nicht aus Mistrauen! Könnt ich dieses wohl bey dir haben? Nein, lieber Engel! Weil ichs sogar gerne höre, wenn mich auch dein Mund deiner Liebe versichert.

Fragt ich etwa in einem zweifelnden oder verdrüßlichen Ton? O so vergib mir, liebe Seele! Und ich will mich künftig recht Mühe geben, keinen solchen Argwohn bey dir zu erregen.

Inzwischen ist mir der gestrige Abend doch unaussprechlich wichtig und theuer. Ach, du Theure, auch deine Thränen sagten mir, wie zärtlich du mich liebest. Sie sind mir ein heiliges Pfand

deiner Zärtlichkeit; Ich fieng sie mit meinem Schnupftuch auf, und ich wünschte, daß sie ewig nicht vertrockneten! Unaussprechlich liebes Mädchen, ich bin ewig! ewig! Dein, und kenne nur Einen Feind, der uns trennen kann; Er heisset Tod.

Wie unendlich tief hat sich die Begebenheit mit Brücknern und der Steininn meinem Herzen eingegraben! Gestern Abend, da ich von Dir weg gieng, gieng ich noch zu ihm. Dem Leibe nach ist er ziemlich wieder hergestellt; Aber ach, was seine Seele leidet, kann kein Mensch, und er selbst nicht aussprechen. Gott, welch ein Leben, das er jezt zu durchlaufen hat! Ich sahe ihm an, daß er sich tausendmal lieber den Tod wünscht, und ich kann ihm auch nichts bessres wünschen. Jedermann, wer ihn sieht, muß Mitleiden mit ihm haben. Er spricht manche Viertelstunde kaum ein Wort, und wagts nicht, der Steininn Namen auszusprechen. Seine arme Eltern, und seine Schwester Charlotte sprechen auch fast nichts, seufzen in der Stille, und verfluchen die unmenschlichen Verwandten der Steininn. Ihr Onkel ist schon gestern wieder abgereist, und sagte, er könne das Elend länger nicht mit ansehn. Er betheurte sich mit einem hohen Schwur, in seinem Leben niemals wieder in die Stadt zu kommen. Eh er wegritt, hat er dem jungen Brückner, und im Fall daß dieser früher sterben sollte, Charlotten sein ganzes Vermögen vermacht. Die beste Rache, die er an seinen niederträchtigen, geldhungrigen Verwandten nehmen konnte! Aber was hilft Brücknern alles Geld der Welt, ohne die, für die er nur allein gelebt hat? Lieber wollt ich hundert Jahre lang trocknes Brodt essen und klares Wasser trinken,

als ein halbes Jahr von dir, meine himmliſche Sophie, getrennt leben.

Hier, mein Engel, ſchick ich dir eine Nachtigäll, die endlich, nachdem ich ſie drey viertel Jahre für dich ernährt habe, geſtern Abend zum Erſtenmal geſchlagen hat. Sie ſinge Dir die Freuden des zukünftigen Frühlings in die Seele! Dreyviertel Jahre lang war ſie meine Geſellſchafterinn. Denk zuweilen an mich dabey, wenn ſie den Geſang der Liebe anſtimmt! —

Allmächtiger Gott! Da kommt eben mein Bedienter wieder, den ich zu **Brücknern** geſchickt hatte, ſich nach ihm zu erkundigen. Dieſen Morgen um ſechs Uhr fand man ihn todt im Bette. Die Aderlaßbinde war weggeſtreift, und er hatte ſich verblutet. Man weiß nicht, hat ers im Schlaf oder vorſezlich gethan? Ich kann nicht mehr ſchreiben; Meine Hand zittert, daß ich kaum die Feder halten kann. Leb wohl! Auf den Abend ſeh ich dich. Jezt ſoll ich zu **Brückners** Eltern.

* * *

18.

Sophie an Wilhelm.

Liebſter Wilhelm!

den 18ten Febr.

Ich habe geſtern deine Anſpielung auf mein langes Schweigen tief gefühlt, und mich nach deinem Weggehen recht ſatt drüber geweint. Nicht als

ob du mir zu viel gethan, oder mich hätteſt kränken wollen; Nein, liebſter Jüngling, über deine freundliche und liebvolle Nachſicht hab ich geweint, daß du ſo behutſam und mit ſo himmliſcher Güte nur von fern berührteſt.

Verzeih, beſte Seele, und glaub deinem Mädchen, daß es gewiß nicht durch Kleinigkeiten, ſondern durch wichtige Hinderniſſe von einer Beſchäftigung abgehalten werden konnte, die ſo unendlich ſüß und belohnend für mich iſt.

Du weiſſt, daß wir faſt acht Tage lang mit einer Wäſche beſchäftigt waren, und — Ihr Mannsperſonen mögt nun drüber ſpotten, wie ihr wolt! — ein ſolches Geſchäfte beſchäftigt, ſo lang es währt, Leib und Seele ſo, daß ſchlechterdings an kein Briefſchreiben zu denken iſt. Daß ich dir aber in den leztern acht Tagen nicht geſchrieben habe, daran biſt du zum Theil ſelbſt ſchuld, weil du mir den **Werther** geliehen haſt, den ich meiner Mutter alle Abende nach Tiſch, welches ſonſt meine gewöhnliche Schreibzeit iſt, vorleſen muß. Daß ich dir (beyläufig es zu ſagen) deinen Werther nicht mehr zurück gebe, das verſteht ſich. Du magſt dir ein andres Exemplar kaufen! Das gegenwärtige, in dem du deine Lieblingsſtellen angeſtrichen haſt, die zugleich auch meine Lieblingsſtellen ſind, iſt mir zu ſchäzbar, als daß ichs wieder aus den Händen laſſen ſollte. Noch Ein Wort muß ich dir von **Werther** ſagen: **Brauers Thereſe**, die, wie du weiſſt, eben ſo, wie Lotte, ihre Mutter verlohren und ihre jüngern Geſchwiſter aus ihrer Hand angenommen hat, ſie zu erziehen, ſagte neulich mit der allerinnigſten Rührung in einer Geſellſchaft: Ich danks **Göthen** und ſeiner **Lotte**, daß ſie mich gelehrt hat, meine Geſchwiſter nun

mit

mit weit gewiſſenhafterer Sorgfalt zu erziehen. Mit dieſen Worten ſah ſie zum Himmel. O **Wilhelm**, das rührte mich unendlich, und ich denke, **Göthen** muß ein ſolcher Dank mehr werth ſeyn, als alles laute Lob der unzähligen gelehrten Zeitungen in Deutſchland.

Doch ich komme ganz von meiner Entſchuldigung gegen dich ab. Brauchts aber viel Entſchuldigung, mein lieber **Wilhelm**? Ach du weiſſt, wie mein Herz an dem deinigen hängt, daß mich alſo gewiß kein Kaltſinn, ſondern blos wirkliche Verhinderung hat abhalten können, dir zu ſchreiben. Ach du Lieber, du wirſt mir von Tag zu Tage mehr; Täglich lern ich dein gutes edles Herz mehr kennen. Wenn ich heute denke: Nun iſts nicht mehr möglich, ſtärker und feuriger kann ich meinen **Wilhelm** nicht mehr lieben, ſo ſind ich doch immer den andern Tag wieder einen neuen, noch unentdeckten Zug in deiner Seele, der mich dir noch näher bringt, mich noch mehr zur Liebe anflammt. Ach es iſt nicht möglich, einen Augenblick kaltſinnig oder lau zu werden, wenn man für einen ſolchen Gegenſtand brennt, wie du biſt. Laß alſo die Grillen fahren, beſter **Wilhelm**! Und wenn ich dir nicht immer ſagen kann, wie ich dich liebe, ſo ſchreibs keiner Kälte, ſondern meinem Unvermögen zu! Blick in mein Aug', ob es nicht unaufhörlich Liebeſaugend an dir hängt und Liebe ausgieſſt? Leg dich an mein Herz, und fühl, obs nicht immer feuriger und ſtärker an dem deinen ſchlägt?

Für deine Nachtigall dank ich dir ſehr; Sie iſt mir theuer, denn ſie kommt von dir. Sonſt aber wüſſt ich wärlich nicht, ob ich den Vogel bey mir eingeſchloſſen halten könnte? Das arme

Ding ist so traurig, senkt die Flügel, und steht oft so kläglich da, daß ichs ihr ansehe, wie sie um die verlohrne Freyheit traurt.

Heut ward **Brückners** Leiche bey meinem Haus vorbey getragen. **Wilhelm! Wilhelm!** Der Tod ist etwas schröckliches! Und ein solcher Tod!!! Um aller Welt Güter möcht ich keine Stunde lang an der Stelle der Niederträchtigen seyn, die zwey solche Seelen ermordet haben. Ihnen ist nun wohl. Im Himmel kanns keine solche Hindernisse geben, die zwey einander bestimmte Seelen trennen, wie auf dieser Welt. Aber weh denen, die der Liebe solche Hindernisse legen! O **Wilhelm!** was kann nicht der Geldsburst aus Menschen machen! Und doch straft man solche Menschen nicht! Straft nur den Armen, der oft blos aus Noth stiehlt! — Leb wohl! Ich bin traurig.

Abends um 10. Uhr.

Liebster, bester **Wilhelm!** Gott! was hab ich diesen Abend ausgestanden! Drey lange, fürchterliche Stunden hab ich am Fenster gestanden, und auf dich gewartet, und du kamst nicht! Alle Schreckbilder, die die Furcht erzeugen kann, standen schon vor meiner Seele. — **Wilhelm!** wenn du mich nicht mehr liebtest!!! Wenn du . . . Ach die Feder sinkt mir aus der Hand, und mein Herz schlägt laut. —

Hab ich das um dich verdient, du Lieber! Und ist das der Lohn für deine arme, treue, unglückliche Sophie, die eine Welt um dich hingegeben hätte? Und ich soll nichts dafür haben, als Thränen, heisse, blutige Thränen, ach und den Wunsch, im Grab zu liegen —

O vergib, vergib, du treuer **Wilhelm**! Gelt, du haſt mich nicht verlaſſen? Biſt noch mein, und bleibeſt mein auf ewig? — — Aber warum haſt du mich allein gelaſſen dieſen ganzen, langen, trüben Abend? Biſt nicht an mein Herz geſunken, das ſo laut und bang dem Deinigen entgegen ſchlug? Warum ſchriebſt du mir nicht Eine Zeile? Ach, nur Eine Zeile, daß das arme Mädchen ſich beruhigte, und die ſtumme, todte Zeile küſſte, ſtatt deiner? — Ah, mir ſchaudert! . . Unerklärlich. Alles unerklärlich!!! — Und die Nachtigall, die du mir ſchenkteſt, ſingt ſo kläglich. Schickteſt du ſie mir zur Gefährtinn meines Jammers? Lehrteſt du ſie dieſes Grabelied, daß ſies mir ſinge, wenn du treulos würdeſt?

Wilhelm, ach vergib, wenn ich dir Unrecht thue! . . Warum ſtricheſt du die Stelle an ihm **Werther**, wo das arme Mädchen von dem Einzigen verlaſſen iſt, der ihr alles war auf Erden? Soll ich mit ihr ſtehn am Abgrund. „Erſtarrt, ohne Sinne; alles Finſterniß um ſie her; keine Ausſicht, kein Troſt, keine Ahndung, denn der hat ſie verlaſſen, in dem ſie allein ihr Daſeyn fühlte.„ Weiſſt du, **Wilhelm**, daß ſie „blind, in die Enge gepreſſt von der entſezlichen Noth ihres Herzens ſich hinunter ſtürzte, um in einem kings umfangenden Tode all ihre Quaalen zu erſticken?„ Weiſſt du das, und du läſſeſt mich allein? —

Weinteſt du nicht geſtern, als ich ſangſt: **Selmar**, ich ſterbe nach dir? Sahſt du nicht zum Himmel auf, und betheteſt, als ich ſang: **Selmar**, ich ſterbe mit dir? Willſt du mit mir ſterben, **Wilhelm**, o ſo ſey nicht treulos!

Sonſt muß ich vor dir ſterben, und du ſiehſt mit ſtarren Blicken auf mein Grabmal, und Verzweiflung ergreift dich, wie ein gewapneter Mann. —

Ach, **Wilhelm**, ich wollte meiner Quaalen mich entledigen, und ſie ins Klavier ausgieſſen: Aber ach, es wimmerte mit mir, und war nur Wiederhall meines Jammers. Das Klavier iſt dem Leidenden kein Tröſter. —

Und nun kündigte die Glocke Mitternacht an; Aber ach in meinen Augen iſt kein Schlaf. Der Schmerz wird die Mitternacht mit mir durchwachen, und der Tod wird mir erſcheinen. **Wilhelm**, Morgen früh erhältſt du dieſen Brief, und — Gott ſey mir gnädig, wenn du mich nicht tröſten kannſt!

* * *

19.

Wilhelm an Sophien.

den 19ten Febr. Abends um 10 Uhr.

Biſt du traurig, liebe Seele, daß du dieſen Abend mich umſonſt erwarten muſteſt? Ach, mein Herz iſt unausſprechlich traurig und zerriſſen. Auf den Fittigen der Liebe wollt ich zu dir fliegen, als mich auf der Straſſe der geheime Rath von **Zollern** antraf, und mir ſagte, er habe etwas wichtiges mit mir zu reden. Ich gieng mit ihm nach ſeinem Hauſe, zwar voll Unmuths, aber doch immer noch voll ſüſſer Hofnung, bald von

ihm

ihm loszukommen, und dann noch in deinen Arm zu eilen. Er ſagte mir, der Landcommiſſarius Zobel würde täglich ſchwächer, ſo daß er ſein Amt nur ſehr ſelten verſehen könne; Er riethe mir alſo an, mich bey der Obrigkeit zu melden, und zu bitten, daß man mich ihm an die Seite ſezen möchte. Dieſer Vorſchlag, ſo annehmlich er auch iſt, machte tauſenderley mit einander kämpfende Empfindungen in meiner Seele rege. Ich haſſe überhaupt jede Veränderung meines Zuſtandes; Ich trage mich ungern bey der Obrigkeit ſelbſt zu einem Amt an; Denn wenn man mich kennt und nöthig hat, wird man mich ſchon ſelbſt aufſuchen. Und, liebe Seele, was das unangenehmſte iſt, wenn ich das Amt erhalten ſollte, ſo könnt ich oft acht und mehrere Tage von dir getrennt leben müſſen.

Stell dir alſo vor, in welche Verwirrung mich der Vorſchlag verſezt haben muß. In meinem Herzen ſprach ſo viel dagegen, und doch durft ich dem geheimen Rath, der ſo gütig gegen mich geſinnt iſt, nicht ſo geradezu widerſprechen. Ich ſchwieg alſo und bückte mich. Er nahm dieſes für Einwilligung an. Du kennſt meine Schwachheit, daß ich niemanden ins Geſicht etwas abſchlagen kann; Alſo gab er mir ſchon die Anweiſung, wie ich mich melden ſollte, und verſprach, von ſeiner Seite alles mögliche zu thun. Sie ſind ſo gütig, ſezte er hinzu, und bleiben dieſen Abend bey mir; Der Regierungsrath **Werkmeiſter** kommt, nebſt einigen andern Herren von der Regierung, auf ein Spiel zu mir, und da können wir vielleicht ſogleich etwas in der Sache thun. Ich bückte mich, und fühlte es, daß ich roth und blaß darüber im Geſichte wurde; Denn ich ſtellte

mir

mir auf einmal vor, daß ich dich nun heut nicht würde sehen können.

Wie mir zu Muth war, liebe Seele, da so verschiedne Leidenschaften in mir kämpften, das kann ich dir gar nicht beschreiben. Es war mir weinerlich und ärgerlich zu Muth; Bald ward ich wild und ungedultig, daß ich heimlich mit den Zähnen knirschte, und auf den Boden hätte stampfen mögen: Bald stund mir wieder eine Thrän' im Auge.

Den ganzen Abend war ich in der Gesellschaft abwesend; war nur bey dir, und dachte, wie zärtlichungedultig du auf mich warten würdest. Die geheime Räthinn bat mich, auf ihrem grossen Flügel zu spielen, und ich phantasirte so wild und unmuthig und düster, daß ein nur gemeiner Kenner des menschlichen Herzens den ganzen Zustand meiner Seele hätt errathen können.

Beym l'Hombre war ich so unaufmerksam, daß ich einen Fehler nach dem andern machte, und einigemal nicht undeutliche Anspielungen von der geheimen Räthinn hören musste. Ich spielte mit ihr und der **Berginn** und dem jungen **Meyer**. Es scheint, die geheime Räthinn habe auch die Absicht, die beyden miteinander zu vereinigen. **Meyer**, der mit der **Berginn** spielte, war oft sehr zerstreut, und machte, so ein guter Spieler er sonst ist, manchen Fehler. Das Mädchen war ernsthaft, und sah ihn oft bedeutend an. Wäre meine Seele gegenwärtig gewesen, so hätt ich vielleicht manche aufschliessende Entdeckung machen können.

Der Regierungsrath **Werkmeister** besprach sich lang mit dem geheimen Rath allein, und war

gen

gegen mich sehr verbindlich. Vermuthlich haben sie von mir gesprochen. Ich weis nicht, soll ich wegen der mir bevorstehenden Veränderung traurig oder vergnügt seyn?

Das Spiel schloß sich zu meinem gröſsten Verdruß, erst nach 9 Uhr, und nun wuſste ich nicht, sollt ich noch zu dir gehen, oder nicht? Beym Weggehen nahm mich der geheime Rath bey der Hand, und sagte: Seyn sie nur geruhig! Es wird alles gut gehn.

Ich lief auf der Strasse gerade deinem Hause zu, mit dem festen Vorsaz, noch zu dir zu gehen. Als ich aber schon die Klocke anläuten wollte, entsank mir auf Einmal aller Muth. Die Vorhänge an deinen Fenstern waren herabgelassen; Das Licht schien düſter durch, und die Nachtigall sang kläglich. Unschlüſsig gieng ich noch einigemal die Strasse auf und ab, und endlich voll Unruh und Beängſtigung nach Haus.

Ach, liebe Seele, wenn du nur nicht ungehalten auf mich bist, oder gar an meiner Liebe zweifelst. Aber sag, wie kannst du das? Schlaf wohl, Engel! Morgen früh erhältst du, zu deiner und meiner Beruhigung, diesen Brief.

den 19. Febr. früh um 9. Uhr.

Eben wollt ich meinen Brief fortschicken, und da kam der Deinige. Gott, wie schrecklich sind alle meine Ahndungen erfüllt! Welch ein Brief, Sophie! Um unsrer Liebe, aller Heiligen im Himmel und auf Erden willen bitt ich dich, sey ruhig! Nur bis auf den Abend, und da sollst du sehen, wie unschuldig dein Wilhelm ist.

20.

Sophie an Wilhelm.

den 20ten Febr.

Noch vor Schlafengehen ein paar Worte mit meinem lieben, unaussprechlich lieben Wilhelm! Dieser Abend und der gestrige, wie himmlisch froh und selig flossen sie uns hin! Der Geist der Liebe waltet über uns, und schickt uns Freuden jeder Art zu. Nach trüben Stunden, wie viel köstlicher ist dann das Wiedersehn und Wiederhaben! Wie hundertfältig, sind mir schon die Leiden des vorgestrigen Abends wieder vergütet! Lieber Wilhelm, es wäre nur halbes Glück, ein Kleinod zu besizen, wenn man nicht zuweilen dran erinnert würde, daß mans auch verliehren könnte. Aber wieder zu finden, was man halb verlohren gab, o das übersteigt alle Freuden dieser Welt. Mit wie neuer Wonne schloß ich Dich an meinen Busen! Wie fest, daß ich all mein Wesen ganz in Deines hätte überhauchen, und umschmelzen mögen! O wie fühl ich nun gedoppelt, was ich an Dir habe, wie ich ohne Dich so gar nichts bin!!!

Ha! Da gieng das Bild der Steininn mich vorüber! Grab und Tod, wie unaussprechlich fürchterlich! Haben und verlieren! Ganz vereinigt, und dann ganz verlassen seyn, sobald der Tod kommt! O der Tod, ein Feind der Liebe und des Glücks!! — Wilhelm, wenn Dein lezter Abend einbricht, und ich bin noch übrig, habe Dich gehabt, und warte nun vergebens auf Dein Wiederkommen . . . !

Wiederhaben, Auferſtehen, Ewig wiederhaben rufts im Tiefen meiner Seele; Aber, ach wie fürchterlich! O **Wilhelm, Wilhelm!**

am 22. Febr.

Ich wollte Dich nicht traurig machen, ohne Troſt; Drum gab ich dir geſtern dieſes Blättchen nicht. Heute bin ich ruhiger.

Es iſt mir gar nicht lieb, daß Du nun auf Einmal wieder zurücktreten, und Dich um den Landkommiſſarsdienſt nicht melden willſt. Ich ſeze zu dem, was dir meine Mutter heut ſchon vorgeſtellt hat, nur noch das hinzu: Du ſagſt, du tragеſt dich nicht gern ſelber bey der Obrigkeit an, weil es dir erniedrigend vorkomme. Aber, lieber **Wilhelm**, iſt denn das erniedrigend, und bringt es Schande, ſeinem Vaterlande ſeine Dienſte anzubieten; Mit denen Kenntniſſen, die du Dir bisher ſo mühſam erworben haſt, zum Beſten deiner Mitbürger zu wuchern, und ſie die Früchte davon einerndten zu laſſen? Du verlangſt ja nicht Lohn oder Unterhalt ohne Arbeiten; dieß alleine käme mir erniedrigend vor; Und du haſt bisher bey den Kanzlengeſchäften unentgeltlich mitgearbeitet, alſo darfſt du ja wohl auch jezt Unterhalt ſuchen. Hältſt du aber das für ſchimpflich oder überflüſſig, daß man ſich ſelber drum melden ſoll, da vielmehr die Obrigkeit einen aufrufen ſollte? Aber Einmal, ſo hat dich ja der geheime Rath, als eine Hauptperſon, aufgerufen, und wie du ſelbſt ſagſt, ſchon vorgeſchlagen. Und dann kann ja die Obrigkeit die Fähigkeiten eines jeden ihrer Bürger zu dieſem oder jenem Geſchäft, nicht wiſſen; Alſo müſſen ſich ſelbſt einige, die ſich tüchtig dazu dünken, angeben, und dann kann die Obrigkeit ſie prüfen, und den fähigſten aus ih-

nen

nen auswählen. Das scheint mir wenigstens nicht geprahlt zu seyn, wenn man selber sagt: Zu diesem Geschäfte bin ich mehr geschickt, als zu einem andern; Darauf hab ich mich am meisten vorbereitet; Dazu habe ich die stärkste Neigung. Ferner könnte ja auch die Obrigkeit nicht wissen, ob ihr Antrag angenommen oder ausgeschlagen würde, wenn sich nicht vorher Kompetenten meldeten; Und das schickt sich doch auch nicht zu der Würde einer Obrigkeit, daß sie sich der Verlegenheit aussezen sollte, einen Korb zu bekommen.

Auch kann ichs nicht billigen, daß du wegen deiner Versorgung und der Zukunft so ganz sorglos bist. In der Jugend denkt man freylich immer so. Aber, Wilhelm, es kommen ernsthaftere Zeiten, da man die Unabhängigkeit nicht mehr für das einzige und gröſste Glück hält; Bedürfnisse lehren uns nur zu oft anders denken. Freylich ist Unabhängigkeit ein grosses, nie genug zu schäzendes Glück; Aber nur für den, der durch äussre günstige, besondere Glücksumstände sich dabey erhalten kann. Unsre Liebe läſst mich offenherzig mit dir reden. Du willst mich heyrathen; Dazu gehört Geld zur Einrichtung und Erhaltung eines eignen Hauswesens. Es kommen Kinder; Die Bedürfnisse vermehren sich, u. s. w. Du kennst dein und mein Vermögen. Ohne Amt und Einkommen könnten wirs nicht lang erhalten. — Doch, davon hat dir meine Mutter schon gesagt, und du sahsts auch endlich selbst ein.

Dein wichtigster Einwurf ist freylich der: Daß du als Landkommissar oft etliche Tage, oft auch ganze Wochen lang herumreisen, und von mir entfernt leben müsstest, und das würde dir unaussprech-

sprechlich schwer fallen. Ich glaub es, bester Wilhelm, und segne mich, daß mein Herz dem deinigen so nah liegt. Ach, du Lieber, auch mir würd es unausstehlich schwer fallen, lang ohne dich, der du mir alles bist, zu leben. Aber, Bester, können wir denn immer wählen, und alles Mögliche beysammen haben? Könntest Du eben so leicht ein andres Amt erhalten, das dich nie von meiner Seite trennte, o wie hurtig wollt ich dir dazu rathen, sollts auch jährlich hundert Thaler weniger eintragen! Aber du kennst unsre hiesige Verfassung. Und dann denk, auf diese Weise können wir einmal beyde unsern gemeinschaftlichen Hang befriedigen, unser Leben auf dem Land und in der Stille zubringen; Denn ein Landkommissar bekommt allemal am ersten eine Amtmannsstelle.

Ich denk also, lieber Wilhelm, du thust mirs zu Gefallen, und überwindest deine Abneigung vor diesem Schritt. Wenn er Einmal gethan ist, dann erndten wir beyderseitig die Frucht davon ein. Komm heute bald! Meyer und die Berginn kommen zu mir. Beobacht sie genau! Leb wohl, Liebster!

* * *

21.

Wilhelm an Sophien.

den 25sten Febr.

Ich habe deinem Willen gefolgt, liebe Seele, und um das Amt angehalten; Dir thu ich alles

zu Gefallen. Man hat mir abermals die besten Versprechungen gemacht; Und übermorgen kann ich dem Landkommissar adjungirt seyn.

Daß ich gestern Abend nicht zu dir kommen, und es dir nur mündlich berichten lassen konnte, davon war das die Ursache: Der junge Meyer kam zu mir, als ich eben ausgehen wollte. Er entdeckte mir, in Absicht auf die Berginn, das, was wir schon gemuthmaasst, und beynah mit Zuversicht gewusst hatten, daß er nämlich sterblich in sie verliebt ist. Mit einer Art von Todesangst fragte er mich, ob ich auch wohl glaubte, daß er hoffen dürfte, und ihr nicht gleichgültig wäre?

Nach alle dem, was du lezthin nebst mir aus dem Betragen der Berginn, da sie bey dir war, geschlossen hast, konnt ich ihm nichts anders, als die tröstlichsten Hofnungen machen, und da hättest du, liebes Mädchen, sein Gesicht sehen sollen, wie es sich auf Einmal aufheiterte, wie er vor Freuden zitterte, und nicht sprechen konnte; Wie er endlich weinte, mich umarmte, und wohl hundertmal fragte, ob es auch wohl wahr sey, ob er sich auch darauf verlassen könne? Er warf tausend Zweifel auf, blos damit ich sie lösen, und ihn zu grösserer Zuversicht aufmuntern möchte. Ich war ziemlich in Verlegenheit; Denn so wahrscheinlich er auch ihre Liebe schon besizt, so kann man doch in solchen Dingen, wo betrogne Hofnung ärger als der Tod ist, nichts Zuverlässiges sagen. Inzwischen zweifle ich gar nicht mehr an ihrer Liebe; Denn nach dem schlechten Streich, den Striemer aufs neu gemacht hat, kann sie nicht mehr die geringste Achtung für ihn haben;

Und

Und ihre Blicke und Reden verriethens nur gar zu sehr, daß sie Antheil an Meyern nimmt.

Ich munterte ihn auf, sich ihr bey der nächsten schicklichen Gelegenheit näher zu entdecken; Und er bat mich, dich zu bitten, sie auszuholen, und sie etwas von seiner Liebe merken zu lassen. Bey seinen Umständen könnt er sie bald heyrathen, und es sollte mich unendlich freuen, etwas zur Vereinigung zwoer würdiger Personen, die einander werth sind, und sich wechselseitig glücklich machen können, etwas beygetragen zu haben; Denn ich kenne kein gröſſres Glück, als der Urheber eines fremden Glücks zu seyn, oder doch einigen Antheil dran zu haben.

Leider, liebes Mädchen, kann ich dich heut abermals nicht sehen, und bin nicht wenig unmuthig drüber. Ich hatte diesen Morgen einen kleinen Anfall von Kolik, den ich gar nicht achtete, und da kam zu allem Unglück Doktor **Ulrich** in andern Geschäften zu mir. Als ich ihm so beyläufig davon sagte, da machte er ein Wesen, als ob ich mit einem Fusse schon im Grab stünde, und verbot mir schlechterdings, heut bey dem nassen Wetter auszugehen. Ich sträubte mich zwar lange, konnte aber nichts ausrichten, weil er mirs auf die Seele band, und mir tausend schlimme Folgen herrechnete, die draus entspringen könnten, wenn ich ausgienge. Morgen aber soll mich schlechterdings nichts zurückhalten.

Aber, liebes Mädchen, ich bitte dich bey all unsrer Zärtlichkeit, sey mir nicht einen Augenblick unruhig darüber, und laß dir nicht etwa wieder solche Schreckbilder vom Tod einkommen, wie neulich! Der ganze Zufall hat warlich! nicht

das geringste zu bedeuten, und mir ist wieder so wohl, wie immer; Blos dem Doktor zu Gefallen, der wie die meisten Doktors, gleich aus einer Mücke einen Elephanten macht, halt ich mich einen Tag lang inne, weil er, wenn mir wieder einmal etwas zustossen sollte, mir gewiß vorwürfe, der heutige Ausgang sey Schuld daran. Liebster bester Engel, sey mir ja ganz ruhig! Mir ist völlig wohl. Morgen seh ich dich, du Liebe, und drücke dich mit feuriger Liebe nach zwey Tagelanger Trennung an mein ewig treues Herz.

* * *

22.

Sophie an Wilhelm.

den 28sten Febr.

Wohlgebohrner,

Insonders Hochgeehrter Herr Landkommissair!

So eben vernehme ich die höchsterfreuliche Nachricht, daß Hochdieselben zu dem wichtigen und sehr ansehnlichen Posten eines Landkommissärs erhöht worden sind, und kann nicht unterlassen, Ew. Wohlgebohrnen als eine treuverbundene Dienerinn und Clientinn, meinen unterthänigen, pflichtschuldigsten Glückwunsch zu diesem hohen Avancement abzustatten, und meine Wenigkeit zu fernerm hohen und geneigten Andenken submissest zu rekommandiren ꝛc.

Doch der Scherz kleidet mich auch heut sehr übel. Lieber, lieber **Wilhelm**, mein ganzes Herz nimmt an der Nachricht Antheil, daß du das Amt erhalten hast. Tausend, tausend Glück, und allen Segen des Himmels! Meine liebe Mutter läßt dir auch von Herzen gratuliren. Komm doch heut recht bald zu mir! Ich bin so freudig, daß ich gar nicht allein seyn kann. Leb wohl, leb wohl! Mein Herz ist zu voll, als daß ich jezt mehr schreiben könnte.

* * *

23.

Sophie an Wilhelm.

den 4ten März.

Mit der **Berginn** ists richtig, sie liebt **Meyern**. Gestern Abend schloß sie mir ihr ganzes Herz auf, und war ausser sich, als ich ihr die Versicherung gab, daß **Meyer** für sie ganz lebe. Flieg also augenblicklich zu ihm, und reiß die gute Seele aus der Ungewißheit, in der er bisher schwebte! Aber sag ihm ja, er soll seine **Berginn** nichts merken lassen, daß ich geplaudert habe! Mir ists ausserordentlich lieb, daß die Sache so gieng.

Lieber **Wilhelm**, heut ist der Tag gar herrlich, und der liebe Frühling scheint vor der Zeit bey uns einzuziehen. Hör, Bester! So einen Tag müssen wir nicht ungenuzt vorbeyfliegen lassen. Du musst mich heut an unserm Strom hinab an unsern Apfelbaum auf die Rasenbank führen. Willst du das, mein Lieber? Wir

wollen auch recht froh seyn, und uns eines jeden Augenblicks vom Anfang unsrer Liebe an erinnern. Du darfst meiner Kathrine nur Ja oder Nein sagen, wenn du nicht Zeit zu schreiben hast. Ich denke aber, du sagst: Ja. Die Amtsgeschäfte werden sich ja doch etliche Stunden aufschieben lassen. Nicht wahr, um zwey Uhr holst du mich ab? Adio.

* * *

24.

Wilhelm an Sophien.

An Ebendemselb.

Ja, Liebe, um zwey Uhr bin ich bey dir. Dein Vorschlag zum Spaziergang ist gar herrlich und lieb. Du kamst mir zuvor; Ich wollt ihn Dir thun. Um zwey Uhr also, Engel! — Gottlob, wegen Meyers und der Berginn!

* * * *

*

25.

Wilhelm an Sophien.

am 4ten März.

Noch schwimmt mein Herz ganz in der Seligkeit des heutigen Tages. O du süsse Liebe, welch ein Spaziergang! Warlich, der allerschönste meines Lebens. So offen war mein Herz noch nie

nie allen Schönheiten der Natur! So ſog ich noch nie alle Lieblichkeiten des Frühlings ein. Golden hieng der Himmel über mir, und die Lerche ſang das feyerlichſte Brautlied, das ich je gehört habe. O du Engel, wie du mir die ganze Welt zum Paradieſe machſt! Wie gieng ich oft ſo ſinnlos an blühenden Geſtad des Stroms hinab! Und heut war mir alles ſo feyerlich. Jede Welle war mir wichtig, die an uns vorbeyrauſchte; Jedes neue Gräschen, jedes Gänſeblümchen; Denn es war ja Zeuge meiner Seligkeit. — Ach und unſer Baum, und die Raſenbank, auf der wir ſaſſen, ewig ſollen ſie mir heilig, ewig mir die Raſenbank ein Altar ſeyn, vor dem ich knien will, wenn ich allein bin, und dem milden Geber danken, daß du mein wardſt, daß du mein wardſt! — O wie viel, wie unausſprechlich viel liegt in dieſen kurzen Worten!

Wie du deinen Namen küſſeſt, den ich in den Baum geſchnitten hatte, und ihn heiligteſt, und mich dann anſahſt, Mädchen, und mir an die Bruſt ſankſt, o wer kann die Seligkeit alle ausſprechen, wer all tragen!!!

Ich hebe meine Hände auf zu Gott, der mir alles dies gegeben hat. Dank und Preis ſey dir, Allgütiger, Alliebender! Nie erwach ein Tag, an dem ich dir nicht danke für dein herrlichſtes Geſchöpf! Nie komm eine Nacht, in der ich dich nicht preiſe für dies Glück, das mehr als Menſchenglück iſt! Ach, und wenn mein Dank zu ſchwach iſt, ſo vergieb der Schwachheit des Geſchöpfes, und ſieh meinen Wunſch für That an! — Gute Nacht, liebe Seele! Gott ſende Dir für alle Freuden, welche du mir heute ſchuffeſt, Seligkeit des Himmels im Traum herab!

26.

Sophie an Wilhelm.

den 6ten März.

Bald bereu ichs, beſter **Wilhelm**, daß ich dir gerathen habe, um dein neues Amt anzuhalten. Alſo ſollſt du mir ſchon auf 6 oder 8. Tage entriſſen werden? Ach, **Wilhelm**, wie bang und langſam wird mir dieſe Zeit hinflieſſen, wie öd und traurig wird mir jeder Abend ſeyn! Ich bitte dich, eile doch, deine Geſchäfte recht bald zu vollenden, und vergiß mich nicht! Erheitre mir meine trübe Einſamkeit durch ein paar, oder auch, wenns ſeyn kann, durch mehrere Briefe! Du wirſt ja leicht Gelegenheit finden, welche in die Stadt zu ſchicken. Heut nehm ich Abſchied von dir, und drücke dir dieſen Brief in die Hand. Ach, wie wird mir da zu Muth ſeyn!

* * *

27.

Wilhelm an Sophien.

Liebſtes, beſtes Mädchen!

Dornfeld, am 9ten März, Abends um 10. Uhr.

Zwey Tage bin ich nun von dir getrennt, ach, und wie viel hab ich ſchon in dieſen Tagen ausgeſtanden! Wenn ich ſonſt den Tag über in verdrüßlichen ermüdenden Geſchäften verwickelt war, ſo war der Gedanke all mein Leben: Auf den

Abend

Abend folgt der Lohn, wenn du ruhen wirst in ihren Armen. Und dann arbeitete ich muthiger, und scheute keine Schwierigkeit; Denn stets schwebte mir das grosse Ziel vor Augen. — Aber jezt, Sophie! — Ach, ich mag nicht reden und dein Herz betrüben. Traurig wach ich auf; Kein tröstender Gedanke stärkt mich bey der Arbeit. Freudenlos senkt der Abend sich vom Himmel, bange Wehmuth mit ihm in mein Herz, und ich geh ins einsame und seufze. Zwar lacht mir der ferne Tag des Wiedersehens entgegen. Aber achtet man das Ferne, wenn die Gegenwart uns ängstet? —

Du bist immer um mich; Alles ruft dein Bild in meine Seele. Wenn ich nur ein Mädchen seh mit blauen Augen, o dann stehst du vor mir. Ach, und wenn das Mädchen traurig ist, dann wend ich mich und seufze, und mein Herz ist schwer von Kummer.

Sieh, da geht gegen mir über der abnehmende Mond auf. Ach wie blaß er ist, und wie still melancholisch! — Mädchen, mir ist unausstehlich bang. Mein Herz möcht aus seinem Kerker, und dir zufliegen! Denkst du auch an mich, du Heilige? O, dann lohn dirs Gott! — Wie viel gäb ich jezt um einen Augenblick in deinen Armen! Und ließ sonst so manchen ungenüzt und ungefühlt vorbey gehn. Bin ich nur erst wieder bey dir, o wie will ich jeden Othemzug von dir so durstig in mich ziehn! Wie so ganz es fühlen, daß du mein bist! —

Wie so ruhig und so still es um mich her ist!.. Nur in meiner Seele tobts. Ach, Sophie, du mein Einziges und Alles, wär ich wieder bey dir!

Was bin ich ohne dich, als ein Leib ohne Seele? Möchte doch der Mond, der dich beleuchtet, und die stille Luft, die von dir her weht, mir sagen, ob du an mich denkest? Aber alles schweigt, und nur in meiner Seele tobts. Ach Sophie, wär ich wieder bey dir! —

Vor fünf Tagen seh ich dich nicht wieder. Welche unausstehlich lange Zeit! Lieber Engel, denk doch an mich, und vergiß mich nicht!.. Wenn du mich vergässest!.... Mädchen, Mädchen! solche bange Zweifel hat ich nie. O vergib! Die Entfernung macht meine Phantasie wild und stellt ihr lauter Schreckbilder vor. Nicht wahr, lieber Engel, Du kannst deinen Wilhelm nicht vergessen? Nein, bey Gott, du kannsts nicht.

Laß den Bothen ja nicht ohne einen Brief zurück kommen! Er soll zwo Stunden warten, oder länger, wenn du willst. — Ich bin unaufhörlich bey dir. Seys auch, liebe Seele, daß es Gott dir lohne! Leb wohl, Theure! Dein

Wilhelm.

* * *

28.

Sophie an Wilhelm.

den 8ten März, Abends um 9 Uhr.

Meine Seele trauret um dich, du Geliebter, daß du fern bist. Gestern, ach, um diese Stunde,

de, nahmſt du von mir Abſchied. O! es war der erſte Abſchied; Nur auf wenig Tage trennteſt du dich von mir, und doch war mein Herz ſo ſehr beklemmt, und im Traume wiederholt ich zwanzigmal den Abſchied, und empfand ſein Bitteres ſo oft.

Mein Klavier ſteht einſam. Ach, ich mags nicht ſpielen, weil es mir nur Trauertöne vorhallt. — Meine Kathrine fragt, warum ich traurig ſey? Sie hat wohl nie geliebt; Sonſt könnte ſie mich das nicht fragen. — Ich thu nichts, als deine Briefe leſen; Die ſind mir jezt alles. O du Lieber! Deine ganze Seele ſind ich drinnen. Aber, ach, daß dieſe Seele fern iſt. — Doch ſie iſt nicht fern, ſie ſchwebt um mich, und iſt mir gegenwärtig. Nicht wahr, du biſt um mich, du Geliebter? Deine Seele ſpricht oft mit der meinigen, wenn in der Dämmerung du ſizeſt, und dein Geiſt voll Sehnſucht über Berg und Thäler mir entgegen wandelt?

Schreib mir doch bald, du Erwählter, daß ich mich am Schatten labe, da du fern biſt! Daß der todte Buchſtabe mir ſtatt deiner ſage, daß du recht geſund, und daß du mein biſt!

Morgen ſoll ich zu der **Berginn**! **Meyer** kommt auch zu ihr; Sie ſind Eins, und habens auch einander ſchon geſtanden. — Schlaf wohl, lieber Jüngling! Gottes Engel ſtehen um dein Lager!

den 9ten März, Abends um 10 Uhr.

Gottlob! daß ich heut unter Leuten war, deren Herz auch Liebe fühlt. Sonſt hätten ſie mich ausgeſpottet, daß ich immer ſo zerſtreut und trüb, und beym Geſpräch ſo abweſend war. Tauſend-

mal-

mal sehnte ich mich nach der Einsamkeit; Und nun bin ich drinnen; Und doch ist mir nicht wohl; Wenn ich weinen kann, ist mir am wohlsten; Aber Thränen sind nur kleinerer Schmerz; Schmerz ist dennoch überall, wo du nicht bist. **O Wilhelm**, warum hab ich doch der Amtmännin versprochen, zu ihr aufs Land zu kommen? Heute schrieb sie mir, und lud mich auf den künftigen Monat zu sich. Dann seh ich dich noch länger nicht. Aber auf den May komm ich gewiß wieder; Denn da hat die **Berginn** Hochzeit.

Mir ist alles so traurig, und durchs Schreiben werd ich noch trauriger. Morgen, **Wilhelm**, krieg ich doch ein Briefchen von Dir? Du sagtest ja, am Sonnabend komm ein Bothe von Dornfeld in die Stadt. Schlaf wohl, Theurer! Vielleicht erscheinst du mir im Traum.

den 10ten März.

O Gottlob, da hab ich endlich den so heiß ersenfzten lieben Brief vor mir! **Wilhelm**, **Wilhelm**, ich weiß kaum vor Freuden, wo ich bin! Wie möcht ich dir so herzlich danken, und ich kann nicht. Ich bin so voll Freuden, und doch wein' ich. Ach, mir ist so eng ums Herz, und doch so wohl! —

Hab Dank, du lieber Jüngling, o hab Dank für deine Liebe, und daß du auch in der Ferne deines Mädchens nicht vergissest! — Ich bin so unzufrieden, daß ich dir so wenig sagen kann, da doch mein Herz so voll ist. Liebtest du nicht auch, du hieltest mich für kalt; Aber du weisst ja: Schweigen, und zum Himmel blicken ist so oft die Sprache des Glücks und der Liebe.

Ich

Ich stellte mir so oft die Freude vor, die ich haben würde, wenn ich einen Brief von dir bekäme. Aber meine Vorstellung war nur halb und falsch. Jene Freude hatte nicht so viel Banges bey sich.

Also bist du recht wohl und gesund, du lieber Wilhelm? — Traurig auch? O das freut mich, daß du traurig bist!

Ich sah neulich auch den Mond an, als du ihn betrachtetest. Lange dacht ich nichts dabey; Es war in meinem Herzen so verwirrt. Endlich schoß mirs in die Augen, und ich blickte weg. —

Also noch fünf Tage soll ich dich nicht sehen? Nein, lieber Wilhelm! eben seh ichs, nur noch vier. Du schriebst ja gestern: Nach fünf Tagen ꝛc. — Aber auch vier Tage sind sehr lang, wenn man so in ihnen jeden Augenblick bemerkt. Laß dich doch durch nichts aufhalten, wenn dein Geschäft verrichtet ist!

Meine Mutter läßt dich herzlich grüssen. Sie kam eben aufs Zimmer, und sah, daß ich so beym Schreiben glühte. Grüß ihn vielmals herzlich! sagte sie! —

Ach, da ist der Bothe schon wieder und will den Brief abholen. Ich schalt ihn, daß er so bald komme; Aber, sagt er, es sey schon drittehalb Stunden, daß er da gewesen sey. Kaum ists möglich, und doch sagts mir meine Uhr. Ich brach so oft ab.

Du schickst mir doch noch einen Brief, mein Lieber? Uebermorgen, oder morgen?

O so leb denn recht herzlich wohl, und lieb mich ferner! Gott sey mit dir, und begleite dich auf jeden Tritt und Schritt; und gebe dir mir bald wieder!

— — Wiedersehn!

O du der Liebenden Wiedersehen!

Weisst du, wer so sang? O er hat auch geliebt, der Göttliche! Leb wohl, leb wohl! Komm doch bald! Wo du bist, da bin ich. Leb wohl, Wilhelm! Ewig, ewig dein!

Sophie.

29.

Wilhelm an Sophien.

Dornfeld, am 10ten März, Abends um 9 Uhr

Diesen Nachmittag war ich Geschäfte halber in Brenndorf, und besuchte da den Onkel der seligen Steininn. Er hasst jezt die ganze Welt, weil durch sie die Steininn und ihr Brückner todt und ermordet sind. Ich habe zwo sehr traurige Stunden bey ihm zugebracht. Die ganze Welt wär mir ärgerlich, wenn nicht du noch drinnen wärest. —

Der

Der Bothe iſt noch nicht aus der Stadt zurück gekommen. Haſt du ihn aufgehalten, dann iſts gut.

O Mädchen, ich liebe dich unendlich. Wär ich doch wieder bey dir! Mein Herz iſt ſo trüb, und ich habe Troſt ſo nöthig.

Meine Geſchäfte verlängern ſich. Ich ſeh dich erſt am 15ten oder 16ten wieder. Ich darf dir nicht ſagen, wie mir dabey zu Muth iſt.

Abends um 7 Uhr.

Da iſt dein Brief, und mir iſt wieder wohl. Hab Dank, liebe Seele, für deine Liebe, deinen Brief und alles! Du ſchriebſt mir mit zitternder Hand, und das freut mich. Wie ſo lebendig ſtehſt du jezt vor mir! Ach, ich ſeh dich, Engel, wie du ſchreibſt, und weinſt und aufſiehſt, und dein ganzer Blick mich dir zurückſehnt. Möcht ich dir ans Herz ſinken und die Thränen dir vom Auge küſſen, oder meine Thränen mit den deinigen vermiſchen können! Aber ach, ich ſtreck umſonſt die Hände nach dir aus; Meine Augen ſehn umher; Alles iſt mir fremd und ſagt mir, daß der Engel meines Herzens fern iſt.

Mir iſts auch wie dir; Dein Brief, von dem ich ſo viel Troſt erwartete, hat mich trauriger gemacht, als ich vorher war. Aber Dank ſey dir für dieſe Traurigkeit, die alle Freuden der Welt ſo weit überwiegt! —

Von meinem Aufenthalt in Dornfeld hab ich Dir in meinem lezten Brief noch nichts geſagt. Ich logiere hier beym Prediger, einem ziemlich

gleich-

gleichgültigen Mann, der mehr ein Miethling, als ein freywilliger und freudiger Hirt seiner Heerde ist. Die ganze Woche denkt er wenig an seine ihm anvertraute Gemeinde; Ganze Tage lang geht er im Zimmer auf und ab; stopft sich eine Pfeife nach der andern, und pfeift dazwischen. Am Freytag schlägt er eine von seinen Postillen auf, und lernt daraus eine Predigt aus dem vorigen Jahrhundert zusammen, die sich oft für seine Gemeinde schickt, wie eine Rede aus dem englischen Parlament für den Magistrat in einer kleinen Landstadt; Er hat nicht einmal die Bibel vor sich, wenn er eine Predigt zusammenstoppelt. Seine Ebräische Bibel hat er verkauft, sobald er sein Amt angetreten hat. Von seinen wenigen Büchern soll er das ganze Jahr durch nicht Einmal den Staub wegblasen. Im Sommer läuft er selbst auf den Feldern herum, und sammelt mit einer jüdischen Genauigkeit und Strenge den Zehenden von seinen armen Bauren ein. — Wie viel könnten doch Landprediger ihren Gemeinden werden, und wie wenig sind sie ihnen oft!!

Die Frau Pfarrerin ist ihres Herrn Gemahls würdig; Ein geiziges zänkisches Weib, die Jahr aus, Jahr ein über böse Zeiten klagt, und immer thut, als ob sie verzweifeln wollte. Dabey ist sie doch übermässig hochmüthig, und lebt seit mehrern Jahren mit allen Amtmänninnen in der Gegend in Todfeindschaft, weil diese ihr den Vorrang nicht lassen wollen. Sie winselt einem ganze Stunden lang von Unterdrückung und Geringschäzung des geistlichen Standes vor, woran doch solche Leute, wie ihr Mann ist, selbst am meisten Schuld haben. — Sie hat zwo sehr ungleiche Töchter; Die älteste, eine Dirne von 25 Jahren, ist ein völliges Baurenmensch, die mit

den

den Baurenkerls weidlich herumſchäkert, und durch ihren Umgang mit einem Baurenſohn die Dorfgemeinde eben nicht ſehr erbaut. Weil ihr Kerl reich iſt, ſo wärs die Frau **Pfarrerin** ſehr wohl zufrieden, daß ſie ihn beyrathete; Aber ſein Vater will es nicht zugeben, und deswegen hat der Herr **Pfarrer** ihn ſchon einigemal abgekanzelt. —

Die jüngſte Tochter iſt ein feines ſittſames Mädchen, aus dem, bey einer beſſern Erziehung, viel werden könnte. Sie iſt achtzehn Jahre alt, eine, eben nicht ſehr ſchöne, aber doch ſehr angenehme Blondine, mit ein paar groſſen ſchmachtenden blauen Augen. Sittſamkeit, Unſchuld und Empfindung blicken draus hervor. Das arme Mädchen dauert mich ſehr. Sie kann, bey ihrer Anlage zur Empfindung, durch Liebe einmal ſehr unglücklich werden; Denn man ſieht ihr an, daß, wenn ſie einmal liebt, ſie bis in den Tod lieben wird, und weh ihr, wenn ſie nicht Gegenliebe, oder nur kalte alltägliche Empfindung in dem Herzen ihres Liebhabers findet! Sie iſt jezt ſchon oft ſehr nachdenklich und beynah ſchwermüthig; Sie ſieht es ein, wie ſehr ihre Eltern ſie vernachläſſigen, und auf ihre Bildung gar nichts wenden, und doch darf ſie ſich den Wunſch nach glücklicheren Zeiten gar nicht merken laſſen. Schon einigemal brachte ſie mehrere Stunden bey mir auf dem Zimmer zu, und bat mich um Erlaubnis, in den Büchern, die ich bey mir habe, leſen zu dürfen. Ich ſehe ſie dann zuweilen ſeitwärts an, und merke, wie ſie alles Gute fühlt und verſchlingt, und ſich nach einer andern Welt und andern Menſchen ſehnt, unter die ſie nie kommen wird; Und dann heb ich meine Augen zum Himmel auf, und ſeufze: Dieſe Seele wird

denn auch in dieser öden Welt verschmachten! Ach, Sophie, und so sind schon Tausende verschmachtet, und noch Tausende werden, ungekannt und unbedauert, verschmachten!!!

Was das Mädchen mir noch theurer macht, ist, daß sie auch Sophie heißt, wie Du, und eben so schöne, offne blaue Augen hat.

Aus Kleist und Geßner schreibt sie ganze grosse Stellen ab. Ich will ihr aber eine kleine Freude machen, und ihr bey meiner Abreise die beyden Bücher zurücklassen; Dafür muß sie mir die abgeschriebnen Stellen schenken. —

Ich bewohn ein artiges kleines Zimmer, von dem ich den ländlichen Kirchhof übersehe, und da lieg ich ganze Stunden unter dem Fenster voll trüber trauriger Gedanken. Gestern haben sie ein hübsches neunzehnjähriges Mädchen drauf begraben, und jezt wirft der blasse Mond seine sterbende Strahlen durch ein weißliches Gewölk auf das frische Grab und das Kreuz drauf. Vielleicht weint jezt ein jugendliches Herz, das sie geliebt hatte, um den Engel. Gott erbarme sich aller Liebenden, die ihre liebste Hofnung im Grab wissen! Ach Sophie, mir ists trüb im Herzen. Gott erhalt uns beyde, eins dem andern! Gute Nacht Engel! Schon schlägts 12 Uhr, und der Mond tritt ganz hinter Wolken. Gute Nacht! Gute Nacht!

Am 11ten März, Abends um 9 Uhr.

Ich bin ganz abgemattet von den Geschäften dieses Tages, und eile, mich in Deinem Umgang, meine herrliche Sophie, wieder zu erquicken. Gottlob, daß wieder ein so freudenleser Tag dahin

hin iſt, denn ich ohne Dich durchlebt habe, und daß die Stunde des Wiederſehens immer näher rückt! Ach Sophie, jeder Tag, den ich, von Dir getrennt, durchſeufze, wird eine neue Laſt, die mir aufs Herz fällt; Wenns noch lange währte, würd ich unterliegen. Ach, daß ich ſobald mich wieder von Dir trennen ſoll, und auf ſo lange Zeit!! Aber wenigſtens komm ich drey- oder viermal zu Dir aufs Land hinaus; Denn jeder Tag, da man ſich nicht ſieht, iſt auf ewig, denk, auf ewig! verlohren.

Ich könnt jezt gar nicht mehr leben, wenn ich Dich, du Heilige, nicht hätte. Alles iſt mir ſo zuwider und abgeſchmakt; Nichts füllt meine Seele, oder zieht ſie an ſich. Nur durch Dich hat die Welt noch Bande, die mich an ſie feſſeln; Wäreſt Du nicht drinnen, ſo ſehnt' ich mich nach einem Ausgang. Ich muß mit ſo viel ſpizfindigen, tükiſchen und zweydeutigen Menſchen umgehn, daß ich tauſendmal denke: Wenn ein Menſch gut ſeyn will, ſo iſt die Welt nicht ſein Vaterland. Ich thu alles für die Menſchen, was ich in meinem Beruf thun kann, und weil mich Gott deswegen unter ſie geſezt hat; Aber tauſendmal rufts, wider meinen Willen, aus mir heraus:

Sie iſts nicht werth, ſo eine Welt wie dieſe,
Daß man ihr eine Thräne weiht! —

Die arme Sophie war eben eine Stunde lang bey mir und weinte. Ich erzählte ihr von Dir. Es muß ein herrliches Frauenzimmer ſeyn, ſagte ſie, und ich wünſchte nichts mehr, als ſie auch zu kennen, und von ihr zu lernen. Kommen Sie zu uns in die Stadt! ſagte ich. — Ach lieber Gott, gab ſie mir zur Antwort, wie wollt ich in

die Stadt kommen? Meine Eltern lassen mich nicht dahin, und ich hätte nicht einmal Kleider, mich zeigen zu können. Armes Mädchen! sagt ich. — Ich bin gern auf dem Land, fuhr sie fort; Aber so verlassen, und so unaufhörlich ohne menschliche Gesellschaft, das ist doch hart. — Ich konnte nichts als aufsehn, mich ins Fenster stellen, und seufzen.

Ach, Sophie, wie glücklich sind wir, daß wir uns gefunden haben! Aber wie so viele finden sich nicht, und der Himmel schuf sie doch für einander! Jedes welkt einsam in der dürren, Trost- und Wasserlosen Wüste, bis ihr Freund, der Tod kommt, und sie in bessre Gegenden, in den Garten Gottes, verpflanzt. O, es ist viel Unglück in der Welt für den, der Augen hat, es zu sehen, und ein Herz, es zu empfinden! Guter Gott, wenn alle, die dort auf dem Gottesacker schlafen, und ihr Leben durchgeseufzt und durchgeweint haben, ewig schliefen, wer konnte noch an deine Güte glauben? Und doch giebts Grausame und Thoren gnug, die von ewiger Vernichtung träumen können. O Religion meines Heilandes, wie hellst du allein die dunkeln, schrecksvollen Pfade auf, die der Mensch durchwandelt!

Liebe Sophie, grüß die Berginn und den braven Meyer herzlich! Ihr Glück ist das meinige. Gottlob, daß es noch solche Menschen, mit solchen Schicksalen gibt, sonst wüßte man oft nicht, wo man hin blicken sollte, um sich aus seinen trübseligen Gedanken heraus zu arbeiten.

Morgen vor Tag reis' ich von Dornfeld weg, und habe noch auf zwey oder drey Dörfern Geschäfte. Wir können einander diese Zeit über weiter

ter keine Briefe zuschicken, weil ich Dir meinen Aufenthalt nicht bestimmen, und nicht wissen kann, ob Leute, bey der jezt anfangenden Frühlingsarbeit auf den Feldern, in die Stadt gehen? Morgen oder übermorgen bekommst Du diesen Brief. Am 16ten aber bin ich gewiß wieder bey Dir. O dann trocknen wir die bangen Trennungszähren ab, und weinen die Trostvollere Zähre des Wiedersehens. Leb indessen wohl, du Engel, und gedenke meiner! Der Gott der Liebe lasse mich wieder gesund an Deine treue Brust sinken! Empfiehl mich unsrer gemeinschaftlichen treflichen Mutter aufs kindlichste, und dank ihr für ihr Andenken! Leb wohl, Engel, leb wohl! Ich bin ewig Dein

Wilhelm.

* * *

30.

Sophie an Wilhelm.

den 16ten März, Abends um 10 Uhr.

Also bist Du wieder mein, Geliebter!!! Wieder mein!.. Welche Wonne liegt in diesem Wort, und wie unaussprechlich ist sie! O ich konnte Dir nicht sagen, was ich fühlte, und kanns noch nicht. — Als ich schon so lang und sehnsuchtsvoll die Strasse hinauf nach Dir gesehen hatte, und Du endlich kamst, da konnt ich Dich noch nicht kommen sehn. Weggehn musst ich, und allein seyn, so ungestüm und laut pochte mir das Herz.

Wilhelm, wie so unaussprechlich viel bist Du mir! Gott im Himmel weis, ich kann die Hälfte nicht von dem zeigen, was ich fühle. Ich wollte noch vor Schlafengehen mein Herz erleichtern, und alle meine Empfindungen in diesen Brief ausgiessen; Aber ich kann nicht. Ich weis noch nicht, geb ich Dir morgen diesen Brief, oder nicht? Er ist so kalt, und ich wollte Dir so gerne etwas sagen.

Wilhelm, unser Herz ist ein sonderbares Ding! Oft, bey geringern Anlässen, wills von Empfindung überfliessen, und hat Worte gnug in Vorrath; Und gerad da, wenn man es so ganz offen zeigen, sich in eine andre Seele ganz hinübergiessen wollte, da verschliesst es sich in sich selbst; geniesst nur und theilt nicht mit, ist nur leidend. — Aber wollen wir denn gegen uns selbst seyn, oder gegen den murren, der uns einmal so gestimmt hat?

Gute Nacht, Engel! Gottlob, daß Du wieder bey uns bist!

* * *

31.

Sophie an Wilhelm.

den 17ten März, Abends um 9 Uhr.

Welche Angst hast Du mir heut durch Deine Hize gemacht! Noch zittern meine Glieder, und ich weis kaum, was ich schreibe. Du liefst im ersten Unmuth weg, und wolltest mich nicht anhören.

hören. Hab ich das um Dich verdient, am zweyten Tage, da Du wieder mein bist? Ach, **Wilhelm**, bey Gott, Du thast mir Unrecht! Höre mich nur an?

Wo ist Deine Nachtigall? fragtest Du. In aller Unschuld gab ich Dir gerad heraus die Antwort: Sie ist fortgeflogen, diesen Nachmittag ließ ich sie los. Gott im Himmel! wie erschrack ich, als Du auffuhrst, auf den Boden stampftest, und mit bittrer Stimme ausriefst: Das ist Deine Liebe? Krieg ich das zum Dank? Du liebst mich nicht, **Sophie**! — Ach, mit diesen Worten liefst Du weg, und liessest mich in aller Angst zurück.

Hör mich an, **Wilhelm**, wie es gieng, und dann verurtheil mich! Ganz von der Wonne voll, Dich wieder hier zu haben, saß ich diesen Nachmittag in meinem hintern Zimmer, wo die Nachtigall hieng, dankte Gott für das Glück des Wiedersehns, und weinte Freudenthränen. Da schlug der Vogel einigemal etliche traurige Lockтöne, auf die ich Anfangs gar nicht achtete. Endlich, als er nicht aufhörte, sah ich ihn mitleidig an, und sagte: Armer Vogel! Er sah mich an, und lockte wieder, und mir schien es trauriger als Anfangs. Dann sah er nach dem Garten vor dem Fenster, wo schon einige Vögel zwitscherten. Ich will die Frühlingsluft hereinlassen, dacht ich; Ich bin heut so glücklich, da ich meinen **Wilhelm** wieder habe; Warum solltest Du allein trauren? — Ich verlohr mich aufs neu in Gedanken, und vergaß den Vogel. Aber er lockte sehnsuchtsvoller als vorher, und ich sah ihn wieder an. Vielleicht, dacht ich, fehlt es ihm an Futter oder Wasser, und sah nach; Aber er hatte alles genug. Er senkte traurig seine Flügel, als ich nachsah. Gelt, du möchtest frey

seyn, sagt ich; und dein Weibchen wieder finden? Gut, das sollst du, und da macht ich auf, und der liebe Vogel flog hinaus.

Mir war nun so wohl ob dieser That, und ich dachte freudiger an dich, mein Theurer; Ach, und wusste nicht, daß Du mich drob so traurig machen, und mir vorwerfen würdest, ich liebe dich nicht. O ich liebe Dich so sehr in diesem Augenblick, Gott weiß, so sehr, als Einmal in meinem ganzen Leben.

Wilhelm, der Vogel ist nun frey, und ihm ist wohl! Und Du sprichst so oft von Freyheit, schimpfst auf alle Fürsten und Tyrannen, daß sie Wesen unterjochen, die doch frey gebohren sind. **Wilhelm**, Du hast Recht. Aber ist die Nachtigall nicht auch so frey gebohren wie wir? Oder sind wir frey, wenn wir andre Geschöpfe sklavisch behandeln? Ein Despot ist nicht frey; Denn er denkt nicht frey. Und in diesem Betracht ist die Nachtigall so gut wie wir. Ach, **Wilhelm**, vielleicht singt sie uns diesen Frühling unter unserm Apfelbaum? Und gewiß klingts uns besser, als im Kefich.

Kannst Du mir vergeben, **Wilhelm**? Reiß mich doch recht bald aus dieser Unruhe! Morgen früh schick ich dir sogleich diesen Brief. Sey doch gut und lieb! Warlich, keine Seele auf der Welt kann dich mehr lieben, als ich.

32.

Wilhelm an Sophien.

den 18ten März, Mittags um 12 Uhr.

Ich verabscheue mich, ich hasse mich! Ich bin Dein nicht werth, du Engel! O ich darf Dich nicht um Verzeihung bitten. Ich weiß kaum mehr, was ich gestern gethan habe? Ich war ein Rasender. Gott, was kann in Augenblicken aus dem Menschen werden! Nein, ich darf Dich nicht um Verzeihung bitten. Ich habs schon zu oft so gemacht! Heut darf ich Dir nicht unter die Augen treten! Ich müßte mich selbst verdammen.

Dir so teuflisch Unrecht zu thun, gute, fromme, liebevolle, mitleidige Seele! O ich möchte mir den Kopf einschlagen!!!

Du hast Recht, ich kenne keine Freyheit. Ich bin ein Tyrann, ein Grausamer! Ich kenne mich nicht mehr. Vergieb, wenn ein Verworfener Vergebung hoffen kann! O Sophie, wie so tief bin ich gesunken, und wie hoch stehst Du über mir!!!

* * *

33.

Wilhelm an Sophien.

den 19ten März.

Also vergeben hast Du mir, Du Nachahmerin der Gottheit? Hast mich gestern zu Dir rufen las-

ſen, nicht mich zu verdammen, ſondern einen Sünder zu begnadigen! Ach, zu viel, zu viel, Sophie! — Als Du Deine Hand auf meine Bruſt legteſt, mit den Worten: es iſt alles vergeben und vergeſſen, da war mirs, als ob ich die Stimme eines Engels hörte. Aber eine Stimme rief aus mir: Du biſts nicht werth! Da verhüllt ich mein Geſicht und weinte.

O Sophie, ich habe auf den Knien Gott gebeten, Dich mir zu erhalten zur Leiterinn, und mir künftig Muth und Kraft zu geben, alle dem Toben in meiner Seele, und dem raſenden Ungeſtüm, wozu mich Eiferſucht und böſe Laune ſchon ſo oft verführten, Einhalt zu thun! Lieber wollt ich vorher ſterben, eh ich Dir, du Heilige, noch einmal ſo begegnete. Du kannſt nicht glauben, welche Quaalen das Bewuſſtſeyn, mit ſich führt, nicht nur eine Thorheit, ſondern eine ſolche Ungerechtigkeit begangen zu haben. Gewiß, der innre Vorwurf des Gewiſſens, da man ſich ſelbſt verdammen muß, überwiegt alle äuſſerliche, noch ſo ſchmerzliche Quaalen. —

Und die Amtmännin will Dich jezt ſchon bey ſich haben? Will Dich mir entreiſſen, da Du erſt ſeit drey Tagen wieder mein biſt? Ach Sophie, das iſt hart, ſehr hart! Aber, oh, daß ich mir ſagen muß: Es iſt Lohn für deine Thaten, für die Ungerechtigkeit, mit der du deiner Sophie begegneteſt!!! Mädchen, wenn ich daran denke ... eh, ich mag nicht reden!

Welch ein Abend wird das morgen ſeyn, wenn ich mich ſchon wieder, ach, und auf ſo lange Zeit von Dir trennen ſoll! Ich darf daran nicht denken, wenn ich nicht ganz melancholiſch werden will.

will. Freylich führt die Liebe Götterfreuden bey ſich. Aber ihre Leiden — wer von allen, welche lieben, mag ſie zählen? —

Wo iſt Ruhe auf der Welt? In welcher Seele, die Empfindung hat, iſt ihr Thron, von dem ſie nie herabſteigt? Der Mann, der ſichs rühmen kann, trete auf! Er muß ein Gott ſeyn, oder ein Stück Holz!

Laß uns denn, Sophie, aus dem Sand des ſtürmiſchen und ungeſtümen Meers die wenigen Goldkorner ſammlen, wenn das Meer zur Zeit der Ebbe ſtill iſt, und laß dankbar uns zum Himmel aufſehn, und ihm auch für dieſe Gabe danken, die wir — ach und ich am wenigſten — ſo ſelten ſie auch iſt, dennoch nicht verdienen!

Morgen alſo, o Du Theure? — Ach, ich darf mich in den Abgrund nicht vertiefen! Leb wohl, Engel! In zwo Stunden drück ich dieſen Brief an Dein Herz!

* * *

34.

Sophie an Wilhelm.

Lieber Jüngling!

Freydorf, den 22ten März.

Wie ſo öd und trüb iſts um mich her! Ach, nun hab ich Dich drey Tage nicht geſehen, und wie lang iſt dieſe Zeit; Und eine noch weit läu-

gere

gere steht vor mir. Wilhelm! es ist wahr, was Du mir neulich schriebest: Freylich hat die Liebe Götterfreuden bey sich. Aber ihre Leiden — wer von allen, welche lieben, mag sie zählen!

Ich hätte hier auf dem Lande alles, was zu einem ruhigen und frohen Leben gehört, aber, o ich habe Dich nicht! — Meine Baase, die eine recht gute Frau ist, empfieng mich mit ofnen Armen. Nur ein wenig zu dienstfertig und umständlich ist sie mir. Wenn ich traurig bin — und heiter kann ich doch unmöglich immer aussehn — da ist sie beständig um mich herum, macht sich allerley zu schaffen, fragt mich hundertmal, was mir fehle, ob mirs in ihrem Haus nicht gefalle? u. s. w. Die gute Frau weis nicht, welch ein Trost mir in solchen Fällen, Einsamkeit und Schweigen wäre. Ob sie gleich weis, wie so sehr ich Dich liebe, so fällt ihr doch gar nicht ein, daß die Trennung von Dir die Quelle meines Kummers sey. Denn davon, daß Entfernung von dem, was man liebt, der bängste Zustand ist, hat sie, da sie im eigentlichen Verstande nie geliebt hat, gar keinen Begriff. Sie ist eigentlich eine recht treue Haushälterinn ihres Mannes, der gerad einer solchen Gehülfinn nöthig hat; Denn er ist ein dicker phlegmatischer Mann, der, mit Hülfe seines Schreibers, den Tag über unter vielem Aechzen und Schweisabwischen seine Geschäfte verrichtet, und nur deswegen nach seiner Art eilt, um sich bald in seinen Grosvatersstuhl sezen zu können, wo er eine gresse Lase dickes Bier neben sich stehn, und etliche gestopfte Pfeifen vor sich liegen hat, deren eine nach der andern er gemächlich ausdampft. Da lässt er sich gern Stadt und Dorfgeschichten erzählen, über die er zuweilen so lacht, daß sein ganzer schwerer Bauch erschüt-

ſchüttert wird. Auch muß ich manchesmal ein Damenſpiel mit ihm machen, und da triumphirt er ſehr, wenn er mir eins abgewinnt. Sonſt aber iſt er ein Seelenguter Mann; Er kann oft weinen, wenn man ihm von unglücklichen Perſonen erzählt; Und den Armen in der Gegend herum thut er viel Gutes. Auch läſſt er den Bauren ihre Strafen nach, ſo bald ſie kläglich thun, und ſich aufs Bitten legen. Er würde, wenn er die Welt zu regieren hätte, ſie zwar nicht zernichten, aber untergehen lieſſ' er ſie, wenn ſie ſich nicht ſelbſt erhielte.

Der Schreiber iſt ein Menſch, der ſo allerley durch einander geleſen hat, und es ſich ein wenig viel merken läſſt. Weil er weis, daß ich auch leſe, ſo plagt er mich mit gelehrten Diſcurſen über dieſes oder jenes Buch, und will entweder mein Urtheil drüber hören, oder mir das ſeinige aufdringen, und das in einem ſehr gezierten Ton; Denn er ſpricht wie ein Buch. Ich weich ihm aus, ſo viel ich kann, weil ich zwar ein gutes Buch wohl gern leſe; Aber viel drüber ſprechen mag ich nicht; Denn das gelehrte Weſen ſteht einem Mädchen gar abgeſchmackt. Ueberdieß weiſſt Du, daß ich am liebſten ſolche Bücher leſe, die für die Empfindung und fürs Herz ſind; Und da ſprech ich dann nicht gern viel davon, weil ſich über Empfindungen, die man wirklich hat, wenig plaudern läſſt. Ich hab aber auch den guten Weißmann (ſo heißt der Schreiber,) ſchon ausgeholt, und gefunden, daß eigentlich ein fremder Geiſt aus ihm ſpricht, die Recenſenten nämlich, deren Zeitungen er in Menge lieſt, und nach dieſer weiſen Herren Ausſpruch ändert ſich ſeine Meynung von Büchern faſt alle Tage.

Vergieb, lieber Wilhelm, daß ich Dir so viel unbedeutendes Zeug schreibe! Einsamkeit und Unterhaltung mit Dir, und allem, was Dich angeht, ist mir hier das liebste. Deine lieben Briefe les' ich des Tages zehenmal, und sind immer wieder von Neuem viel herrlichen Sinn drinnen. Ich denke mich so in Deine Lagen und Empfindungen hinein, und sind überall Dein gutes edles Herz, Deine treue Liebe zu mir.

Am liebsten geh ich mit des Amtmanns drey Kindern um, welches gar herrliche Geschöpfe sind, ganz Natur und Unschuld. In ihrer Gesellschaft leb ich noch am ungezwungensten; Ich verhehle meine Seufzer nicht, und halte meine Thränen nicht zurück. Die lieben Kinder nehmen Antheil dran, und weinen mit mir. Der kleine Knabe, welcher Wilhelm heißt, und neun Jahre alt ist, ist mein Liebling. Er hat erstaunlich viel Geradheit und Offenherzigkeit; Er will mich immer führen, wo ich hingehe, und wenn ich eine Zeitlang nicht auf ihn achte, thut er ganz böse, und macht mir Vorwürfe, daß ich ihn nicht lieb habe. Als ich gestern Abend auf meinem Zimmer saß, und in Deinen Briefen las und weinte, da kam er her, stieg mir auf die Knie, wischte mir mit der Hand die Thränen aus den Augen, und sagte: Baas, du weinst ja immer, hat dir jemand was gethan, oder bist du bös auf mich? Nein, sagte ich, lieber Wilhelm, in der Stadt ist noch ein andrer Wilhelm, der gröſſer ist als du, den hab ich auch sehr lieb, und den wollt ich, daß er bey mir wäre! Er lachte, daß ich über so etwas weinen könnte; Darfst ihn ja nur kommen lassen, sagte er. Das will ich auch thun, gab ich ihm zur Antwort; Er wird bald zu uns kommen — Nach ziemlich langem Stillschwei-

schweigen, während dem er nachzudenken schien, sah er mich ganz kläglich an, streichelte mir die Wangen, und sagte endlich: Aber Baase, dann wirst du mich nicht mehr lieb haben, wenn der andre **Wilhelm** kommt. Ich hatte viele Mühe, bis ich ihn überzeugte, er würde mir nichts desto weniger lieb bleiben. — Heut bey Tische sezte er mich sehr in Verlegenheit; Papa, fieng er an, Baas Sophie hat noch einen **Wilhelm** lieb, der ist in der Stadt, und den will sie auch kommen lassen. Der Amtmann war zu allem Glück nicht aufmerksam drauf, und sagte nichts, als: So. Aber die Amtmännin sah mich an, und ich ward feuerroth. Nun spricht mir der Knabe immer von dem Stadt = Wilhelm vor. Er wird grosse Augen machen, wenn du kommst, und sieht, daß du ein grosser **Wilhelm** bist; Denn er bildet sich ein, Du seyest höchstens einen halben Kopf gröſſer, und ein Jahr älter, als er.

Das andre Kind, ein Mädchen von sieben Jahren, ist auch artig, aber schnippisch, und wird eine Zierpuppe. Es steht ganze Stunden vor dem Spiegel, und fragt mich nach dem Namen aller Kleidungsstücke.

Der kleine **Gottfried**, welcher fünf Jahre alt ist, hat ein tiefes Gefühl, und ist sehr nachdenklich; Er sieht ernsthaft aus, horcht auf alles aufmerksam, was man spricht, und wirft oft Fragen auf, durch deren Beantwortung man in Verlegenheit gesezt wird. Er denkt sehr edel, und fühlt jeden Vorwurf, welchen man ihm macht, noch lange nachher. Endlich kommt er wieder, und fragt mit edler, liebenswürdiger Offenherzigkeit, ob ers nun recht mache? Wenn er mich lesen sieht, so bittet er, ich möcht ihn auch etwas

lesen

lesen lassen, und da will er jedes Wort erklärt wissen, das er nicht versteht.

Nach dem ich nun in einer Fassung bin, geb ich mich bald mit dem einen, bald mit dem andern Kind ab. Am liebsten aber immer mit dem kleinen Wilhelm; Denn der plaudert mir am meisten von Dir vor.

Ach, Wilhelm, wenn Du hier wärst, wie so wohl wäre mir! Mit welchen Freuden bräche mir dann der Frühling an! Jedes neue hervorsprossende Gräschen, jedes neue Laub würde mir dann theurer, wenn ichs an deinem Arm hervorsprossen sähe. Nun aber lässt mich alles kalt, und das neue Leben der Natur überfällt mich oft mit banger Wehmuth. Mach doch, daß Du bald zu mir herauskommst!

Morgen schick ich Dir diesen Brief. Sey so gut, und schick Innliegendes sogleich an meine liebe Mutter! Künftigen Sonnabend kommt der wöchentliche Bothe nach der Stadt, und schickst Du mir morgen keine Antwort, so schickst Du mir doch gewiß auf den Sonnabend welche. Schreib mir doch recht viel! Denn ich hab deinen Zuspruch sehr nöthig. Der Amtmann und die Amtmännin laden dich feyerlich ein, und grüssen dich.

O du Herrlicher, wie lieb hab ich Dich! Der einzige Gedanke, der mit mir aufwacht und mit mir schlafen geht, ist der Gedank an deine keusche treue Liebe. Gott behüte Dich, und schütze Dich, und bringe Dich recht bald wieder an mein Herz, das ewig Dein ist, und nur deinetwegen schlägt! Leb wohl! leb wohl! Gottes Segen

über

über Dir, du Herrlicher! Ewig Dein in diesem und in jenem Leben.

Sophie.

* * *

35.

Wilhelm an Sophien.

Liebe fromme Seele!

den 25ten März.

Zu allem Unglück war ich nicht zu Haus, als der Bothe Deinen theuren herzlichen Brief brachte; Und nun kann ich Dir den meinigen erst morgen schicken. Mit Thränen der Sehnsucht und der Zärtlichkeit durchlas ich Deinen Brief, und dankte Gott und Dir für Deine Liebe.

Die naive Schilderung der Familie des Amtsmanns hat mich sehr gefreut, und mich recht begierig gemacht, diese Personen bald näher kennen zu lernen, welches auch hoffentlich recht bald geschehen wird.

Wenn Dir die Trennung traurig ist, so ist sies mir gewiß eben so sehr. Wenn am Abend die Zeit kommt, in der ich sonst gewöhnlich zu Dir, meine Theure, eilte, da wird mirs so bang

ums Herz, daß ich nichts weis, wo ich bleiben soll, Ich gehe dann, wenn das Wetter gut ist, an unserm Strom hinab auf unsre Rasenbank, seh den Abend mit seiner Ruh so langsam heraufziehn, und flieg über Berg und Thal zu Dir, du Heilige! — Lezthin hatt ich mich einmal in meinen liebenden Gedanken so vertieft, daß unvermerkt der späte Abend anbrach, und ich springen musste um noch vor Thorschluß in die Stadt zu kommen. Ach, ich kann Dir nicht sagen, liebes, theures Mädchen, wie so öd und leer es ausser mir und in mir ist, wie der Abend mir so unausstehlich lang wird! Nur Ein Gedank ist, der mich dann noch trösten kann, daß Dein Liebevolles Herz sich auch mit mir beschäftigt; Und gewiß begegnen sich im Hauch des Abendwinds unsre Seelen oft.

Zuweilen geh ich auch zu **Meyern**, den seine Liebe jezt so selig macht. Wir reden dann von Dir und seiner **Bergin**. Ach, ihr lieben Seelen, wenn ihr uns oft hörtet, wenn wir in der tiefen Dämmerung beysammen sizen, und kein Licht anzünden, um desto ungehinderter und unzerstreuter uns so ganz zu Euch hinträumen zu können!!!

Meyer hat schon am 25sten April Hochzeit, daß Du also früher nach der Stadt kommen musst. Du wirst mir glauben, liebes Mädchen, daß ich an dieser Aenderung ihres anfänglichen Entschlusses mit Antheil habe.

den 26sten März.

Hier brach ich gestern ab, weil ich zum geheimen Rath von **Zollern** gerufen wurde. Er

gab

gab mir Nachricht, daß der Landkommiſſarius Zobel ſehr krank ſey. Alsdenn bekomm ich das Landkommiſſariat, nnd wir heyrathen uns. O Mädchen, welche Seligkeit blüht für uns heran! Gott laſſ' uns bald die Früchte davon ſehen! Zugleich trug er mir ein Geſchäft auf, das ich künftigen Donnerſtag in Deiner Gegend zu verrichten habe. Ich bat ihn um Erlaubniß, mich zween oder drey Tage länger auf dem Land aufhalten zu dürfen, und er geſtand mirs ohne Widerrede zu. Alſo ſeh ich Dich, du Theure, in vier Tagen. Laß uns dann alles Traurige der Trennung in die Seligkeit des Wiederſehns verſenken! Am 30ſten gleich nach Tiſche ſeh ich Dich, und ſink in deine Arme. Empfiehl mich zum Voraus dem Amtmann und der Amtmänninn, und grüß meinen Nebenbuhler, den kleinen **Wilhelm**!

Ich kann Dir nicht ſagen, wie mir jezt ſo wohl und bang iſt, wie die Zeit bis auf den 30ſten mir ſo träg hinſchleicht, und wie ich gar nichts thun kann, weil der Gedanke ans Wiederſehn immer vor mir ſteht, und mein ganzes Herz an ſich reiſſt!

Leb wohl, Engel! Ich kann Dir nicht mehr ſchreiben; Denn der Bothe wartet. O wie unausſprechlich lieb ich Dich! Möcht ich Dir das ganz ſagen können, wenn ich bey Dir bin! Jezt kann ichs nicht. Ewig, ewig Dein

Wilhelm.

36.

Sophie an Wilhelm.

Freydorf, den 7ten April, um 3 Uhr.

O Wilhelm, was waren das für Tage, die wir mit einander zubrachten! und — o Gott verzeih, daß ich klage! — Auch sie sind dahin, und ich bin wieder allein! Mein Glück war groß, desto grösser muß mir mein Verlust seyn.

Aber ewig klagen?... Sind wir denn zu ewigen Genuß geschaffen?... Ich will mich ermannen, Wilhelm, will kein Weib seyn!

Hast Du je den ankommenden Frühling so gefeyert, mein Lieber? Mir brach keiner noch so schön an. Wenn ich jezt die Oerter wieder besuche, wo wir Veilchen pflückten, und das junge Laub hervorbrechen sahn, und stehen blieben, den Gesang der Grasemücken anzuhören — Wilhelm, wie so warm wallt mirs dann in meinem Herzen auf und ab, und durch alle Adern! Wie so neu und wunderlich wird mirs zu Muth, und am Ende, wie so wehmüthig! — Gestern sang die Nachtigall zum erstenmal; Sie soll schöner singen, als die Grasemücke; Ich glaubs. Aber wunderts Dich, daß ich doch die Grasemücke lieber höre? Sang sie denn nicht auch, als Du bey mir warst? Meine Baase sagt immer: Das sonderbare Mädchen! Da ist sie in die Grasmücken vernarrt, und die Nachtigall

tigall singt doch! Nicht wahr, meine Baase hat doch wenig Sinn, so gut sie sonst auch ist?

Ich will sehen, was aus den Pfropfreisern wird, die wir zusammen eingeimpft haben? Noch sieht man nicht, ob sie gerathen werden, oder nicht? Wenn Deins, oder meins verdorrte, ich hielts für keine gute Vorbedeutung. Lach nicht über mich! Ich bin ein Mädchen, und Ahndungen sind doch nicht immer blosse Hirngespinnste. Wenigstens verzeiblich ist der Glaube an Ahndungen, und die Furcht davor. Man glaubt nur dran, wenn man sehr glücklich oder sehr unglücklich ist; Beydes macht ängstlich.

Als du wegrittest, da hätt ich mich Dir auf den Flügeln des Windes nachschwingen mögen. Das Reisen und das Abschiednehmen, das voran geht, ist doch etwas sehr trauriges. Man hat immer dabey den Gedanken an ewige Trennung und an Tod. Wenn Du nah um mich bist, ob ich Dich gleich nicht sehe, da denk ich immer, daß Dir nichts widriges begegnen kann. Aber kaum weis ich Dich zwo Stunden weit von mir entfernt, da schwebt mein Geist immer so ängstlich um Dich her, und ich bin so traurig. — Und Du sahst so blaß aus, **Wilhelm**, als Du von mir wegrittest; Warst zwar hier beständig heiter, aber doch nicht so ganz aufgeräumt, wie sonst. Oft sahs aus, als ob du Dir nur Zwang anthätest. Auch fiel mirs schwer auf, als Du Dich ein paarmal über Bangigkeit auf der Brust, und über Seitenstechen beklagtest. — O **Wilhelm, Wilhelm**, welche bange Ahndungen!

Ich muß ein wenig inne halten und im Garten auf und ab gehn. Schreib mir doch morgen ja durch den Bothen, und ſag mir, ob Dir jezt recht wohl iſt?

Nach 4 Uhr.

Ich war bis jezt im Garten. Die Bangigkeit hat ſich in etwas verlohren; Aber noch nicht ganz. Der kleine **Wilhelm** hüpfte zu mir her, als ich in der Sommerlaube ſaß. Wie ſind doch die Kinder ſo glücklich! Keine Ahndung von Zukunft und Verändrung! Für ſie iſt nichts wichtig, als die Gegenwart. Glaubſt Du nicht, daß ein Menſch es weit gebracht hat, wenn er das, was da iſt, zu genieſſen lernt? Wenigſtens beſtraft uns das verwegne Schauen in die Zukunft oft mit fürchterlichen Bildern.

Der Knabe fand mich traurig. Warum gar nicht lachen, Baaſe? ſagte er; Kommt denn Vetter **Wilhelm** nicht bald wieder? Das gute Kind glaubte, mich zu tröſten, ach, und wuſſte nicht, welchen Stich es mir durchs Herz gab. Such mir Blumen, **Wilhelm**, ſagte ich zu ihm, um ihn nur einige Augenblicke von mir zu entfernen. Er kam bald wieder, und hatte einen ganzen Strohut voll Blumen. Da, Baaſe, ſagte er, indem er mir eine Handvoll gab, mach dir einen Straus! Ich machte zwey; Einen für den kleinen **Wilhelm**! und den andern für den groſſen **Wilhelm**.

Ach, **Wilhelm**, wäre noch die Zeit, da ich Dir einen Straus binden konnte in der Laube!

Aber

Aber dieſe Blumen welken, eh ich ſie dir an den Buſen ſtecken kann. Und ſo welkt denn alles, was auf Erden blüht und lebt. —

den 8ten April, Morgens um 6 Uhr.

Heut bin ich heitrer aufgeſtanden, als ich geſtern war. Auch iſt die Natur heut heitrer. Keine Wolke ſchwächt den Glanz der Sonne. Die Luft iſt rein und blau, wie Saphyr; Und der Geſang der Vögel ſchallt viel ſilberner und heller. Noch will ich dir ein paar Worte ſchreiben, eh der Bothe kommt, der nach der Stadt geht.

Daß ich geſtern ſo melancholiſch war, kam wohl von der ſchweren Luft, und meinem trägſchleichenden Blut her. Doch wollt ich, daß ich bey dir wäre! Sonſt reiſt' ich immer mit ſo frehem Herzen aus der Stadt aufs Land; Aber ſeit du mein biſt, wie ſo anders iſt es! Ich genieſſ' jezt nichts mit ganzem Herzen. Die Natur theilt ſich mir allein an deinem Herzen ganz mit.

Der Amtmann und die Amtmänninn laſſen dich von ganzem Herzen grüſſen. Sie ſind gänzlich von dir eingenommen; Und wer ſollt es auch nicht ſeyn?

Ich ſoll dich grüſſen, ſagt der kleine **Wilhelm** und die andern Kinder. Er wünſcht dich jezt ſo ſehr wieder her, ob er gleich, als du da warſt, ſo eiferſüchtig that, und über jeden Kuß, den du mir nahmſt, böſe wurde. Das wird einmal

mal ein herrlicher Junge werden. Ich glaube, **Wilhelm**, Du warst in der Jugend auch so.

Man ruft, der Bothe sey da, und ich muß siegeln. Leb wohl, liebster, bester **Wilhelm**! Morgen früh hab ich doch gewiß einen Brief? O wie lieb ich dich so unaussprechlich! Ewig Dein.

Sophie.

* * *

37.

Wilhelm an Sophien.

den 8ten April.

Dein lieber herzlicher Brief, meine theureste **Sophie**. hat mich sehr erquickt; Denn ich hatte solchen Zuspruch nöthig. Seit ich Dich verlassen habe, wars in meinem Herzen niemals hell, und — ich muß Dirs nur gestehen, und Du mußt auch, nicht zu sehr erschrecken — meine wankende Gesundheit war mit Schuld daran. Lieber Engel, ich beschwöre Dich, sey nicht zu traurig, und faß Muth! Denn das meiste hat sich schon gegeben, und mit Gottes Hülfe wird in kurzem alles wieder gut werden. — Ich war kaum hier angekommen, so bekam ich einen Anfall von Blutspeyen, der mich Anfangs sehr betroffen machte. Aber die schnelle Hülfe des Doktor **Ulrichs**, der mir gleich eine Ader öfnen ließ

ließ und Arzneymittel verſchrieb, ſtellte mich in kurzer Zeit wieder ſo her, daß ich ſchon faſt beſtändig auſſer dem Bette ſeyn, und an Dich ſchreiben kann; Auſſer daß ich noch ein wenig matt bin, weswegen ich auch nicht ſo viel an Dich ſchreiben kann, als ich gerne wollte. D. Ulrich heiſſt mich gutes Muths ſeyn, und verſichert mich, das Blut ſey nur aus dem Magen gekommen; Und bey einer ſtrengen Diät hoft er, mich bald wieder ſo herzuſtellen, daß Du mich bey deiner Zurückkunft völlig geſund antreffen wirſt.

Alſo ſiehſt Du, daß Du Dir und mir unnöthigen Kummer machen würdeſt, wenn Du Dich über dieſe Nachricht ſehr betrübteſt. Solche Zufälle ſind weiter nichts, als Erinnerungen des Allliebenden, nicht zu ſehr auf das zu bauen, was wir haben, und das Gute, womit er uns ſeguet, ſo zu genieſſen, daß wir ſeiner, der es geben und auch nehmen kann, nicht dabey vergeſſen.

Ich hätte Dir den ganzen Zufall verſchweigen können, meine Theureſte. Aber, wenn Dus von einer dritten Perſon erfahren hätteſt, würd es Dich gewiß mehr erſchüttert haben; Und ſo ſiehſt Du doch, daß ich nicht ſehr krank ſeyn muß, da ich ſelber an Dich ſchreiben kann.

Der Gott, der bisher gegen uns ſo unausſprechlich gütig war, wirds auch ferner ſeyn. Bitte ihn mit mir darum! Ich hoffe zuverſichtlich, daß er mich Dir wieder geſund in deine Arme zurückgeben wird. — Gegen den 20ſten kommſt Du doch gewiß wieder zurück? Bis dahin wird alles gut ſeyn.

Den Augenblick war D. **Ulrich** bey mir, und erlaubte mir, heut schon wieder auszugehen. Also bitt ich, sey ruhig!

Empfiehl mich Deinen Anverwandten aufs beste, und gieb dem kleinen eifersüchtigen **Wilhelm** in meinem Namen einen recht herzlichen Kuß! — Bey der nächsten Gelegenheit schreib ich Dir wieder. Lieb mich ferner so treu und zärtlich, bestes Mädchen! Der Gedanke, Dein zu seyn, wär allein schon im Stande, mich wieder ganz gesund zu machen. Gott segne Dich, und wach über unsre Liebe!

O du Engel, hab Dank für alle Deine treue Zärtlichkeit! Mein Herz ist unaufhörlich bey Dir. Du allein bist mir alles. Leb wohl, leb wohl, lieber, lieber Engel!

Wilhelm.

* * *

38.

Sophie an Wilhelm.

den 10ten April.

O **Wilhelm, Wilhelm!** Welch ein Donnerschlag war mir dein Brief und die darinn enthaltne Nachricht! Der ganze gestrige Tag, und die Nacht drauf . . . !!! O was hab ich ausgestanden! Mehr als in meinem ganzen Leben. Ich konnte nicht denken, nicht schreiben — konnte

gar

gar nichts! — Wilhelm, Wilhelm, ach die Ahndungen, die Ahndungen!! Lebst du, oder bist du todt? Ach, meine Mutter gab mir einen Wink; Und du stellst alles so gering und unbedeutend vor. — Gott weiß, mein Zustand ist der allerunglückseligste! Warum bin ich nicht schon todt? Wilhelm, liebster, bester Wilhelm, o was steh ich aus!!!

Ich schicke dir einen Extrabothen mit dem Brief. Ich beschwöre dich bey allem, was heilig, gieb mir ganz zuverlässige Nachricht, wie es mit dir steht? Verhehl mir nichts, daß ich zu dir flieg, und dich noch einmal umarme, ach und — Gott erhöre diesen Wunsch! — meinen Geist mit dem deinigen zugleich aufgebe!

O, was ist aus mir geworden! Gott im Himmel erbarm sich meiner! — Keine Zeile mehr. Ich kann nicht schreiben. Meine Finger zittern, und die Feder fällt mir aus der Hand. Schreib mir alles recht offenherzig! Um Gottes willen, thus!!

Gott sey mit dir und mir! Ach Wilhelm, schreib mir!

Nachbericht des Herausgebers dieser Briefe.

Der Bothe kam noch denselben Abend ohne Brief zurück. Alles sey, sagte er, in **Wilhelms** Haus in Unordnung; Der Bediente habe ihn den Brief mit verweinten Augen abgenommen, und gesagt: Sein Herr könn' unmöglich schreiben, er sey sehr schwach. — **Sophiens** Mutter schrieb: „Willst du ihn noch sehn, meine Tochter, so fahr morgen so früh nach der Stadt, als möglich!„

Sophie kam am 11ten, Vormittags um 10 Uhr, nach der Stadt, und fand ihren Freund tod. Er war drey Stunden vor ihrer Ankunft gestorben.

Drey Tage nach seinem Tod gab ihr sein Bedienter diesen Brief, der schwarz zugesiegelt, und mit zitternder, fast unleserlicher Hand von ihrem und meinem Freund geschrieben war.

Liebste, beste Seele!

den 9ten April.

Der Herr sey mit Dir, und unterstütze Dich mit seiner Kraft, wann Du diesen Brief erbrichst! Halte Dich an Gott, der mich im Tode tröstet, und er wird Dich auch im Leben nicht verlassen. Alles kommt von ihm, dem Gütigen und Weisen, unserm Vater.

Wenn

Wenn Du dieſes lieſeſt, ſteh ich ſchon vor ſeinem Angeſicht, und bitt ihn, Dich nicht zu verlaſſen! Ach Sophie, hoff auf ihn! Er kann Dich nicht verlaſſen — Klag Ihn nicht an! Wiß, in dieſem Augenblick, in dem Du lieſeſt, weiß ich ſchon, warum er mich von Dir hinwegrief? und — ſo wahr er lebt! — ich werd ihn preiſen, daß ers that; Denn überſehn werd ich ſeinen ganzen Plan, und finden, daß weiſe Güte ihn entworfen hat; Und ſo wirſt auch Du dereinſt ihn preiſen, wenn Du ſtehſt vor ſeinem Angeſicht an meiner Seite, obs gleich jezt noch deinen Augen dämmert, und Du nichts als Elend vor Dir ſiehſt und Härte. —

Liebſtes, beſtes Mädchen! Geſtern hoft ich auf Geneſung, und ſchrieb es Dir. Aber dieſe Nacht enthüllte mir Gott ſeinen Rathſchluß; Ich ſpie wieder Blut, und mehr als letzthin, und nun kann ich nicht mehr geneſen. Ich fühle Todesmattigkeit in meinen Gliedern; Auch der Arzt hat mir ſchon den Tod angekündigt.

Nun, der Wille deſſen, welcher mir das Leben gab, und von meinem erſten Hauch bis jezt mein Vater war, geſchehe! Möchteſt Du auch ſagen können, ſo wie ich: Sein Wille geſchehe!

Ich weiß nicht, ob ich Dich noch ſehen werde, meine Theureſte? Weiß auch nicht, ob ichs wünſchen ſoll? Denn wir würden beyde unausſprechlich viel leiden. Auch hier geſchehe deſſen Wille, der mich Dir gegeben hat, und jezt wieder

der nimmt! Sehen wir uns hier nicht mehr, so sehen wir uns dort einst, ohne Thränen.

Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh ꝛc.

Ach, Sophie, glaube nicht, daß ich gern uns ohne Thränen von Dir scheide! Ach, es gieng ein langer, fürchterlicher Kampf voran. —

O, wie hast Du mich geliebet, Du Engel!! Möcht ich danken können!!! Aber, ach, ich fühls, ich kanns erst in der Ewigkeit. Da wird eine andre Sprache seyn. Das Herz wird reden können, ohne diesen langen Umweg durch Worte.

Ich bin sehr matt, meine Theureste! Alle meine Kräfte sind vertrocknet. Auch das Herz ist matt, und kann nicht reden.

Leb denn wohl, du Engel! Trost und himmlische Beruhigung träufle nieder vom Barmherzigen! Ach, wie hast Du mich geliebt, Sophie, Gottes Trost begleite Dich durchs Leben!

Ewiger, ewiger Lohn für alle Deine Liebe, du Geliebteste, und für alle Nachsicht, mit der Du mich getragen hast! Vergieb, vergieb dem Sterbenden die Fehler, die er an sich hatte, die Kränkungen, die er Dir wider Willen anthat! Ach, vergieb, vergieb! Sophie!

Zum letztenmal .... leb wohl, leb ewig wohl! Gott segne Dich, Gott tröste Dich! — Meinen Namen noch ... Dein

Wilhelm.

den 10ten April, Abends um 7 Uhr.

Noch einmal ... Wiewohl sehr matt .... Gott unterstüze Dich ... o du Reine, Heilige .... Leb wohl, leb ewig — — —

* * *

Weiter konnte mein Freund, ach, der ewig Unvergeßliche, der nun bey Gott ist, nicht schreiben. Ich hab unaussprechlich viel an ihm verlohren!

Und Ihr, die Ihr ihn durch mich kennen lerntet, und ihn nun gewiß auch liebet, weint mit mir! Glaubt, so ruhen viele schon im Grabe, ach, und wir Verlassne weinen ihnen nach!

Und Du, Sophie, schöne Dulderinn, Dir dank ich ewig für die süsse Wehmuth, die Du mir und meinen Freunden durch Mittheilung dieser Briefe machtest.

Sie lebt noch, meine Freunde, aber wie die Rose, die, schon abgeblicht, nun ihre Blätter nach und nach verliehrt. Vor einem halben Jahre sah ich sie zum leztenmal, und das Herz

brach

brach mir bey ihrem Anblick. Sie lebt bey der Amtmännin auf dem Lande. Mit dem kleinen Wilhelm unterhält sie sich am liebsten; Denn er spricht oft mit ihr von ihrem Entschlafenen, und weint auf ihrem Schooß. Seit einem Vierteljahre kränkelt sie, und sieht gelassen, wie es einer Christinn ziemt, den Tag entgegen, der sie bald auf ewig mit ihrem Wilhelm vereinigen wird.

Anhang

zum Beytrag

zur

Geschichte der Zärtlichkeit.

Vorrede.

Die Leſer dieſes Beytrags kennen aus dem Vorhergehenden ſchon die gute Berginn, nachmalige Madam Meyerinn, als eine Freundinn Wilhelms und Sophiens. Ich bin ſo glücklich, ſie auch meine Freundinn nennen zu dürfen. Ihr habe ich, wie aus dem Folgenden erhellen wird, die Mittheilung der Briefe, die Wilhelm und Sophie mit einander gewechſelt haben, zu verdanken; Aber dieſes nicht allein, ſondern auch die hier mitgetheilte richtige Abſchrift dieſer Briefe, und auſſerdem noch alles, was man nun in dieſem Anhang findet. Ich hoffe, die Leſer des Beytrags werden dafür gegen ſie ſo dankbar ſeyn, als ich.

I.

Madame Meyer an den Herausgeber.

F * *, den 30. Aug. 1776.

Mein theurer Freund!

Gestern erhielt ich Ihren Brief nebst dem beygeschlossnen Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit, als ich eben im Begriff war, mit einer Freundinn und meinem Meyer eine Spazierfahrt zu machen. Ich erbrach das Paket mit Ungeduld, las Ihren lieben, aber herzlich kleinen Brief durch, der so räthselhaft vom Beytrag spricht, sah den Titel an, wollt eben das Buch selbst zu lesen anfangen, in der Hofnung etwas aus Ihrer Feder, und Ihrem Kopf und Herzen geflossnes zu lesen, als — die Kutsche vor der Thüre stand, und mir mein Meyer seinen Arm beth, um mich die Treppe hinabzuführen. In meinem Leben ist mir keine Spazierfahrt ungelegener gekommen, als diese. Ich hatte schon das Büchlein in der Hand, um es zu mir zu stecken und im Fahren drinn zu lesen, legt' es aber wieder weg, weil meine Freundinn, die sonst ein Seelengutes Geschöpf ist, das Lesen durchaus nicht ausstehen kann, und ihrem Wiz sehr oft auf Kosten der belesnen Frauenzimmer den Zügel schiessen läßt. Und heute hatt ich grade keine Lust, über mich spötteln zu lassen. So schön der Abend war und zur offnen Freude einlud, so hatt ich doch diesmal keine Augen für die Schönheiten

der

der Natur, und kein Herz, sie aufzunehmen und zu fühlen. Ihr Büchlein, mein Theurer, füllte meinen Kopf und mein Herz allein. Was mag wohl drinnen stehen? dacht ich unaufhörlich. Beytrag . . ? aus den Briefen zweyer Liebenden . . ? Wer mögen diese Liebenden wohl seyn? Ists Erdichtung? oder seine eigene Geschichte? Oder . . ? Oder . . ? So stiegen hundert „Oder„ und Vermuthungen in meiner Seele nach einander auf, und auf die wahrscheinlichste, natürlichste, mir vor Augen liegende verfiel ich nicht. — Was fehlt denn Ihrer Frau wieder? sagte meine Freundinn zu meinem Mann. Die hat wohl wieder eine Romanwelt im Kopf, und vergisst über den gedruckten Naturschilderungen und dem Schattenwerk an der Wand, daß ein Poet zur Schau gibt, die ihr vor Augen liegende Originalnatur. — Sie hat heute, hub mein Mann an, und ich gab ihm noch zu rechter Zeit einen Wink . . Sie hat heut . . noch nichts gelesen. Und nun sah er mich an, und glaubte, seine Sachen unverbesserlich gemacht zu haben. — Ey, wer redet denn gerad von heut? versezte meine Freundinn; Vielleicht hat sie die gestrige halbe Nacht mit einer Liebesheldinn, oder einem Romanritter zugebracht. — Ich brachte sie durch einen Einfall schnell von diesem Gespräch ab, und fieng nun an, die Natur und alles, was uns unter die Augen kam, so gewaltig und so mit vollen Backen zu loben, daß sie nicht mehr zu Wort kam, und wohl bedauren mochte, daß sie mich so aufgezogen hatte.

Den übrigen Abend mussten wir, wie ich voraus befürchtet hatte, in ihrem Haus bey einem Spiel zubringen. Sie, mein Freund, wissen ohnedieß schon, wie so wenig ich das Spiel liebe,

und erinnern ſich noch wohl des Streites, den ich einmal darüber mit meinem Schwager Meyer hatte; Alſo darf ich mich nicht anſtrengen, um Ihnen eine Schilderung von der Mißbehaglichkeit zu machen, in der ich den ganzen langen Abend war. Ich las in Gedanken ſchon immer im Beytrag, und war beym Spiel ſo wenig gegenwärtig, daß ich einen baaren Thaler verlohr, und noch obendrein ein ganzes Schock von Sticheleyen auf meine Zerſtreuung geduldig einſtecken muſſte.

Endlich ward das Spiel geſchloſſen, und ich eilte mit meinem Meyer nach Haus. Kaum nahm ich mir Zeit, mich umzukleiden; Und nun fiel ich auf den Beytrag hin. Anfangs war mirs beym Leſen, wie wenn man in eine Gegend kommt, und ſich halb und halb erinnert, ſie ſchon einmal geſehen zu haben. Hier ſteht ein Baum, der iſt einem etwas bekannt; Dort zur Rechten ein Wäldchen, und zur Linken dort ein Dorf, das man ſchon geſehen hat; Und endlich findet man ſich völlig wieder in die Gegend. So fiel mir bald bey dieſem, bald bey jenem Gedanken ein: Ey, das haſt du ja kürzlich erſt gehört, oder geleſen; Wo mag doch was Aehnliches geſtanden haben? Was für Bücher hab ich denn zulezt geleſen? u. ſ. w. So dämmerte mirs lang vor meinen Augen, und wollte lang nicht helle werden. Endlich fiel mirs auf Einmal ein: Das ſind ja die Briefe, die du Millern zugeſchickt haſt. Da löſte ſich das Räthſel mir mit Einemmal auf, und ich ärgerte mich über mich ſelbſt, daß ich mich durch die, von Ihnen ſtatt der wahren, untergeſchobne Namen „Wilhelm und Sophie.. hätte täuſchen laſſen, etwas mir ſo nahe liegendes in der weiten Welt

drauſſen zu ſuchen. Kaum aber hat ich mich mit mir ſelber wieder ausgeſöhnt, ſo ward ich dafür deſto böſer auf — Sie.

Was dachten ſie, böſer Mann, als ſie die Briefe, die ich Ihnen ſo in aller Unſchuld, auf Ihr dringendes Bitten, zum Leſen mittheilte, abſchrieben, zuſammen packten und nach Leipzig ſchickten? Dachten Sie an die Vorwürfe, die Sophie! — weil ſie doch einmal ſo heiſſen ſoll — Ihrer allzunachgiebigen, argwohnloſen Freundinn nun mit Recht machen kann? Dachten Sie daran, daß Sie mich dadurch um eine Freundinn bringen können, deren Liebe mir über alles theuer iſt? Geahndet müſſen Sie ſo etwas haben, weil Sie den beyden Liebenden nicht nur andre Namen gaben, als ſie würklich führen, ſondern auch alles zu einzelne, zu kenntlich machende ſorgfältig wegſtrichen, und hingegen manches Eigene aus Ihrem poetiſchen Vorrath hinzuſezten, das die Augen der Deuter und Deuterinnen von den Hauptperſonen abziehen ſoll. Aber ſollte das hinlänglich ſeyn, die Anekdotenſüchtigen jungen Leute in unſrer Stadt würklich zu täuſchen? Sollten mein Mann, mein Schwager, und ich, und ſo manche andre Perſonen dadurch irre geführt werden? Ja, ſollt endlich gar Sophie ihre eignen Briefe in dieſem nur ſo obenhin veränderten Gewand nicht mehr erkennen? Das können Sie ſich wahrlich ſelbſt nicht überreden.

Vielleicht aber dachten Sie, Sophie werd in ihrer Einſamkeit zu Freydorf drauſſen doch nichts davon erfahren, daß ihre Briefe gedruckt ſeyen? Das könnte nun zwar freylich ſeyn, daß ſie in ihren Schmerz ſo vergraben iſt, daß ſie an kein Buch denkt. Es könnt aber auch, durch dieſen

oder jenen Zufall, das Gegentheil geschehen. Ich weis also nicht, wie Sie sich hinlänglich vertheidigen und hinausreden wollen? und könnte demnach ungehindert meinen Verweis, der Ihnen zugedacht ist, anfangen. Doch sie kennen meine Billigkeit und Vorsicht; Und also will ich mit meinem Verweis noch so lang hinter dem Berge halten, bis ich Ihre Entschuldigungen angehört, und richterlich vernommen haben werde, was Sie für sich und zu Ihrer allenfalsigen Vertheidigung möchten vorzubringen haben. Sie sind demnach, um den Amtsstil meines **Meyers** nachzuahmen, hiemit förmlich vorgeladen, sich binnen heut und dem neunten September entweder in Person, oder vermittelst einer statthaften Schrift vor unserm Gerichtsstuhl zu vertheidigen, und wenn es seyn kann, von denen Ihnen anhangenden Beschwerden zu reinigen.

Nachdem ich nun als Richterinn das Meinige gethan habe, so will ich wieder als Freundinn mit Ihnen reden, und aufrichtig gestehen: Es ist mir gewissermaassen lieb, daß die Briefe durch den Druck vervielfältigt worden sind, und so in die Hände mehrerer junger Leute kommen. Bey mir haben Sie wenigstens, ob ich gleich die Briefe schon kannte, die Absicht der Herausgabe, die Sie in dem Vorbericht angaben, vollkommen erreicht, und ich ward einigemal beym Lesen so gerührt, daß ich inne halten und aufstehen musste, und mit einem Herzen voll Gefühl zum Himmel sah. Solche Augenblicke sind — ich bin darinnen ganz mit Ihnen einig — allemal glücklich und wichtig, weil sie selten sich bey einem Menschen einstellen, ohne glückliche Folgen für ihn und die Welt zurückzulassen. Möchten nur Einige Liebende sich entschliessen, sich so rein und so vor

Gott

Gott zu lieben, wie Sophie und Wilhelm, dann wollt ich gern die Vorwürfe Sophiens anhören.

Etwas ist mir noch räthselhaft, warum Sie nehmlich lieber sagten, Sie hätten die Mittheilung der Briefe Sophien, als, Sie hätten sie mir zu verdanken. Sehen Sie, ich werde nun schon gar eitel und möchte gern recht vielen Antheil an den Büchlein haben.

Ich danke Ihnen, mein Freund, für die freundschaftliche Erkundigung nach mir und meinem Befinden. Ich bin von meiner kleinen Unpäßlichkeit gänzlich wieder hergestellt, und lebe mit meinem lieben Meyer so glücklich, als man auf der Welt leben kann. Das ist gewiß viel gesagt, aber es ist wahr. Ich kann Gott, unserm seligen Wilhelm und seiner Sophie nicht laut und brünstig genug dafür danken, daß sie meinen Mann und mich zusammenbrachten. Die sogenannten Flitterwochen sind nun schon eine gute Zeit vorbey, und doch haben wir uns noch so lieb, wie in der Hochzeitwoche. Wir werden also, allem Anschein nach, das ganz kleine Häufslein der glücklichen Ehen mit vermehren helfen. Mein Meyer würde selbst ein kleines Briefchen an Sie beygelegt haben, wenn er nicht so beschäftigt wäre. Dießmal also nichts, als Grüsse von ihm.

Von unsrer armen Sophie kann ich Ihnen keine neuere Nachrichten ertheilen, als die in meinem leztern Brief enthaltenen. Doch erwart ich mit dem nächsten Bothen einen Brief von ihr. Leben Sie indessen recht wohl, und kommen bald

mit Ihrem Vertheidigungsſchreiben ein. Ihre wahre Freundinn

J. Meyer.

* * *

2.

Der Herausgeber an Madame Meyer.

B**, den 10. Sept. 1776.

Theureſte Freundinn!

Die mir von Ihnen zu meiner Vertheidigung beſtimmte Zeit iſt bereits verfloſſen, und alſo käm ich wohl damit zu ſpät, wenn ich nicht triftige Gründe zu meiner Entſchuldigung anführen könnte, die Sie, hoff ich, gütig anhören werden. Seit acht Tagen bin ich, zu meiner Erholung von Geſchäften, auf dem Lande. Das Dorf, wo ich bin, liegt einige Stunden von der Stadt entfernt, keine Poſt geht durch, und blos jeden Sonnabend geht ein Bothe nach der Stadt. Dieſer brachte mir denn geſtern Abend, nebſt andern Briefen, auch ihr liebes Schreiben, das vermuthlich ſchon etliche Tage in meinem Hauſe gelegen hat. Sie ſehen alſo, daß ichs nicht eher beantworten konnte, als ichs hatte, und werden mir demnach verzeihen.

Auf ihre Vorwürfe wegen Herausgabe des Beytrags war mir immer am meiſten bange, und deswegen ſchrieb ich Ihnen bey Ueberſendung des Büchleins ſo räthſelhaft, und fügte nichts,

was mich entſchuldigen könnte, hinzu; Denn ich dachte: Ich will lieber erſt die Vorwürfe abwarten, und mit meiner Entſchuldigung noch zurückhalten, weil ich doch noch einmal dergleichen werde vorbringen müſſen.

Hören Sie jezt alſo gütigſt an, was ich für mich vorzubringen habe! Ich las die Briefe, die Sie mir bey meiner Abreiſe von F* mitgetheilt hatten, noch denſelben Abend in einer Dorfſchenke, wo ich übernachtete, und ward im Innerſten dadurch gerührt. Zu Haus las ich ſie ſogleich wieder, und wards abermals nicht weniger. Drauf las ich ſie, mit Ihrer eigenen Erlaubniß, einigen meiner Vertrauten vor, und ſah bey dieſen eben die Würkung hervorgebracht, die die Briefe auf mich gemacht hatten. Alle meine Freunde drangen einmüthig in mich, ich möchte doch die Sammlung drucken laſſen, weil ſie gewiß bey vielen jungen Leuten nicht geringen Nuzen ſtiften würde! Beſonders ſtark drang das Frauenzimmer in mich, von dem ich Sie ſo oft unterhalten habe. Aber ich war unerbittlich, und ſagte, daß ich keine Erlaubniß dazu hätte. Etliche Tage drauf war ich auch würklich im Begriff, die Briefe zuſammen zu packen und ſie Ihnen zuzuſchicken. Vorher, dacht ich, muß ich ſie doch noch einmal durchleſen. Es iſt wahrlich Schade, ſagt ich, da ſie durchgeleſen waren, zu mir ſelber, daß ſie nun beynah auf immer ungeleſen, in einem Schreibpult eingeſchloſſen liegen ſollen. Ich ſtand auf und gieng nachdenklich auf meinem Zimmer auf und ab. Sollts Sophie übel nehmen, dacht ich, wenn die Briefe gedruckt würden? Sollteſt Du, liebe Seele — indem ich mich vor ihren Schattenriß hinſtellte — ſollteſt Du mir böſe werden können, wenn die Welt von deiner reinen, tugendhaften

Liebe

Liebe Zeuge würde, und so manches jugendliche Herz Dich und Deinen Wilhelm sich zum Muster in der Liebe wählte? Wenn Dein Beyspiel auch nur Eine Seele bessern, ja wohl gar retten könnte?

Nein, Sophie kanns nicht übel nehmen! rief ich aus und war voll Freuden, da mir auf Einmal jene Unterredung einfiel, bey der Sie, meine Theure, auch zugegen waren. Sie erinnern sich doch noch wohl jenes Abends, den ich mit Ihnen, Sophien und unserm seligen Freunde, schon vor mehr als einem Jahr bey Düring zubrachte? Wie uns da die junge Düring ihre Lieblingsstelle aus Sophiens Reisen vorlas, und wir alle gerührt waren und weinten, und unsre Sophie endlich ausrief: O, der liebe, fromme Hermes! Wie er das Herz zu erschüttern und dann zu erheben weiß zum Himmel! Wie so viele Seelen hat er schon gebessert, wie so vielen Dank schon eingeerndet! O, wie nüzlich kann ein Schriftsteller werden! Wenn ich schreiben könnte, ich würde nichts als schreiben. — Sagen Sie nun, meine theure Freundinn, that ich Unrecht, daß ich unsrer Freundinn Briefe drucken ließ? Die gute Seele wünschte sich, der Welt zu nüzen. Die Bescheidenheit gab ihr nicht zu, zu glauben, daß sie dieß selbst könnte. Bin ich tadelnswürdig, daß ich nun die Mittelsperson werde, ihren Wunsch in Erfüllung zu bringen? Ich kann es kaum glauben.

Einige Veränderungen musst ich freylich vornehmen, um das zu Kenntlichmachende unkenntlich und allgemeiner zu machen. Einige Erdichtungen musst ich mit einschieben, um die Deuter irre zu machen und dem schon aufgehobenen Zeigefinger eine andre Richtung zu geben. Allem, was für jemand hätte beleidigend seyn können,

gab ich eine andre Wendung, ſo daß ſich nun gewiß niemand wird getroffen finden. Doch wollt ich, daß kein Zuſaz von Poeſie, wie Sies nennen, nöthig geweſen wäre!

Sie irren ſich, meine Freundinn, wenn Sie glauben, ich hätte vielleicht gehoft, daß Sophie in ihrer Einſamkeit nichts von der Bekanntmachung ihrer Briefe erfahren würde. Ich hab ihr ſelbſt zwey Exemplare nebſt einem kleinen Briefchen zugeſchickt, und vielleicht hat ſie Ihnen ſchon geſchrieben, wie ſies aufgenommen hat. Ich hofe, daß Sie mir ihre Aeuſſerungen drüber nicht vorenthalten werden. Ich bin gewiß, daß Sophie, wenn ſie je böſe auf mich ſeyn ſollte, ſchon verziehen haben würde, wenn Sie die Würkungen wüſſte, die ihre und Wilhelms Briefe ſchon hie und da bey jugendlichen Seelen hervorgebracht haben, und wovon ich ihr rührende und auffallende Beyſpiele theils ſchriftlich vorlegen, theils erzählen könnte.

Daß ich im Vorbericht ſagte, Sophie habe mir die Briefe mitgetheilt, da ich ſie doch Ihnen zu verdanken habe, hat keinen andern Grund, als weil ich Ihre Vorwürfe mehr fürchtete, als Sophiens ihre. Anfangs wollt ich auch, aus eben dieſem Grund, Ihnen gar kein Exemplar zuſchicken. Es liegt übrigens den Leſern nichts dran, wem ſie die Briefe zu verdanken haben? Wenn ſie ihnen nur gefallen.

Ueber Ihr Wohlbefinden und Ihre Zufriedenheit freu ich mich ausnehmend. Genieſſen Sie ferner alle Freuden des Lebens! Ihrem Mann recht viele herzliche Empfehlungen! Ich bin, Gottlob!

geſund

gesund und heiter. Mehr kann man sich ja nicht wünschen. Ihr aufrichtiger

M.

* * *

3.

Madame Meyer an den Herausgeber.

F*, den 4. Nov. 1776.

Mein theurer Freund!

Nach einem langen Stillstand muß ich Ihnen doch auch wieder einmal schreiben, damit Sie nicht glauben, ich, oder wenigstens meine Freundschaft, sey gestorben. Beyde leben aber noch! Ich hätt Ihnen eher geschrieben, wenn ich nicht auf einen Brief von Sophien, der nun endlich angekommen ist, gewartet hätte. Schon im September erhielt ich einen Brief, von dessen Innhalt ich Ihnen das, was mir noch davon im Gedächtniß hängen blieb, schreiben will, da ich den Brief selbst nirgends finden kann. Sophie meldete mir nehmlich, sie habe die zwey Exemplare vom Beytrag von Ihnen erhalten, und sey Anfangs recht böse auf Sie und auf mich wegen der Bekanntmachung gewesen. Ich merkte das auch wohl, weil sie mir einige Vorwürfe machte; Denn sie glaubte, ich sey eigentlich die Haupt- und Sie nur die Mittelsperson. Man werde, schrieb sie, es ihr nun als Eitelkeit anrechnen, und das thu ihr weh; Ich hätte sie schonen, und sie ihren Schmerz im Stillen tragen lassen sollen.

Ende

Endlich schäme sie sich auch, weil ihre Briefe so nachlässig geschrieben seyen, ja es sey auch manches falsch abgeschrieben u. s. w.

Anstatt mich weitläuftig zu vertheidigen glaubte ich nichts besseres thun zu können, als Ihren Brief selbst an Sophien zu schicken, weil Sie sich da gutwillig als den alleinigen Herausgeber angeben, und mich eben dadurch von aller Schuld freysprechen, und dann auch, weil Sie Ihre Vertheidigungsgründe mit beygefügt haben. Wie Sophie alles dieses aufgenommen hat, können Sie aus inliegenden Brief ersehen, den ich mir aber wieder zurück zu senden bitte. Sie werden hoffentlich damit mehr zufrieden seyn, als mit meinem leztern Briefe.

Nun aber hätt ich wohl ein wenig Lust, mich mit Ihnen herumzuzanken, daß Sie so ein schlechtes Zutrauen zu mir tragen, und mir geradezu schreiben, Sie hätten deßwegen gesagt, daß Sie die Mittheilung der Briefe Sophien und nicht mir verdankten, weil Sie meine Vorwürfe mehr fürchteten, als Sophiens ihre. Wie? bin ich denn ein so schlimmes Weib? Haben Sie etwan schon Erfahrungen gemacht, daß meine Vorwürfe so scharf und beissend seyen? Sie müssen mir wahrhaftig eine Ehrenerklärung deßwegen thun. Mein Mann sah mich gewaltig an, als er auf diese Stelle in ihren Brief kam. Wie, Julchen, sagte er, bist du ein so schlimmes Weib, daß dich unser Freund so fürchtet? — Ich wusste nicht, was ich drauf sagen sollte. Endlich sagt ich: Er soll mir dafür schon wieder büssen. Und das sollen Sie auch, wenn sie nur erst wieder hieher kommen.

Nun aber weis ich weiter nichts zu ſchreiben, als recht viele Grüſſe und Empfehlungen von all Ihren hieſigen Freunden. Ich bin Ihre Freundinn.

J. Meyer.

* * *

4.

Sophie an Madame Meyer.

Freydorf, den 10. Oct. 1776.

Kannſt Du mir verzeihen, liebe Seele, daß ich Dir wegen der herausgegebnen Briefe in einem falſchen Verdacht hatte, und Dir unverdiente Vorwürfe drüber machte? Glaub mir, Liebe! ich war böß auf mich ſelbſt, ſobald ich meinen Brief an Dich abgeſchickt hatte, und hätte, wer weis, wie viel? drum gegeben, wenn ich den Bothen noch einmal hätte zurückrufen und ihm den Brief wieder abnehmen können. Da er wieder aus der Stadt zurück kam und mir ſagte, Du habeſt ihm keinen Brief mitgegeben, da ward ich noch unruhiger, und machte mir aufs Neue Vorwürfe. Ich fragte ihn wohl ſechsmal, ob Du erzürnt ausgeſehen habeſt, als Du ihm geſagt, Du habeſt keine Briefe? Und ob er mir gleich ſagte, Du ſeyeſt ganz freundlich geweſen, und habeſt geſagt, wenn er wieder in die Stadt komme, ſo wolleſt Du mir gewiß ſchreiben, ſo konnt ich doch nicht ganz ruhig werden. In Deinem lezten Briefchen ſchreibſt Du nun zwar wohl, ich habe mir unnöthige Sorgen gemacht. Aber

darf

darf ich mich auch ſicher drauf verlaſſen? O verzeih mir, liebſtes Julchen, dieſes Mißtrauen! Ein unglückliches und leidendes Geſchöpf iſt nie ganz von Mißtrauen leer. Du weiſſt, daß das in den Tagen meines Glücks mein Fehler nicht war. Ach, der Tod meines **Wilhelms** hat alles anders gemacht, hat mich ſo ganz umgeſchaffen. — Doch, ich komme von der Sache ab. Von wem konnt ich anders glauben, daß die Briefe herausgegeben ſeyen, als von Dir. Auf **Millern** konnt ich gar nicht fallen, da ich ja nicht wuſſte, daß Du meine Briefe ihm gegeben habeſt. Ich danke Dir, daß Du mich aus dem Irrthum brachteſt, und mir ſeinen Brief zuſchickteſt. Die Stelle, wo er von dem Nuzen ſpricht, den die Briefe ſtiften könnten, hat mich gerührt, und auf Einmal allen Ueberreſt von Unwillen über ihre Bekanntmachung aus meinem Herzen weggewiſcht. O Julchen, wenn es wahr iſt, daß nur Ein jugendliches Herz durch dieſen oder jenen Ausdruck vom Leichtſinn, der heut zu Tage in der Liebe, wie in allem andern, ſo allgemein zu werden anfängt, zurückgeführt werden kann, daß vielleicht ein liebendes Paar, indem es unſre Briefe mit einander lieſt, zum Himmel blickt und aufs Neu der Unſchuld treu zu bleiben ſchwört, wie glücklich bin ich dann! Wie preiſ' ich mein Geſchick, wenn ich, die ich glaubte, nur meinen **Wilhelm** beglücken zu können, und jezt, da er dahin iſt, der Welt mehr zur Laſt zu ſeyn, als zu nüzen, wenn ich jezt auch noch nur Einen Tropfen Glückſeligkeit in den Lebensbecher dieſes oder jenes meiner Mitgeſchöpfe gieſſen könnte! Der Welt nüzen, heiſſt allein „leben„ ſagte mein Seliger. Ich habe **Millern** ganz vergeben; Ja, ich dank ihm jezt, daß er etwas dazu beygetragen hat,

daß ich für meine Mitgeschöpfe etwas thun kann.

Du fragst mich, meine Liebe, ob ich noch so traurig sey? Ich kann und mag nicht heucheln, noch Dir eine Unwahrheit sagen. Ja, meine Beste, ich bin immer so traurig; Denn die Ursache meiner Traurigkeit ist noch immer dieselbe. Aber dafür dank ich Gott, daß Deine Warnung überflüssig ist: Ich möchte mich nicht zum Murren wider Gott hinreissen lassen! Julchen, wie könnt ich dieß? Ich bin ein Geschöpf, und ist es möglich, daß ein solches sich gegen seinen Schöpfer auflehnt? Gegen ihn, den Gütigen und Weisen? Ich wäre nicht werth, meinen Wilhelm auch nur einen Augenblick besessen zu haben, wenn ich das könnte. O wie oft sprach er mit mir von dem, was jezt geschehen ist! Wie oft sagte er: Du bist mir geliehen, Sophie, und ich bin es Dir. Jeder Augenblick, da Gott das Eine von uns in dem Besiz des Andern läßt, ist unverdiente Nachsicht und Güte. Und am Ende, wenn er einst sein Eigenthum zurückfodert, macht ers nicht wie Menschen, daß er Zinsen dafür fodert. Da verlangt er nichts, als Dank. — Gott hat jezt sein Eigenthum von mir zurückgefodert, hat mirs lange gelassen, und ich sollt ihm nun seine Liebe mit Murren lohnen? Dank verlangt er, sagte mein Wilhelm, und den bring ich ihm; Aber freylich von Thränen begleitet. Und kannst Du, Julchen, kann ein Mensch, ja, kann Gott selber diese Thränen mir verargen? Ach, ich müsste nur undankbar seyn, müsste nur die Grösse des Glücks, das mir Gott in meinem Wilhelm gab, nie eingesehen und erkannt haben. Meine Thränen um den Entschlafenen — das weisst du Allgütiger am besten — zeugen nicht von einem

einem murrenden, ach, sie zeugen von dem dankbarsten Herzen, das ganz dein grosses, herrliches Geschenk zu schäzen wusste. — Auch bin ich überzeugt, daß Gott es weise machte und gut mit mir meynte, daß er meinen **Wilhelm** mir entrissen hat. Aber sollt ich darum die Schmerzen des erlittenen Verlusts nicht fühlen? So schneidet oft der Wundarzt einen unheilbaren Schaden weg. Der Kranke weis, daß ihm dieß das Leben rettet. Sollt er drüber murren? Aber sollt er auch drüber jauchzen und frohlocken, und die Schmerzen, die die Wunde macht, nicht fühlen? O **Julchen**, wir sind Menschen. Sollen, können wir die Menschheit ausziehen? Das heisst: den Absichten des Weisesten entgegen streben. Er nimmt uns gewiß keine Aeusserung der Menschheit übel, aber wohl Verleugnung derselben.

Du sagst, meine Liebe: Ich soll die Ermunterung zum Gram nicht aufsuchen. — Thu ich das, **Julchen**? Ueberredete ich nicht meine Mutter, unser Haus, wo alles mich an meinen Seligen erinnerte, und die Stadt zu verlassen, und aufs Land herauszuziehen? Aber kann ich hier allen Erinnerungen entfliehen? Hab ich meinen **Wilhelm** nicht auch hier einst gesehen? Nicht in diesem Zimmer auch so oft in meinen Arm geschlossen? Gieng er nicht so oft an meinem Arm in dem Gärtchen hier vor meinem Fenster? Saß er nicht zweymal voll Andacht in der Kirche drüben? Und wenn ich in Gegenden flöhe, wo ich den Geliebten nie gesehen, nie umarmt habe, würd ich da wohl weniger an ihn erinnert werden? Werd ich da nicht auch einen Gottesacker antreffen? Da nicht auch hören: Dieser oder jener ist gestorben? Und kann ich den Tod

denken, und nicht meinen Wilhelm? Werd ich in entfernten Gegenden nicht auch Blumen sehen, die in dem Schmuck ihrer Jugend dahinblühn? Bricht jezt nicht bald überall der Herbst an? Welkt nicht aller Orten die Natur bald ihrem Tod entgegen? Ach, Julchen das Bild des Todes begegnet in jedem Winkel der Welt dem, der einen Theuren, Geliebten sterben sah. — Du räthst mir an: Ich soll zerstreuende Geschäfte suchen. Ich will glauben, daß das etwas helfen mag. Aber gibts für Mädchen auch nur Ein zerstreuendes Geschäfte, das die ganze Seele nur auf Einen Gegenstand hinheftet, sie nur ganz allein beschäftigt, und alle andre Vorstellungen und Bilder aus dem Herzen verdrängt? Was ist unsre durchgängige, allgemeine Bestimmung? Auf Einen Fleck hinsizen, nähen, stricken, stricken und dergleichen. Lauter Geschäfte, die das Aug und die Hände, aber die Seele nur sehr wenig oder gar nicht beschäftigen. Da schweift sie in der ganzen weiten Welt herum, sucht einen Gegenstand auf, bey dem sie sich mit Vergnügen verweile. Die unbeschäftigte Phantasie will Beschäftigung haben, sie erwacht, und gräbt sich in Freuden oder Gram ein. Ach, wir Mädchen sind in diesem Fall ganz anders als die Männer, die tausend Beschäftigungen haben, die die ganze Seele erfodern. Sie haben weit mehr Gegenstände vor sich, die Anstrengung des Verstandes erfodern, und sie von andern Gegenständen losreissen. Wir Mädchen müssen stärkere, heftigere Leidenschaften und Empfindungen, eine lebhaftere, unruhigere, arbeitendere Phantasie haben. Man thut uns Unrecht, wenn man uns das vorwirft, wenn man uns Melancholie, und oft trübe, schwermüthige Entschlüsse so sehr zum Verbrechen macht. Man sollte nachsichtsvoller und schonender

der

ter gegen unſer Geſchlecht ſeyn, und nicht Männerſtärcke von uns fodern, ſo wie wir den Männern den Kaltſinn, der ſie oft beſchleicht, und der bey ihren mannichfaltigen Beſchäftigungen ſo natürlich iſt, und oft in Treuloſigkeit und Unbeſtand ausartet, nicht immer gleich zum Verbrechen anrechnen und ihnen ein ſchwarzes Herz zuſchreiben ſollten.

O Julchen, ſeit ich in meiner jetzigen Lage bin, denk ich über die Welt und den Menſchen ganz anders, weit nachſichtsvoller, gelinder, und ich hoff auch, weit richtiger und wahrer. Die Einſamkeit, wenn man ſie recht zu brauchen weis, iſt gewiß eine Mutter vieles Guten.

Glaub aber nicht, daß ich in allen Stücken ganz unſchuldig ſeyn und ganz Recht haben will. Ach, ich weis es, und geſteh es mit Bekümmerniß und Reue, daß mein Glaube an die alles weiſe lenkende und gütige Vorſehung oft ſehr ſchwach iſt, ja, oft gar den Unmuth, der Zaghaftigkeit, und beynah dem Rechten mit Gott Plaz macht. Nicht immer kann ich die Frage ganz unterdrücken: Gott, warum machteſt du es ſo mit mir? Warum läſſt du ſo manchem Mädchen den Geliebten leben, der ihr nicht den hundertſten Theil ſo viel iſt, als mir mein **Wilhelm** war? — Ach, ich geſteh es: Mein Herz hieng zu viel, es hieng auf Koſten des allein ganz Liebenswürdigen an meinem **Wilhelm** Ich hätte mich öfter als ein abhängiges Geſchöpf betrachten, hätte mir öfters ſagen und vorſtellen ſollen: Gott iſt Herr, und kann dir deinen **Wilhelm** nehmen, wenn er will. Das hätt mich auf den Schlag, der nun geſchehen iſt, gefaſſter, hätte mich ſtärker gemacht, ihn zu erdulden. O, mein **Wilhelm**

that das; Er sprach so oft und so gern von Trennung; Er suchte mich dadurch auf alles, was erfolgen könnte, ach, und nun erfolgt ist, so gefasst und stark zu machen, als er selber war. Ich gesteh es, oft hörte ich seine ernsthafte Gespräche von Tod und Trennung mit einer Art von geheimen Widerwillen an, wünschte, daß er von andern, freudigern Gegenständen reden möchte, musst ihm zwar recht geben, sah zwar die Wahrheit von dem ein, was er sagte, dacht aber immer: Es wird nicht so kommen; Gott kann mir zwar meinen Wilhelm rauben, aber er wirds nicht thun; Er ist gütig, und hat ihn und mich zu lieb. Und so entfernt ich den Gedanken an Tod und Trennung immer aus meiner Seele; Und dafür traf der Schlag mich unerwarteter und schlug mich desto tiefer nieder, so daß ich kaum mehr Kraft hatte, mich aufzuraffen. — Das gesteh ich, Julchen, und verhehl es nicht. Unter diesen Gedanken leid ich oft, und kämpfe mit ihnen, wie mit dem Gedanken an meinen Entschlafnen. —

Auch noch ein andrer heimlicher Feind ruht in meiner Seele, den ich nie noch habe ganz bezwingen können, und, wie ich fürchte, niemals ganz bezwingen kann. Das ist „die Abneigung von einer anderweitigen Verbindung„ auf die Du auch in Deinem Brief zu zielen scheinst. Wie manchen zärtlichen Streit hatte ich darüber mit meinem Seligen, und auch, seit seinem Tode schon, mit meiner guten Mutter! Wenn er auf das Gespräch von Tod und Trennung kam, so zitterte ich immer schon vor dem, gewöhnlich damit verbundenen, von einer anderweitigen Verbindung. Es war ihm Grundsaz: Wir Mädchen seyen hauptsächlich deßwegen auf der Welt,

um einen Mann zu beglücken, und Kinder zu gebähren und zu erziehen. Ein Grundsaz, gegen den ich nie nichts Gründliches einwenden konnte, gegen den sich aber allemal mein Herz empörte, wenn er die Folgerung daraus zog: Also müsse kein Mädchen glauben, es sey nur um eines einzigen Mannes willen auf die Welt da, sondern sey verbunden, nach dem Tode dieses Einzigen einem andern seine Hand zu geben. O Julchen, wie viele Zähren vergoß ich, wenn er diesen Saz mit allem Eifer, oft gar mit Hize, vertheidigte, ja sogar ein paarmal in mich drang, ihm zu versprechen, einem andern nach ihm meine Hand zu geben! Vergebens mocht ich ihm sagen, mein Herz spreche dagegen. Er ließ sich damit nicht abweisen. Ich sollt ihm Gründe dagegen vorbringen, und das konnt ich nicht. Zwar sagte ich ihm, es gebe keinen so vollkommnen, so ganz für mich geschaffnen Jüngling; Es könne keiner mich so ganz glücklich machen, wie er. — Das sey Uebertreibung, sagte der Bescheidne; Er sey so vollkommen nicht; Die Liebe geb ihm in meinen Augen Vollkommenheiten, die er nicht, oder doch nicht allein besize; Sie mache mich unbillig gegen andre. Freylich kömt' es wohl seyn, daß ich mit einem andern nicht so ganz glücklich leben werde; Aber ob es billig gehandelt sey, und sich mit den Pflichten eines Geschöpfes gegen seinen Schöpfer vertrage, ein geringeres Glück deßwegen auszuschlagen, weil ers nicht für gut finde, uns ein grösseres zu geben? — Aber, sagt ich, Lieber, wir sollen ja nicht nur glücklich werden, sondern auch glücklich **machen**, wie du selber sagst. Und wenn man das nicht kann . . . ? So muß man suchen, es zu können, versezte er. — Das kann man aber, warf ich ein, doch nur durch Liebe? — Gut, sagte er, durch Liebe

soll man auch glücklich machen; Und Liebe steht in unsrer Macht. Man kann sie unterdrücken und anfachen, je nachdem man will. — Ich schüttelte den Kopf, und sah ihm starr ins Auge. — Freylich, fuhr er drauf, nach einigen Nachdenken und etwas anscheinender Verlegenheit fort, freylich ist ein grosser Unterschied zwischen Liebe und Liebe; Aber das Eine Herz verlangt auch nicht so viel als das andre. Hunderte sind damit zufrieden und preisen sich schon nach ihrer Art glücklich, wenn sie nur Achtung und Aufmercksamkeit bey ihrer Gattinn erblicken. Von gänzlicher Anhänglichkeit, völliger Hingebung wissen sie nichts, können also sich darnach auch nicht sehnen. Einen solchen Mann kann ein Mädchen, das den Geliebtern verlohren hat, immer noch beglücken. Er kann ein rechtschaffner, würdiger Mann seyn, kann tausend gute Eigenschaften haben; Dazu kommt noch, daß er sich Mühe gibt, seine Gattinn glücklich zu machen. Muß das sie nicht rühren, ihr nicht Achtung, und nach und nach Liebe einflössen? — O **Wilhelm**, sagt ich; Und das hiesse Liebe? Ist das etwas mehr als Licht ohne Wärme? — Man lebt doch auch, sagte er, wenn die Wintersonne scheint. Und die Zeit, die Zeit . . was kann die nicht ändern! Und dann kommen andre Bande, die ein solches Mädchen mehr an ihren Mann hinfesseln; Gemeinschaftliche Freuden und Leiden, steter Umgang, Kinder, und dergleichen. — Und was wirst Du nicht noch alles aufsuchen, sagt ich und drückt ihn an mein Herze. Gebe Gott nur, daß wir solche Schatten von Glück nie aufsuchen dürfen! — Ja, das gebe Gott, sagte er, und schloß mich an sein Herz, oder stand auf, gieng nachdenklich auf und ab, und sah zum Himmel, und

ich thats auch, und bat Gott um Abwendung deſſen, was erfolgt iſt.

O meine Beſte, unter ſolchen traurigen Geſprächen brachte ich manche Stunde mit ihm hin; Ach, und dachte nicht, daß ich jemals in die Lage kommen würde, von der er ſo gern ſprach, gleich als ob das, was eintraf, ihm geahndet hätte. Auch in meiner Mutter Gegenwart trug er ein paarmal dieſe Grundſäze vor, und ſie gab ihm Recht, und ich fürchte immer, daß ſie ſich noch einmal drauf berufen wird. Zwar ſagt ſie bisher noch nie ein Wort, aber vermuthlich nur, um mich zu ſchonen, ſo lang ich die Trauer trage. Ich zittre, ſo oft ſie von dieſem oder jenem unverheyratheten jungen Mann in der Stadt zu ſprechen anfängt. Meine Baaſe, die Amtmänninn, glaubt ohnedieß, es ſey ganz natürlich und verſtehe ſich von ſelbſt, daß ich dem nächſten, beſten anſtändigen Brautwerber — und das iſt bey ihr ein jeder, der ein Amt und Geld hat — meine Hand geben werde. Auf der ganzen Welt iſt mir nichts bittrer und ſchmerzlicher, als meiner Mutter in irgend etwas zu widerſprechen und ihr Kummer zu verurſachen; Und doch, Julchen, ſag, was kann ich anders, als ihr widerſprechen und entgegen ſeyn, wenn ſie in dieſer Sache in mich dringen ſollte? Doch ich hoffe, alle dieſe ängſtliche Beſorgniſſe werden ſich bald von ſelbſt verlieren. Ich fühle täglich mehr, wie meine Kräfte abnehmen, und mein Leben ſich zum Grab hin neigt. Glaub nicht, liebe Seele, daß ich daran ſelber Schuld ſey, und mein Leben muthwillig untergrabe! Ich thue alles, um es zu erhalten, beobachte, die ſtrengſte Diät, brauche Arzeneyen, und ſuche mich, ſo viel als ich kann, aufzuheitern; Denn ich weis, daß das Leben

ein uns von dem Allerhöchsten anvertrautes, wichtiges Gut ist, das er einst von unsern Händen wieder zurückfordern wird. Aber meine Natur ist zu sehr erschüttert worden; der Schlag, der mich traf, war zu heftig, und verlezte die feinsten Lebensfaden. Ich sterb allmählich dahin, wie die jezt welkende Natur. Und nach der Erklärung, die ich Dir jezt eben that, mein liebes Julchen, darf ich Dir wohl sagen, ohne zu befürchten, mißverstanden zu werden, daß ich dieses Hinwelken meiner selbst mit Freuden bemerke. Sollt ich nicht dem Tod als einem Freund entgegen sehen? Er holt mich ja dahin ab, wo mein Wilhelm, wo der ist, an dem meine ganze Seele hängt. Nur der kann vor dem Tode zittern und die Welt ungern verlassen, der viel zu verlieren hat. Ich aber habe ja nichts zu verlieren, wohl aber unendlich viel zu gewinnen. Sterben nenn ich nichts, als den glücklichsten Tausch eingehen.

Inzwischen suche ich, so lang ich nach dem Willen der Vorsehung auf der Welt zu leben habe, noch so viel Gutes zu stiften, und der Welt so viel zu nüzen, als mir meine Lage erlaubt. Und dazu bietet sich mir in dem Hause meiner Baase hinlängliche Gelegenheit an. Ich schrieb Dir schon neulich einmal, daß der Amtmann drey gar artige und liebe Kinder hat, wovon jedes gut ist, oder doch gut werden kann. Der Amtmann ist ein todtes, schläfriges Geschöpf, der überflüssig genug gethan zu haben glaubt, wenn er sein Amt im engsten Verstand, mit Hülfe seines Schreibers, so versieht, daß keine öffentliche Klagen über ihn bey der Regierung einlaufen. Er glaubt, zu weiter gar nichts auf der Welt da zu seyn, als seine Amtsgeschäfte zu verrichten. Alle andre Pflichten, glaubt er, liegen ausser seinem Beruf. Du

kannst

kannst Dir also vorstellen, daß er sich um die Erziehung und Bildung seiner Kinder gar nichts bekümmert. Zwar hat er sie, nach seiner Art, lieb. Er glaubt aber, seine Liebe durch nichts besser an den Tag legen zu können, als wenn er ihnen ganz und gar ihren Willen läßt. Da kann er ganze Abende durch mit seiner Pfeife im Lehnstuhl sizen, und den Spielen seiner Kinder, sie mögen noch so muthwillig oder ausgelassen seyn, mit der grössten Behaglichkeit zusehen. Wird ihm zuweilen der Lärm gar zu groß, daß er dadurch in seinem Seelenschlaf gestört wird, so sagt er mit langsamer bittender Stimme: Kinderchen, seyd doch ordentlich und artig! Die Kinder sehn ihn an, lachen und sezen drauf ihren Muthwillen wieder fort. Dann sagt er höchstens noch: Ihr seyd rechte Schelmen! — Pakt eins das andre zuweilen hart an, so daß dieses zu weinen anfängt, so springts zu dem Vater zwischen die Knie, verklagt das andre bey ihm, und nun hat er Mitleid mit ihm, nimmt, wie das Kind eine weinerliche Stimme an, streichelt ihm das Gesicht oder den Fleck, wo es hart ist angegriffen worden, und wischt ihm mit dem Schnupftuch die Thränen ab. Zuweilen erhebt er sich wohl gar aus seinem Lehnstuhl, und ruft den Thäter mit donnernder Stimme herbey; Wenn nun dieser kommt und zu weinen anfängt, so sinkt er wieder in seinen Lehnstuhl zurück, und macht die weise Anmerkung: Es sind eben Kinder.

Die Mutter sorgt eben so wenig, nur auf eine andre Art, für die Erziehung ihrer Kleinen. Sie ist zufrieden, wenn sie äusserlich artig sind, das heisst, wenn ihnen ihre Kleider gut stehen, wenn sie ein feines Kompliment zu machen wissen, und etliche ohne Sinn und Verstand gelernte Sprüche aus dem Katechismus auswendig hersagen können.

nen. Wenn eins von den Kindern unordentlich mit den Kleidern umgeht und etwas daran beschmuzt oder zerreisst, oder seinen Katechismusspruch nicht ohne Stottern herplappern kann, so thut sie äusserst ungehalten, fährt die armen Kinder an, macht sie so erschrökt und raubt ihnen selber alles Zutrauen gegen sich. Sonst aber können sie den ganzen Tag durch thun, was sie wollen.

Auch hat sie die Unart an sich, vor andern Menschen mit ihren Kindern sehr groß zu thun. Wenn sie Fremde erwartet, und Zurüstungen drauf macht, da ist sie mehrentheils verdrüßlich und schnurrt ihre Kinder, die ihr beym Arbeiten unter den Weg kommen, und bey ihren Geschäften hinderlich sind, rauh und unfreundlich an. Wenn aber die Fremden kommen und die Kinder angezogen sind, da holt sies, sagt ihnen zehnmal vor, sie sollen fein recht still und artig seyn, und drauf unterhält sie die Gäste ganze halbe Stunden lang in Gegenwart der Kleinen von ihren Tugenden, und muß sie dadurch nothwendig eitel und ehrsüchtig machen, und ihnen den so grundfalschen Gedanken einflössen: Wenn man äusserlich gut und sittsam scheine, so sey mans auch. So zieht sie unvermerkt junge Heuchler und Heuchlerinnen.

Und so begeht die sonst gewiß herzensgute Frau noch zwanzig andre Fehler in ihrer Kinderzucht, die die Kinder nothwendig nach und nach verderben, und ihnen in der Folge äusserst schädlich werden müssen. Daß thut mir dann weh; Die armen Kleinen dauren mich, wenn sie so den ganzen Tag sich selber überlassen sind, nichts thun, als ein paar Sprüche lernen, bey denen sie nichts denken, und ohne Anleitung und Erklärung nichts den-

denken können, und so ihre besten gewiß nicht gemeinen Seelenkräfte ganz brach liegen lassen müssen. Da nehm ich mich dann ihrer an, und bringe einen grossen Theil des Tages mit ihnen zu. — Die zwey ältesten Kinder, nehmlich **Wilhelm** und **Karoline**, giengen bisher bey dem hiesigen Schulmeister in die Schule, welcher freylich, zumal da der Prediger selten oder nie dahin kommt, kein Mann ist, welcher viele Klugheit gebraucht, und vielmehr die Kinder nach dem alten Schlendrian fort behandelt. Seit drey Wochen aber hat man ihm die Kinder genommen; Und das aus folgender Ursache: **Wilhelm** kam neulich heim, und hatte aufgelaufne, rothgeweinte Augen, ohne etwas zu sagen. Die Mutter merkte das zuerst und drang in den Knaben, ihr zu sagen, was ihm begegnet sey? Er gestand nichts. Endlich plazte Karoline ein voreiliges, schnippisches Ding, heraus und sagte: Der Schulmeister hat ihn ausgezankt und den Stecken aufgehoben, weil er seinen Spruch nicht recht gelernt hat. Die Amtmänninn fuhr wie rasend auf, lärmte, tobte und stieß über den Schulmeister die niedrigsten Schimpfwörter aus, weil er sich unterstanden habe, gegen des Amtmanns Kinder den Stecken zu gebrauchen. Drauf wendete sie sich zu ihrem Mann, der geruhig im Lehnstuhl saß, und sagte ihm, er sey ein träger, schläfriger Mann; Sie wolle sich zu Tisch und Bette mit ihm scheiden, wenn er das so ohngeahndet hingehn lasse und den Schulmeister nicht ins Loch schmeisse. Er rafte nun auf Einmal alle seine Kräfte zusammen, und hob sich schneller aus seinem Lehnstuhl auf, als ichs noch je gesehen habe. Sein dickes Gesicht schwell ihm auf und wurde dunkelblau; Er fieng an auf dem Schulmeister zu schimpfen, und befahl, man sollte ihn herholen. Der arme Mann kam. Er ist

ein kleines, schmächtiges, furchtsames Männchen, und fragte den Amtmann zitternd, was er zu befehlen habe, als er ihn so aufgebracht sah. Dieser konnte vor Unwillen kaum reden. Die Amtmänninn kam ihm also zu Hülf, und fiel mit gräulichen Schmähreden über den armen Schulmeister her. Die Kinder, welche glaubten, daß es ihnen gelte, fiengen heftig zu weinen und zu schreyen an. Man zahlte dem Schulmeister sein Quartalgeld aus, und kündigte ihm an, daß man ihm die Kinder künftig nicht mehr anvertrauen werde. Der Schulmeister wollte sich entschuldigen, konnte aber nicht zu Worte kommen. Endlich musste er ganz betrübt abziehen. Den andern Tag gieng der Lärm von Neuem an. Da ließ sich der Pfarrer melden, kam auch gleich darauf, und hielt, kraft seines tragenden Amtes, wie er sich ausdrückte, dem Amtmann eine grosse, ernstliche Strafpredigt, wovon das der Hauptinhalt war: Was er, als der Vornehmste in der Gemeinde, für ein gräuliches Aergerniß anrichte, daß er seine Kinder aus der Schule nehmen, und wie junge Heiden aufwachsen lassen wolle? Auf solche Art öfne er dem Unglauben Thür und Thor. Er und der Schulmeister werde an jenem Tage gegen ihn zeugen, und der leztere besonders, daß er ihm so sein Stückchen Brod entziehe. Er sey ohnedieß ein blutarmer Mann und hab ein kümmerliches Einkommen. — Der Amtmann, der im Grunde äusserst furchtsam ist, fieng schon an zu wanken, als seine Frau zur Unterstüzung ankam, und den Streit mit dem Pfarrer erneuerte. Sie sagte, sie erziehe keine junge Helden, und wolle schon für den Unterricht ihrer Kinder sorgen; Der Herr Pfarrer möchte nur erst selber seine Kinder besser unterrichten! — Eine nicht unnöthige Erinnerung! — Und da sie

merke,

merke, daß es dem Schulmeiſter blos ums Schulgeld zu thun ſey, ſo ſoll er das jedes Quartal nach wie vor erhalten; Aber ihre Kinder laſſe ſie nicht wie Baurenkinder tractiren. — Der Herr Pfarrer wuſſte weiter nichts zu ſagen, und gieng ſeufzend ab. Seitdem hat er ſchon ein paarmal auf der Kanzel nicht undeutlich auf den Amtmann geſtichelt, und mit Atheiſten und Naturaliſten um ſich geworfen. Dafür bleibt dieſer jezt des Sonntags Morgens bis zehn Uhr im Bette liegen, und freut ſich, eine gute Ausflucht, warum er nicht in die Kirche geht, gefunden zu haben. Weil der Pfarrer weis, daß ich jezt gröſſtentheils die Kinder unterrichte, ſo hat er auch ſchon ein paarmal in ſeinen Predigten ſo deutliche Anſpielungen auf mich vorgebracht, daß mich alle Bauren anſahen, und ich feuerroth wurde.

Inzwiſchen bin ich mir der beſten Abſichten bewuſſt, und fahre daher ungehindert fort, mich mit dem Unterricht der lieben Kleinen abzugeben. Sie ſind halbe, und bey ſchlechtem Wetter ganze Tage lang bey mir auf meinem Zimmer, und dringen mir den Unterricht beynahe ab, da ſie vorher zu allem, was Lernen hieß, gezwungen werden muſſten. Ich laſſe ſie aber auch nicht blos auswendig lernen; Sie müſſen mir die Sache erſt verſtehen, ehe ſie das Gedächtniß damit anfüllen. Und dann laß ich ſie bibliſche und auch andre Geſchichten leſen, oder leſe oder erzähle ihnen ſelber welche vor. Das feſſelt ihre Aufmerkſamkeit, erweckt die Wißbegierde, und füllt ihren Kopf mit einer Kenntniß von hundert Dingen; Denn ſo viele Sachen bey der Erzählung vorkommen, die ſie nicht verſtehen, ſo oft fragen ſie mich drum, und das ſo ausführlich, daß ich ſelbſt in nicht geringer Verlegenheit um eine Antwort bin. Bey ſolchen

Erzeh-

Erzehlungen kann ich ihnen denn am beſten Gefühl für Ehre, Rechtſchaffenheit, Anſtand und alles Gute beybringen; Denn ich richte meine meiſten Erzählungen ſo ein, daß ſie leicht anwendbar auf meine Kleinen ſind. Ihr Gefühl iſt auch ſchon ſo fein, daß wenn das Eine einen Fehler begeht, ſo hält das Andre ihm denſelben liebreich vor, und beruft ſich auf dieſe oder jene Geſchichte, die ich ihnen erzählt habe. Die Kinder haben mich ſo lieb, und ich beſize ihr Zutrauen in ſo hohem Grade, daß ihre Mutter oft eyferſüchtig auf mich wird und ſagt, ſie gelte bald bey ihren Kindern gar nichts mehr. Das iſt aber gewiß meiſtens Schuld nicht; Denn ich ſchärfe ihnen bey allen Gelegenheit Hochachtung und Liebe gegen ihre Mutter ein. Daß aber dieſe ſich ſo wenig Mühe gibt, bey ihren Kindern wahre Liebe zu erwecken, dafür kann ich ja doch wahrlich nicht.

Sieh, mein beſtes Julchen, hier hab ich Dir nun recht ausführlich von meiner hauptſächlichſten Beſchäftigung auf dem Land und in meiner traurigen Einſamkeit geſchrieben. Du ſiehſt daraus, daß ich meinen Schmerz nicht hartnäckig nähre, oder ihm ſchwärmeriſch nachhange, wie Du mir ſo ziemlich deutlich ſchuld gibſt; Denn ich wüßte in meiner Lage kein beſſeres Zerſtreuungsmittel, als dieſen Kinderunterricht, bey dem man alle Augenblicke ſich mit einem andern Gegenſtand beſchäftigen muß. Für die hundert unwillkührliche Erinnerungen an meinen Seligen kann ich nicht, und weiß auch nicht, warum ich ihnen ganz ausweichen ſoll? So oft ich den kleinen Wilhelm rufe, oder ſeinen Namen ausſprechen höre, muß ja das Andenken an meinem Wilhelm erneuert werden. Sonſt war es eine Quelle von Freuds für mich, daß der Knabe meines Wilhelms Nä-

men

men fährt; Jezt iſts für mich eine Quelle von Qual. Die Kinder haben einen kleinen Wagen, den ihnen mein Seliger einmal zum Gruſſe herausſchickte; Und nun nennen ſie ihn den Vetter-Wilhelms-Wagen, um ihn von einen andern zu unterſcheiden; Und da erzählen ſie ſich oft vom Vetter Wilhelm, und ich ſize da, und hör ihnen mit Thränen zu. Ihr Mitleid, ihre Fragen wecken dann natürlich meinen Schmerz noch mehr auf.

Hier haſt Du nun, meine Theure, einen recht gewaltig groſſen Brief, wie Du mich dazu aufforderteſt. Ich ſchrieb aber auch etliche Tage dran; Denn die Kinder lieſſen mich oft nicht fortſchreiben. Ich will gern oft und viel, Deinem Verlangen gemäß, an Dich ſchreiben. Ich werde dabey wenigſtens auf eine Zeitlang zerſtreut, und finde nachher mein Herz würklich erleichtert. Ach, ich habe ja doch keine Freundinn hier, gegen die ich mein Herz ganz aufſchlieſſen kann; Und Mittheilung, gänzliche Anhänglichkeit war mir von jeher ein Bedürfniß, und iſt es jezt mehr als jemals. Schreib Du auch oft an mich, und ſuche mich zu zerſtreuen! Wann wirſt Du doch einmal Dein Verſprechen halten, und mich mit Deinem lieben Mann beſuchen? Empfiehl mich ihm beſtens! Ich bin Deine wahre Freundinn

Sophia B.

5.

Sophie an Madame Meyer.

Freydorf, den 4. Jenner. 1777.

Theureſte Freundinn!

Du wirſt mir glauben, daß die Schuld nicht an mir lag, daß ich Dir ſeit dem kleinen Briefchen, daß ich im Anfang des Dezembers an Dich ſchrieb, keine Zeile mehr geſchrieben habe, und Dir blos durch den Bothen ſagen ließ, eine Unpäßlichkeit verhindre mich am Schreiben. Dieſe Unpäßlichkeit iſt nun, Gottlob, wieder gehoben. Es hätte aber bald eine Krankheit zum Tode werden können. Ein paarmal ſah ich ſchon mit Zuverſicht, und — ich geſteh es Dir offenherzig — mit freudiger Sehnſucht meinem Uebergang in jener Welt entgegen. Gott aber geboth, ich ſollte noch hier bleiben. Nun, ich ergebe mich gelaſſen in ſeinen Willen.

Ich habe in dieſer Krankheit wieder viel gelernt. Ich erfuhr nun erſt mit der innigſten Ueberzeugung, welch eine überſchwenglich groſſe, göttliche Wohlthat die Religion iſt. Wenn man ſo da liegt, und kein Menſch uns helfen kann, und ſelbſt die, die ſonſt alles für uns thaten, jezt nichts mehr für uns thun können, und man keine Hofnung, keine Ausſicht vor ſich hat, dann erſcheint uns der Troſt der Religion erſt in ſeiner ganzen Gröſſe. Dann eröfnet ſie vor uns den Schauplaz der Ewigkeit und eines neuen beſſern Lebens. Dann können wir getroſt in die dunkle Zukunft blicken, die uns ohne Offenbahrung eine

undurch-

undurchdringliche Nacht seyn würde, und sich nun vor dem Glanze der Religion verliert. Wir blicken in eine Welt hinaus, wo Freud und Wonne unser Theil seyn wird, die der Erlöser uns erworben hat. O meine Freundinn, welche Seeligkeit, ein Christ zu seyn! Welchen Trost kann ein Mensch, der keine Religion hat, oder sie in seinen gesunden Tagen mit Füssen von sich stösst, auf dem Kranken- und Sterbelager haben?

Auf der andern Seite lernte ich aber auch, daß Sterben keine solche Kleinigkeit und leichte Sache ist, als man sich gewöhnlich, so lang man gesund ist, einbildet. Du weisst, ich habe nichts auf der Welt zu verlieren. Das, was ich verloren habe, sind ich hier nicht, sondern im Himmel, wo mich meine ganze Sehnsucht hintreibt. Und doch erbebte meine Natur, und sträubte sich, da ich das Grab geöfnet, und so nahe vor mir sah. Ich schauderte vor der Verwesung zurück, und wünschte mir, noch länger zu leben. Künftig werde ich das Leben mehr für eine Wohlthat halten, und es dankbarer aus der Hand des Allerhöchsten annehmen. Es stunden, im Angesicht des Todes, noch so viele unerfüllte Pflichten vor mir, die ich jezt zu erfüllen suchen werde. Ich kann wohl sagen: Ich habe in der Nähe des Todes nun erst die Kunst zu leben gelernt. — Wie leichtsinnig wünscht man sich, besonders in der Jugend, alle Augenblicke, wegen jeder Kleinigkeit, und so oft es einem, in dieser oder jener Sache, vorzüglich aber in der Liebe, nicht nach Wunsch geht: Wenn ich nur stürbe! Ach! wenn mich nur das Grab verschlänge u. s. w. Gleich als ob das die gleichgültigste Handlung von der Welt wäre, und man dabey weiter nichts zu thun hätte, als nur wollen. O wann der Jüngling

und das Mädchen, das diesen Wunsch hundertmal so leichtsinnig thut, wüsste, was Sterben heisst, es würde sich dieses Wunsches schämen. Man muß erst gelebt haben, das heisst: der Welt mit allen seinen Kräften nüzlich gewesen seyn, ehe man sterben will; Sonst ist hergewünschtes Sterben keine Wohlthat und gewiß schröcklicher, als wenn man etliche trübe Stunden oder Tage durchzuleben hat. Der Schöpfer hat gewiß auch darum so viele Bitterkeit in den Tod gelegt, damit der Mensch erst leben lerne. —

Zu Anfang meiner Krankheit, da ich noch nicht das Bette hüten durfte, habe ich eine vortrefliche Frau kennen gelernt, die jezt einen grossen Theil der noch übrigen Glückseligkeit meines Lebens ausmacht. Es ist das die Amtmännin zu Felbach, einem Dorfe, das nur eine kleine Meile von hier liegt. Sie heisst Selbert. Ihr Mann hat vorher auf einem andern Dorf gestanden und das Amt zu Felbach erst vor zween Monaten angetreten. Sie kam mit ihrem Mann herüber, um meinen Vetter und seiner Frau die Aufwartung zu machen. Gleich in der ersten halben Stunde hatte sie mein ganzes Herz. Sie ist noch nicht drewßig Jahr alt, hat das frischeste Aussehen, ein äusserst regelmässiges Gesicht, die glänzendsten, beredtesten, liebevollsten schwarzen Augen, die ich noch nie gesehen habe, und einen sehr glücklichen schlanken Wuchs. Ihr Temperament hält die Mitte zwischen allzugrosser Lebhaftigkeit und allzustrenger Ernsthaftigkeit. Ihr Herz ist offen, mittheilend und theilnehmend. Dieß zeigte sie am besten während meiner Krankheit. Ohngeachtet der schlechten, mehrentheils nassen Witterung kam sie fünfmal herüber, um mich zu besuchen, und brachte allemal, ob sie gleich

gleich zwey kleine Kinder zu Haus, und also Geschäfte genug hat, einen halben Tag bey mir zu. Von meiner Geschichte und dem traurigen Verlust, den ich erlitten habe, war sie schon vorher unterrichtet, und nahm desto grössern, mitleidsvollern Antheil an mir. Aber doch liess sie sich nie das geringste merken, daß sie etwas davon wisse, vermuthlich um mir alle schmerzliche Erinnerungen zu ersparen, bis ich selbst mit ihr davon zu reden anfieng. O ich sehe sie für einen rechten Segen an, den Gott mir selber zugeschickt hat. Denn was geht über das Glück, eine Freundinn zu haben, die einen ganz versteht, von der man wieder ganz verstanden wird, vor der man keine seiner Empfindungen verhehlen darf, und die an diesen so ganzen und warmen Antheil nimmt, als ob es ihre eigenen wären! Mein **Wilhelm** war mir ehedem in diesem Stücke alles; Aber ach...! Du, meine **Julie**, verstehst mich auch; Aber in der Stadt konnten wir uns so selten anders sprechen, als nur in Gesellschaft andrer; Und jezt bin ich getrennt von Dir, und kann zwar meine Empfindungen gegen Dich in Briefen ausgiessen; Aber Briefe sind eben doch nur Briefe. Du weisst selbst, daß das Herz oft noch andre Bedürfnisse hat, und sich damit nicht immer begnügen kann. Meine Mutter ist zwar meine treueste, zärtlichgesinnteste Freundinn; Aber die Verschiedenheit des Alters ist doch zuweilen ein Damm, der gewisse Empfindungen hemmt und sie zurückhält, wenn sie eben ausströmen wollen; Und dann muß ich meine Mutter schonen. Sie ist alt und schwächlich, und es wäre Grausamkeit von mir, wenn ich alle meine Leiden in ihren mütterlichen Schoos ausschütten, und dadurch ihr bischen Ruhe zerstören und ihre schwache Gesundheit noch mehr erschüttern und entkräften

wollte. Eine Freundinn von gleichem Alter kann schon eher einen Theil von unseren Kummer tragen, und so manches besser verstehen.

Meine Selbert hat einst auch viel gelitten. Sie liebte einen Unwürdigen, der sie verlassen hat. Ein Schmerz, der, nach dem meinigen, gewiß einer der gröſsten seyn muß. Noch kann sie es nicht ganz begreifen, wie ihr ehemaliger Geliebter so handeln konnte, und noch zweifelt sie oft, ob er würklich der Nichtswürdige sey, der er zu seyn scheint, ob sie ihm nicht vielleicht Unrecht thue? Das macht sie oft unruhig, und erneuert ihre Leiden wieder, und da helfe ich sie ihr tragen. Sonst aber ist sie jetzt glücklich und zufrieden. Sie hat einen sehr braven, gutmüthigen Mann, der sie aufrichtig liebt. Sie heyrathete ihn mehr auf Zureden ihrer Eltern und Verwandten, als aus Neigung; Denn sie hatte sich fest vorgenommen, nachdem sie Einmal betrogen worden war, gar nicht zu heyrathen, hasste alle Mannspersonen, und bildete sich ein, es sey unmöglich, daß sie noch durch einen Mann und eine Heyrath glücklich werde. Mit dumpfem Sinn, und um Glück und Unglück unbekümmert, gab sie ihrem Mann die Hand, sagte ihm auch gerad heraus, er könne weiter von ihr nichts erwarten, als daß sie, wie jede Haushälterinn, sein Hauswesen führe, und von ihm auch weiter nichts, als Unterhalt und Kleidung verlange. Selbert stutzte, und wollte wieder zurücktreten; Aber er hatte einen Freund, der viele Erfahrung und Kenntniß des menschlichen, und besonders des weiblichen Herzens hatte. Dieser redete ihm zu, er sollte das Mädchen dennoch nicht fahren lassen. Sie sehe, sagte er, sanft und nachgiebig aus, und werde, wenn er sie mit Achtung, Liebe und

Scho-

Schonung begegne, dadurch gerührt, und sodann mit Dankbarkeit gegen ihn erfüllt werden, und aus der Dankbarkeit werde bald Zuneigung und Liebe entspringen. So giengs denn auch. Selbert erwies seiner neuen Frau alle mögliche Liebe, und Gefälligkeiten aller Art. Diese musste sie anfangs doch, der guten Lebensart zu Gefallen, mit Höflichkeiten erwiedern. Da sie sah, daß er damit anhielt, und über ihr schnurriges Wesen nicht verdrüßlich wurde, sondern sichs immer mehr angelegen seyn ließ, ihr Vergnügen zu machen, so fühlte sie Dankbarkeit. Die Emsigkeit, womit er sein Amt verwaltete, die durchgängige Rechtschaffenheit, von der alle seine Gesinnungen, und noch mehr seine Handlungen zeugten, dieses flösste ihr nach und nach Achtung für ihn ein; Sie fieng an, von ihrem Grundsatz: Daß alle Männer nichts taugten, einige Ausnahme zu machen. Sie wurde krank; Ihr Mann äusserte die zärtlichste Besorgniß um sie, gab ihr selbst die Arzeneyen ein, wachte ganze Nächte durch an ihrem Bette, und zog sich ihre Krankheit so zu Herzen, daß er selbst etwas unpaß wurde. Dieß rührte sie so sehr, daß sie in Thränen ausbrach, seine Hand ergrief, sie mit Thränen benetzte, ihn um Verzeihung bat, und ihm die zärtlichste Liebe angelobte, wenn sie gesund werden sollte. Sie ward gesund, hielt ihr Versprechen, und nun ist ihre Ehe eine von den wenigen glücklichen, wo sich die beyden Eheleute durch gegenseitiges Zutrauen das Leben zu einem Himmel auf der Welt machen. Ein Kind, das sie ein halbes Jahr darauf gebahr, dem seit der Zeit noch zwey andre nachfolgten, knüpfte das Band der Liebe zwischen ihnen noch fester, und sie sind nun vollkommen glücklich. Meine Freundinn gesteht jezt selbst, daß sie wohl schwerlich mit ihrem Liebhaber, auch wenn er ihr

treu geblieben wäre, so glücklich gelebt haben würde. Selbert ist aber auch würklich ein sehr würdiger und rechtschaffener Mann. Zwar ist er, so weit ich ihn jezt noch kenne, keiner von denen, die überflüssig viel Empfindung haben. Er gehört eher zu den Kaltblütigen und Gesezten. Aber frostig und gefühllos ist er deswegen nicht; Er hält an sich, und scheint seine Empfindung nur darum in sich zu verschliessen, um, wenn es Noth thut, mit gedoppelter Kraft würken zu können. Er spricht wenig, aber bestimmt. Den Umgang mit einem vernünftigen Freund, sagt seine Frau, und ein gutgeschriebnes Buch machen, nach Erfüllung seiner Berufspflichten, seine liebste Beschäftigung aus. — Sobald ich völlig wieder hergestellt bin, werde ich das liebe glückliche Paar auf einige Tage in Selbach drüben besuchen, und dann Dir, meine Theureste, mehr von ihnen schreiben. Jezt kommt mich das Vorwärtshängen beym Schreiben noch etwas hart an, und der Doktor sagte mir auch, ich sollte mich in Acht nehmen. Sonst aber scheints, als ob meine verlohrnen Kräfte gedoppelt wieder zurückkehren wollten.

Du bist doch mit Deinem lieben Manne recht wohl auf? Bey der jezigen Witterung kann ich Dir freylich nicht zumuthen, zu uns heraus zu kommen. Aber sobald bessre Tage eintreten, musst Du Dein Versprechen halten. Unser kleiner Wilhelm freut sich schon mit seinem Bruder Gottfried gewaltig auf Dich. Wenn ich an Dich schreibe, so will er immer wissen, was ich denn so viel zu schreiben habe? Da erzähl ich ihm denn viel von Dir, und sag ihm, Du werdest uns bald besuchen. Nun fragen die Kinder immer, ob die lustige Frau noch nicht komme?

Eben

Eben muſſte ich Gottfrieden erklären, was es denn für eine Bewandniß mit dem Briefſchreiben habe? Nun will er ſchon auch einen Brief an den kleinen Georg ſchreiben, und ihn zu ſich einladen. Georg iſt der älteſte Knabe meiner Selbert, von dem ſie meinen Kleinen immer erzählen muß, wenn ſie hier iſt. Sie wiſſen ſchon alle Kleider und jedes Spielzeug, das Georg hat. Ich werde auch in Abſicht auf die Erziehung viel von meiner Freundinn lernen. Sie hat die geſundeſten Grundſäze. Schick mir doch Rouſſeaus Emile, und Feders neuen Emile, gebunden! Die Selbert ſagte mir viel von dieſen Büchern; Auch Millers hiſtoriſch-moraliſche Schilderungen und eine kleine faßliche Naturgeſchichte, wenn es welche giebt! Ich werde mich nun wieder ganz der Erziehung widmen. Ganz Deine

Sophie B••

* * *

6.

Sophie an Madame Meyer.

Freydorf, den 14. März. 1777.

Es freut mich, liebſte Freundinn, daß Du, nach Deinem leztern lieben Briefe, mit mir ſo zufrieden biſt. Du lobſt meine Heiterkeit. Doch muß ich Dir, wenn ich recht aufrichtig ſeyn will, geſtehen, daß dieſe Heiterkeit noch lange nicht ſo ganz mein Eigenthum iſt, wie Du zu glauben ſcheinſt. Mein Herz hat immer noch zu viel Aehn-

lichkeit mit der jezigen Witterung. Wir haben jezt eben den schönsten Frühlingssonnenschein. Aber wie lang wirds anstehen, bis wieder Wolken, Sturm und Schneegestöber die Luft erfüllen? Ach, Julchen, wer einmal das verlohren hat, was ich verlohren habe, der bringt sein Herz wohl nie wieder zur Beständigkeit und zu völligem Gleichmuth. Ich müsste erst mein Gedächtniß verlieren, und ein ganz neuer Mensch zu werden anfangen, wenn ich Dir und andern Menschen wieder gleichen wollte. Das Andenken an meinen Seligen ganz aus meiner Brust verbannen, das hiesse leichtsinnig werden, und ich bitte den Himmel, mich vor diesem Zustand zu bewahren!

Ich glaube, genug zu thun, und es einst vor Gott verantworten zu können, wenn ich alles vermeide, wodurch ich den Menschen mit meiner Traurigkeit zu Last fallen könnte, und alle Kräfte anstrenge, ein nützliches Mitglied für die menschliche Gesellschaft zu bleiben. Täglich wiedme ich eine Stunde ganz dem Andenken an meinen Seligen. Da verschliesse ich mich, um Niemand in seiner Freude zu stören. Da rede ich mit meinem Seeligen, schreib an ihn, und blicke in die Tage der Wiedervereinigung hinaus. Da spornt mich sein Beyspiel zu guten Handlungen und zu Beobachtung meiner Pflichten an; Da treibt mich die Sehnsucht, einst an den Ort zu kommen, wo er den Lohn seiner Tugenden einerndtet, an, gleiche Tugenden auszuüben. Gestärkt und ermuntert geh ich dann an die Ausübung meiner Pflichten.

Sollte das unerlaubt seyn? Sollte Gott eine so ganz geistige Liebe, die solche Früchte bringt, verdammen können? Nein, das thut Gott gewiß nicht. Nur der Schmerz kann verdammlich

seyn,

seyn, der von Gott abzieht, der zu allem Guten träg und unthätig macht. Und das thut der Schmerz um meinen Wilhelm nicht. Ich such ihn täglich mehr zu heiligen. Das Andenken an den Theuren ist ein Magnet, der mich zum Himmel und zu Gott zieht.

Doch ich weiß, liebe Julie, daß Du eine solche Traurigkeit nicht verdammst. Du willst mich bloß vor Uebermaaß und vor Murren warnen. — Fast die ganze vorige Woche brachte ich in Selbach drüben bey meiner lieben Selbert zu. O Julchen, das waren frohe, selige Tage. Auch war uns der Himmel recht günstig. Wir hatten fast immer Tage, die den angenehmsten Frühlingstagen wenig nachgaben, und wir konnten täglich spatzieren gehen. Meine Selbert wird mir lieber, je öfter ich sie sehe. In ihrem Hause, in dem Krais ihrer drey Kinder, erscheint sie erst ganz in ihrer Liebenswürdigkeit. Einen süssern Anblik gibts doch nicht, als eine zärtliche und weise Mutter zwischen ihren Kindern. Da erscheint unser Geschlecht in seiner ganzen Würde. Da erfüllt es ganz die Bestimmung, zu der es der Schöpfer auf die Welt setzte. Ein Weib, das sagen kann: Ich heiterte meinen Mann nach den Geschäften des Tages auf, nahm ihm die Lasten ab, die ihn fast zu Boden drückten; Ich gebahr ihm Kinder, erzog sie für die Welt, weckte die ersten, schlummernden Keime zum Guten und Schönen in ihren jungen Seelen auf; Machte sie zuerst mit dem liebenswürdigsten Wesen, mit ihrem Schöpfer bekannt, lehrte sie Ihn in den Schönheiten der Schöpfung ahnden und lieben; Aus meinen mütterlichen Armen eilten sie, um das auszuüben, wozu ich sie durch meine Lehren und durch mein Beyspiel ermunterte. Ein solches

ches Weib muß einst freudig vor dem Richterstuhl des grossen Kinderfreundes stehen. Du bist über wenigen getreu gewesen, wird er zu ihr sagen; komm, ich will dich über viel setzen. Julie, wenn Du einst Mutter wirst, und alle diese hohe, seelige Pflichten treu erfüllt hast, wirst Du Dich dann auch noch über die vielen Kränkungen, denen unser Geschlecht freylich oft ausgesetzt ist, und über unsre Bestimmung beklagen, wie Du zuweilen thatest?

Die Selbert hat drey liebe Kinder, wovon das jüngste erst ein Jahr alt ist. Das älteste ist der Georg, von dem ich Dir, glaub ich, in meinem letzten Brief ein paar Worte schrieb. Er ist ein Knabe von sechs Jahren, schön wie ein Engel, und eben so liebenswürdig. Das andre Kind ist ein Mädchen von fünf Jahren, ganz das Ebenbild der Mutter, an Gestalt und Charakter, und eben deßwegen mein Augapfel. Wenn ich daran denke, was meine Freundinn schon an ihren Kindern gethan hat, die an Jahren um ein gutes hinter den Kindern meiner Baase, und an Kenntnissen und Einsichten und Artigkeit schon so weit vor diesen voraus sind, so schäm ich mich, und sehe ein, wie viel mir noch an der Kunst, Kinder zu bilden, fehlt. Sie soll aber auch künftig ganz allein mein Muster, und meine einzige Lehrmeisterinn in dieser schweren Kunst seyn. Ich glaube, von einer zärtlichen, verständigen Mutter kann man hierinnen mehr lernen, als aus hundert Büchern. Sie hat das Herz zur Lehrmeisterinn, und das lehrt sie tausend Künste, die die Gelehrsamkeit und bloßes Nachdenken nicht lehrt. Ich habe meiner Selbert schon recht viele Vortheile abgelernt, und ertappte mich schon über manchen Fehler. So war mir z. E. mein

klei-

kleiner **Wilhelm** von je her, aus manchen Urſachen, bey weitem das liebſte unter den Kindern meiner Baaſe. Das kann ich nun an ſich für keinen Fehler halten, weil es etwas unwillkührliches iſt, das nicht von uns und unſerm Wollen abhängt. Es gibt hundert unſichtbare Häckchens, die uns an den Einen Menſchen mehr hinziehen, als an den Andern. Aber darinnen begieng ich einen Fehler, daß ich das den kleinen **Wilhelm** allzuoft und ſo deutlich merken ließ, daß es auch den andern Kindern nothwendig in die Augen fallen muſſte. Das zog nun manche ſchlimme Folgen nach ſich. **Wilhelm**, der es wuſſte, welchen Vorzug er in meinem Herzen vor ſeinen Geſchwiſtern hatte, wurde darauf ſtolz, und pochte manchesmal darauf, verklagte manchmal die Kinder bey mir, weil er wuſſte, daß ich ihm Recht geben würde; Ja er ſagte es ſeinem Bruder und ſeiner Schweſter ein paarmal gerade heraus, er gelte mehr bey mir, als ſie. Das that denn nun den armen Kindern weh, beſonders dem braven **Gottfried** der ohnedem etwas zum Tiefſinn und zur Schwermuth geneigt iſt, und ſich alles ſehr zu Herzen zieht. Ich merkte an ihm ſchon einigemal eine gewiſſe Niedergeſchlagenheit und Muthloſigkeit, die mir vorzuwerfen ſchien: Kann ich denn der Baaſe nichts recht machen? Ja, die ſchnippiſche **Karoline** ſagte mir ſchon einmal ins Geſicht: Ich weis wohl, daß der **Wilhelm** mehr, als ich, gilt.

Ich dachte aber daran nicht viel, bis ich erſt durch meine **Selbert** aufmerkſam darauf gemacht wurde. Sie merkte nehmlich, daß ich ihre **Henriette**, ſo heiſſt ihr zweytes Kind, ganz vorzüglich lieb habe, und mich auch deswegen noch weit mehr mit ihr abgebe, als mit dem kleinen

Georg,

Georg, und daß Henriette sich ganz an mich anhänge. Da wir nun miteinander einen Spaziergang machten, und gerade von der Kinderzucht sprachen, so sagte sie: Freylich ist die Kunst unendlich schwer, und das besonders wegen der so vielen Klippen, die zu beyden Seiten an dem rechten Wege stehen, und die öfters so schwer zu vermeiden sind, daß auch die vernünftigsten Erzieher und Erzieherinnen nur zu oft sich an der einen oder andern wund stossen. So muß ich z. E. Ihnen, mein Kind, eine kleine Weisung geben, wenn sie mirs nicht übel nehmen wollen, Wenn Sie — hiebey hob sie ihren Zeigefinger an der rechten Hand, warnend, auf — wenn sie noch lange bey mir sind, so verderben Sie mir meine Henriette. Und wodurch das? fragte ich etwas betroffen. — Durch Ihre Liebe, war die Antwort, durch den Vorzug, den Sie ihr vor meinen Georg geben. Die kleine Hexe weis es schon, daß sie in ihrem Herzen oben an sizt. Immer drängt sie sich bey Tische zu Ihnen hin, streichelt immer Ihre Hand, und buhlt bey allem, was sie thut, um ihren Beyfall. Weil sie dieses Beyfalls nun so ziemlich gewiß ist, so wird sie dadurch eitel, und gewöhnt sich an die Schmeicheley, weil sie sieht, daß ihr diese Vortheil bringt. Und nun, mein armer Georg..? Dem sah ich ein paarmal schon die Thränen in den Augen stehen, weil Sie sich so wenig mit ihm abgeben. Eine Zeitlang noch wird er sich um Ihre Gunst bemühen; Wenn er aber sieht, daß alles nur vergeblich ist, so kanns nicht anders seyn, als daß er muthlos, und am Ende gleichgültig gegen Ehr und Beyfall wird, und denkt: Es ist einerley, wie ich mich aufführe; Ich mag brav seyn oder nicht; Das Eine nützt mich so viel als das Andere. Glauben Sie nicht, meine Liebe, daß

dieß das Ende vom Lied seyn wird? — Ich weiß nicht, fieng ich an zu stottern; Freylich, wenn man alles so scharf nehmen will .. Ich denk eben immer, daß man nicht sein eigner Herr ist. Sagen Sie mir aufrichtig, haben sie keins von Ihren Kindern lieber, als das andre? — Das ist eine kitzliche Frage, sagte meine Selbert. Rathen Sie einmal, welches ich wohl lieber habe? — Ich besann mich einen Augenblick. Henrietten, sagte ich endlich. — Gefehlt! rief sie freudig aus, und klatschte in die Hand. O, das freut mich, daß ichs schon so weit gebracht habe. Ihnen darf ich es wohl im Vertrauen sagen, daß mein Herz sich mehr zu meinem Georg hinneigte; Aber eben darum such ichs zu verbergen. Sobald das ein Kind merkt, so wirds stolz und sicher, und nimmt sich, wer weiß wie viel? vor seinen Geschwistern heraus. Die Muttersöhnchen gerathen selten gut. Sie maassen sich eine Art von Oberherrschaft über ihre Geschwister an; Und diese werden mißgünstig auf den Liebling, verlieren alles Zutrauen zu der Mutter, deren Gunst sie sich durch nichts erwerben können, und werden gegen Gutes und Böses gleichgültig, weil sie sehen, daß das erstere ihnen doch keinen Nutzen bringt. Und so giebts noch zwanzig andre schlimme Folgen, die die Vorliebe zu einem Kinde nach sich zieht. Daher muß man, denk ich, gegen sich selbst auf der Huth seyn, und diese Vorliebe sorgfältig zu verbergen suchen. — Ich gab meiner Selbert Recht, und zog mir Lehren aus dem, was sie sagte, die ich künftig anzuwenden denke. Und so hab ich schon so manches andre von ihr gelernt.

Der Amtmann Selbert ist ein Mann, den man immer mehr hochschätzen lernt, je länger man ihn kennt, da es bey hundert andern Men-

schen

schen gerade umgekehrt ist. Ich hielt ihn, da ich ihn das erstemal sah, für ziemlich kalt und trocken; Und nun seh ich, daß ich ihm ganz Unrecht gethan habe. Er ist der wärmste, thätigste Menschenfreund, und hat sehr viele tiefe Empfindung; Aber er äussert sie nur selten, und nur wenns nöthig ist. Ich sah ihm einmal, wie eine Bäuerinn zu ihm kam, die arm und eine Wittwe ist, und sechs Kinder hat. Ihr ältester Sohn, der halb erwachsen ist, hatte ihre einzige Kuh aufs Feld herausgetrieben, und sie auf den Sattfeldern Schaden gehen lassen. Der Feldhüter traf ihn an, zeigte es dem Amtmann an, und nun sollte die arme Wittwe zehen Thaler Strafe geben. Weinend kam sie zu Selbert, stellte ihm ihre Noth vor, daß sie keinen Thaler baares Geld im Vermögen habe, und ihre Kuh verkaufen müsste, wenn er ihr die Strafe nicht nachlasse. Er blieb unerbittlich, und, wie es mir schien, auch ungerührt. Wenn ich euch die Strafe nachlasse, sagte er zu der Wittwe, so muß ichs auch bey andern thun, und so wird der Feldfrevel allgemein. Lass' ichs aber euch nach, und andern nicht, so nennt man mich partheyisch, und ich verliere Zutrauen und Respect bey meinen Untergebenen. Die Frau bath noch einmal, er hieß sie schweigen, und sie gieng. Gott, welch ein harter Mann! dachte ich bey mir selbst, und mein Innerstes ergrimmte. Den Abend drauf bath ich die Amtmänninn, die davon nichts wusste, mir fünf Thaler zu leihen, weil ich nicht genug Geld bey mir hatte; Und in der Dämmerung bath ich den Amtsknecht, mich nach dem Haus der Wittwe zu führen. Er woll es herzlich gerne thun, sagte er; Aber die Frau werd auf dem Weg ins Ammthaus seyn, Er habe sie eben holen müssen. Indem er noch mit mir

sprach,

ſprach, ſchlich die arme Frau eben in die Amts-ſtube, eh ich ſie noch anreden konnte. Ich ſezte mich nun unter die Linde vor dem Amthaus, um zu warten, bis ſie heraus käme. Nach einer kleinen Viertelſtunde kam ſie. Ich gieng in der Dämmerung hinter ihr drein, und hörte, daß ſie laut ſchluchzte, und einigemal ſagte: Ach Gott! ach Gott! Ich redete ſie nun an, und both ihr die zehen Thaler an. Aber wie erſtaunte ich, als ſie ſich weigerte, das Geld anzunehmen. Ich darfs nicht nehmen, und brauch auch kein Geld, ſagte ſie mir mehr als zehenmal. Das war mir unbegreiflich. Ihr müſſt ja aber zehen Thaler Strafe geben, und habts nicht im Vermögen, ſagte ich. — Ach Gott, wenn ich nur reden dürfte! ſagte ſie. Ich bath ſie, mir alles zu entdecken, und verſicherte ſie meiner ſtrengſten Verſchwiegenheit. Dieß bewog ſie endlich, mit der Sprache heraus zu gehen, und mir folgendes zu ſagen: Der Herr Amtmann habe ſie ganz freundlich angeredet, und geſagt: Dieſen Mittag hab ich euch von Amtswegen zu mir kommen laſſen, und jezt als ein guter Freund. Ich kenne eure Armuth, und habe Mitleid mit euch; Aber ſtrafen muß ich, um der andern Leute willen. Wenn ihr könnt verſchwiegen ſeyn, ſo will ich diesmal die Strafe für euch erlegen. Seht, hier ſind zehen Thaler, die werf ich in meine Kaſſe. Ihr ſagt nun, ihr habt ſie von eurem eigenen erlegen müſſen. Sagt aber ja keinen Menſchen nichts! Sonſt gehts nicht gut. Und künftig laſſt eure Kinder nicht mehr Schaden hüten; Sonſt müſſt ihr wahrlich ohne Gnade Strafe geben. Nun geht hin in Frieden, und ſchweigt! Ich ſag es euch.

Sieh, **Julchen**, das erzählte mir die Frau mit tausend Thränen, tausend Seegenswünschen für den vortreflichen Mann, und zugleich mit dringendem Flehen, sie doch ja nicht zu verrathen! Ich versprach es ihr, und verließ sie weinend. Wie einen Engel Gottes sehe ich jezt den Vortreflichen an, kann mich oft der Thränen kaum erwehren, mich oft kaum enthalten, ihm nicht die Hand zu drücken, und zu sagen: Gott segne Sie für alle Ihre edle Thaten! Denn so weis ich noch drey oder vier Geschichten von ihm, die alle seinem Herzen eben so viel Ehre bringen. Und wie viel mag der Mann sonst noch Gutes thun, der so wenig Worte macht, und so äusserst selten von sich selber spricht! Und, **Julchen**, diesen Mann verkannte ich eine Zeitlang, hielt ihn für kalt und unempfindlich, weil nicht immer, wie dieß heut zu Tage Mode wird, sein drittes oder viertes Wort. „Gefühl, Empfindung, Menschenliebe, allgemeines Wohlwollen„ oder wie die Worte sonst noch heissen mögen, ist, weil er den Tag über seinem Amt allein lebt, und nicht seine Gattinn alle Augenblicke die Hand küsst, oder die Backen streichelt. Das soll mir künftig eine Warnung seyn, Gefühl und edles Herz nicht nur ausschliessungsweise da zu suchen, wo der Mund immer voll von Gefühl, Empfindlichkeit und andern solchen schönen Redensarten ist, wie bey unserm Schreiber **Weißmann**, der immer wie das empfindlichste Buch spricht, und doch neulich einen Baurenjungen wegen einer Kleinigkeit so abprügelte, daß man nach dem Balbier schicken musste. Ich verstehe jezt erst ganz, was einst mein **Wilhelm** zu mir sagte: Heut zu Tage seufzt und athmet man so viel Gefühl aus, daß man matt wird, und kein Vorrath mehr zum Handeln übrig bleibt. — Einen Menschen, sagte

er zu einer andern Zeit, der immer in Gesellschaft von seiner Stärke und von seinem Muth spricht, darf man sicherlich nicht fürchten; Er ist ein Poltron; Und so, deucht mirs, werden wir seit einiger Zeit mit empfindsamen und sentimentalischen Poltrons überschwemmt. Ja, lieber **Wilhelm**, Du hast wohl recht. Künftig will ich die Menschen mehr nach ihren Thaten beurtheilen, als nach den Worten, die sie im Munde führen.

Selbert kann auch, so trocken er beym ersten Anblick scheint, sehr munter und aufgeweckt seyn. Den Tag über lebt er ganz für sein Amt und seine Untergebenen. Auch bey Tische sizt gewöhnlich Ernst und Nachdenken auf seiner Stirne. Da gilt ihm der geringste Bauer, der ein Anbringen hat, mehr, als seine Frau und seine Kinder. Aber des Abends, wenn er alle Pflichten seines Amts erfüllt hat, da lebt er ganz für seine Familie; Da ist er der zärtlichste, besorgteste Gatte, der liebvollste Vater, und der munterste Gesellschafter. Da kommt er auf das Wohnzimmer, legt sein Kleid ab, zieht den Schlafrock an, sezt seine Mütze auf, gibt erst seiner Gattinn und dann jedem seiner Kinder einen Kuß, steckt sein Pfeifchen an, und sezt sich in dem Kreis seiner Familie. Da fragt er seine Gattinn, wie die Kinder sich den Tag über gehalten haben? stellt mit ihnen selber eine Untersuchung an, was sie den Tag durch gelernt? und wenn es gut ausfällt, so theilt er ihnen, jedem nach Verdienst, Nüsse oder Aepfelschnittchen aus, baut ihnen Lusthäuser von Karten, oder stellt ihre zinnerne Soldaten, die sie noch vom heiligen Christ her haben, in Schlachtordnung, stellt den kommandirenden General vor, läßt sie und die papiernen Reuter, die er selber macht, auf einander losgehn, und sich ein Treffen

liefern, oder geht das Bilderbuch mit den Kindern durch, erzählt ihnen die Geschichte der vorgestellten Personen, richtet seine Erzählungen immer so ein, daß sie sich auf die Lage der Kinder passen, und lehrreich für sie werden, und läßt sich die Geschichten wieder von den Kindern erzählen, thut kindische Fragen an sie, und stellt sich so unwissend wie die Kinder selbst an. So wird der liebe, sonst so ernsthafte Mann selbst wieder zum Kind, und erwirbt sich eben dadurch das Zutrauen seiner Kleinen. So fliegen denn die Abende dahin, schneller als der Wind, und in den muntersten Gesellschaften fand ich nie so viele Unterhaltung, als in Selberts Kinderstube. Wenn die Kinder zu Bette sind, so liest er seiner Frau eine Komödie, oder sonst ein muntres Buch vor, oder läßt sich von ihr vorlesen. Im Sommer bringt er den Abend gewöhnlich in seinem Garten zu. Auf dem Dorfe, wo er vorher Amtmann gewesen, sagt mir seine Frau, hat er einen Garten, der zuvor eine bloße Wildniß gewesen war, zu einem kleinen Paradies umgeschaffen, und hat das auch mit dem Garten in Felbach vor, wo er schon Anstalten dazu zu machen anfängt. Er hat schon einige Tulpenbeete angelegt, Aurikeln gepflanzt, und Nelkenständer aufgerichtet. Ein Blumengärtner ist er bis zur Leidenschaft. Die Selbert sagt mir, man treffe auf zwanzig Meilen weit im Umkreis keine solche Auswahl von Blumen an, wie bey ihrem Mann. Im Tulpen- und Nelkenflor habe sie fast täglich Besuche von Blumisten aus entfernten Gegenden. Auch hat er eine sehr schöne, auserlesene Bibliothek, die aber selten jemand zu sehen bekommt, weil er sich vor dem Ausleihen fürchtet. Mir aber, die er ohnedieß ganz seines Vertrauens würdigt, steht der Zutritt zu seiner Büchersammlung immer offen, und ich kann daraus

aus

aus entlehnen, was ich will. Es ist eine Lust, die Ordnung zu sehen, in die seine Bücher gestellt sind. Sie sind alle in Fächer abgetheilt, und niedlich eingebunden. Als er mich das erstemal in das Zimmer führte, da sagte er, „nun muß ich Ihnen zuforderst eine geographische und topographische Beschreibung von meinem Bibliothekchen geben. Hier ist mein Sonntagsschrank.„ Das ist eine Sammlung von lauter geistlichen Büchern, die alle in schwarz Corduan, mit einem goldnen Schnitt, gebunden sind. Man trift da die besten Erbauungsbücher, Predigten und Liedersammlungen an. Er nennt das seinen Sonntagsschrank, weil das Lesen in diesen Büchern seine vorzügliche Sonntagsbeschäftigung ausmacht; Denn der Mann hat, welches mir ihn vorzüglich schätzbar und verehrungswürdig macht, ausserordentlich viel wahre, aufgeklärte Religion. Einen andern Schrank nennt er seinen Amtsschrank, weil er solche Bücher enthält, die in die Landwirthschaft, in Rechnungswesen, den Gartenbau, und dergleichen Dinge einschlagen, die mit seiner Amtsführung in Verbindung; Und so hat er noch zween Schränke, wovon der Eine Reisebeschreibungen, Geschichtsbücher und andere Schriften enthält, die er zu seiner Belehrung und Unterhaltung in denen von Geschäften freyen Stunden liest: und in dem Andern stehen Romane, Schauspiele und Gedichte, die er, wie schon gesagt, gewöhnlich am Abend seiner Frau vorliest. Durchgängig herrscht in seiner Bibliothek die schönste Ordnung.

Da ich mich jezt wieder gesunder und stärker fühle, als ich vor meiner Krankheit war, und also wahrscheinlich noch länger auf der Welt zu bleiben habe, so wird künftig der Umgang mit

dieſem lieben Paar eine der vorzüglichſten Freuden meines Lebens ausmachen. Ich werde dieſen Frühling und Sommer die Woche wenigſtens ein paarmal in Felbach drüben ſeyn, und meine liebe Selbert wird mich, ihrem Verſprechen gemäß, eben ſo oft beſuchen. Auch werde ich das Gärtchen am Amthaus zu einem Blumengärtchen umſchaffen, da bisher nur Neſſeln, Hühnerdärme, Quecken und andres Unkraut drinnen wuchſen. Selbert hat mir ſchon verſprochen, nächſtens herüber zu kommen, und mir die Beete auszuzeichnen, die ich mit Buchs einfaſſen, und mit Blumen aller Art bepflanzen werde. Ich habe ſchon eine Menge Saamen mitgebracht, und ſoll auf den Herbſt Tulpen- und Hyacinthenzwiebel, Aurikeln, Nelken und dergleichen genug bekommen. Das alles gibt Beſchäftigung, und dieſe brauche ich vorzüglich.

Eben wegen dieſer Sehnſucht nach Beſchäftigung muſſt Du mir, mein liebſtes Julchen, auch verzeihen, daß ich Dir abermals einen ſo langen Brief geſchrieben habe. Die Freude, daß ich hier, wo ich es gar nicht vermuthete, eine ſo wichtige Entdeckung gemacht, und eine mit mir ſo ganz gleich geſtimmte Seele gefunden habe, iſt ſo groß, daß ich ſie ohnmöglich bey mir behalten kann, und nothwendig jemanden, der daran Antheil zu nehmen weiß, entdecken muß. Und ich habe hier Niemanden, gegen den ich das thun könnte. Meine rechtſchaffne Mutter freut ſich zwar herzlich, wenn ich nur einigen Anlaß zur Aufheiterung finde; Aber die Verſchiedenheit der Jahre hindert immer, daß ihre Freude nicht ganz mit der meinigen zuſammenflieſſt. Mein Vetter, der Amtmann, iſt unfähig, an meiner Freude anders, als mit einem froſtigen „So? Ey, das wä-

re?„

re?„ Theil zu nehmen, und meine Baase wird gleich halb mißgünstig und eifersüchtig, wenn ich etwas zum Lobe meiner Selbert und ihres braven Mannes vorbringe. An wem konnte ich mich also anders mit meiner Freude wenden, als an Dich, mein liebes Julchen, die Du von Jugend auf an allem, was mich angieng, so warmen Antheil nahmst, die Du mich so ganz verstehst, und immer so sehnlich wünschest, daß ich mich aus meiner Traurigkeit herausreissen, und nicht ganz in ihr verschmachten möge? — Mit den Kindern meiner Baase kann ich noch am meisten von meinen neuen Freunden reden. Sie fragen aber grösstentheils nur nach den Kindern meiner Selbert Ich stelle sie ihnen täglich zum Muster vor, und habe meinen Gottfried schon einigemal bittre Thränen aus den Augen gelockt, wenn ich den kleinen Georg auf seine Kosten lobte. Ich mußte ihm freylich die Versicherung geben, daß ich ihn dennoch eben so zärtlich liebe, wie sonst. Nächstens tret ich mit einer ganzen Kindercaravane den Weg nach Selbach hinüber an. So oft die Sonne zwischen den Wolken hervorsticht, fragen mich die Kleinen: Gehn wir nicht nach Selbach.

Und wann, meine Beste, tritst denn Du endlich einmal die lang versprochene Hieherreise an? Thust Du doch, als obs eine Reise von etlichen Tagen wäre. Du klagest über Mangel an Bewegung, Düsterheit des Kopfes und verdrüßliches Einerley. Komm nur hieher! Es soll allen diesen Klagen abgeholfen werden. Aber du mußt wenigstens acht bis zwölf Tage hier seyn; Denn zween Tage bringst Du allerwenigstens in Selbach drüben zu. Die Selbert ladet Dich dringend ein. Sie kennt Dich schon von innen und aussen, so viel

hab ich ihr von Dir vorerzählt. Komm ja bald! Tausend Grüsse! Ganz Deine

Sophie B***

* * *

7.

Sophie an Madame Meyer.

Freydorf, den 27. April 1777.

Da komme ich schon wieder mit einem Brief an Dich, mein liebstes Julchen, angezogen. Ich würde mich deßwegen entschuldigen, wenn Du mich nicht immer versichertest, daß Du meine Schreibereyen gerne leseſt. Ich muß Dir dießmal eine Geschichte erzählen, von der mein ganzes Herz voll ist. Bisher glaubte ich immer, ich allein sey das unglückliche Geschöpf auf der Welt, dem kein Unglück eines andern Geschöpfes an Grösse und an Schwere gleich komme. Aber jezt seh ich ein, mit Mitleidsthränen seh ich ein, daß es noch unglücklichere Geschöpfe, als ich eins bin, gibt. Ach, meine Julie! Seit acht Tagen ist ein Mädchen hier in unserm Haus, das mich zu dieser Ueberzeugung brachte. Ich erzähle Dir die Geschichte dieses Mädchens auch darum, weil Du, wie ich hoffe, bald auf einen Besuch zu mir kommen, und sie dann noch hier antreffen wirst. Es würde Dich und die arme Marie in mehr als eine Verlegenheit setzen, wenn Du nichts von ihrem Schicksal wüsstest, sie vielleicht falsch beurtheiltest, und ihr durch diese oder jene Rede, die Dir entfahren könnte, einen neuen Stachel in ihr ohnedieß schon genug verwundetes Herz drücktest. Ich könnte Dich zwar auch mündlich

lich von ihrem Schicksal unterrichten; Aber, wenn sie merkte, daß wir heimlich zusammen sprächen, so könnt ihr das leicht einen kränkenden Argwohn einflössen, zu dem niemand mehr aufgelegt ist, als ein Unglücklicher. Der erste Blick, den du auf die Arme Marie wirfst, wird Dich sogleich ihren jetzigen Zustand, ihren Fall, und den Verlust dessen, was einem Mädchen das theuerste seyn muß, errathen lassen. Aber eben das könnte Dich verführen, sie für eine Verführte von der gemeinen Art zu halten, wie es anfangs beynahe mir gieng. Und das ist Marie wahrlich nicht. Doch zu ihrer Geschichte selbst!

Sie ist die Waise eines Landpredigers und eine Schwestertochter meines Vetters, des Amtmanns. Ihren Vater verlohr sie schon in ihrem siebenten Jahr, und lebte seitdem mit ihrer Mutter in einem mittelmässig grossen Landstädtchen. Ihre Mutter ist gerade das Gegentheil von ihrem Bruder, dem Amtmann. Er ist, wie Du weisst, das Phlegma, und in mancher Rücksicht auch die Güte selbst. Wenigstens ist er äusserst freygebig, und man dürfte eben nicht gar sehr verschmitzt seyn, um ihm die Hälfte seines Vermögens abzuschwätzen. Sie hingegen muß, nach aller Beschreibung, der lebhaftige Geitz, und also natürlich auch ein recht niederträchtiges Geschöpf und ein wahrer Plaggeist seyn, da es ewig wahr bleibt, was der Apostel sagt: Daß der Geitz eine Wurzel alles Uebels ist. Marie kann mir nicht genug beschreiben, was sie von Jugend auf bey ihrer Mutter ausgestanden, und zu welchen thörichten und niederträchtigen Streichen der Geitz diese verleitet hat. Ich will Dich aber mit Erzählung dieser Niederträchtigkeiten verschonen, weil ich weiß, daß Du Dich über solche Dinge bis zum Krankwerden ärgerst.

gerst. Genug, Marie wurde mehr wie eine Sklavinn, als wie eine Tochter behandelt, musste, da die Mutter, ob sie gleich reich ist, zu geitzig war, eine Magd zu halten, die niedrigsten und härtesten Arbeiten verrichten, Tag und Nacht für andre Leute ums Geld arbeiten, durfte den ganzen Tag über nicht eine Minute beym Fenster hinaus sehen, die ganze Woche durch nicht einmal zu einer Freundinn gehn, oder mit ihr sprechen, musste immer bis um Mitternacht aufbleiben, mit Tagesanbruch wieder aufstehen, und im Winter in dem kalten Zimmer fast erfrieren. Das ganze Jahr durch schöpfte sie zu keiner andern Zeit frische Luft, als Abends in der Dämmerung, wenn sie die zur Haushaltung nöthigen Dinge einkaufte, wo aber die Mutter die Minute, wann sie wiederkommen musste, ausrechnete, und an Sonn- und Feyertagen in der Predigt, die sie nie versäumen durfte; Denn die Mutter machte auch, wie die meisten geitzigen Weiber, die Bethschwester, und hoffte, den Himmel durch einige andächtige Grimassen und ihr täglich hergeplappertes Gebeth in ihr Interesse zu ziehen, und den Seegen über ihre Filzigkeit herabzubeten. Unter solchem Druck und täglichen Mißhandlungen lebte die arme Marie bis in ihr siebenzehentes Jahr, als eine neue Periode ihres Lebens anfieng. Es wohnte in der Nachbarschaft ein Landedelmann, der den Winter gewöhnlich in dem Städtchen in einem Hause, das er da besaß, und das man das Schlößchen nannte, zubrachte. Dieser Edelmann hatte eine starke Familie von sieben oder acht Kindern, und hielt diesen einen Informator, Namens Schröder Dieser Schröder war ein junger Theologe, ein Mensch, der, wie ihn mir Marie beschreibt, äusserst liebenswürdig, voll Feuer und Leben, und — wie ich aus allem schliesse — ein

san-

ſanguiniſcher, für jede Empfindung offener, und dabey ziemlich leichtſinniger Jüngling war. Der Pfarrer des Städtchens war ſchon etwas bey Jahren, und dabey äuſſerſt phlegmatiſch, faul, und nachläſſig in ſeinem Amt. Daher war ihm Schröder ſehr willkommen, da er ihn um die Erlaubniß bath, ihn zuweilen ſeine Kanzel beſteigen, und ſich im predigen üben zu laſſen. Schröder trat auf, und erhielt gleich das erſtemal allgemeinen Beyfall. Der Prediger war auf der Kanzel die Schläfrigkeit, und Schröder die Lebhaftigkeit und das Feuer ſelber. Jedermann ſprach mit Entzücken von dem neuen Prediger. Aber auf niemand hatte ſeine Predigt, und noch mehr ſeine Perſon einen tiefern Eindruck gemacht, als auf die arme Marie. Sie ward von dem Augenblick an ein ganz anders Weſen, wie ſie ſich in ihrer lebhaften, ſchwärmeriſchen Sprache ausdrückt. Tag und Nacht dachte ſie nur an Schrödern, und die ganze Woche über füllte kein anderer Gedanke und kein anderer Wunſch ihre Seele, als der: „Möchte Schröder doch am Sonntag wieder predigen!„ Er betratt auch nach vierzehn Tagen wieder die Kanzel, erhielt noch gröſſern und allgemeinen Beyfall; Sein Anblick ſetzte das ganz entzündbare Herz Mariens noch mehr in Flammen; Ihre Liebe ſtieg bis zur höchſten Höhe. Ihr Herz wollte faſt die Bruſt durchſchlagen, als die Mutter auch ein paarmal von ihm ſprach, und ſeine Predigt lobte. Bisher hatte ſie ſich ſchon über alles glücklich geſchätzt, wenn ſie ihn nur auf der Kanzel ſehen konnte; Aber jetzt gieng ihr Verlangen ſchon weiter; Sie ſehnte ſich nach einem Blick von ihm; Mit ſchmachtender Ungeduld ſah ſie nach ihm; Ach wenn er nur auch mich bemerkte! war ihr einziger Gedanke; Und nun blickte er zu ihr hinüber, und nun noch einigemal; Und ſie konnte kaum mehr

auf

auf ihrer Stelle sitzen bleiben. In der nächsten Predigt suchte nun sein Auge Marien auf, sobald er auf der Kanzel war; Hundertmal flog sein Blick, während der Predigt, zu ihr hinüber; Und so lang man sang, ruhte sein Auge, und die Seele drinn, ganz auf ihrem Gesicht. Sie bemerkte es, saß glühend da, und hatte kaum das Herz, die Augen zu ihm aufzuschlagen. Sie war nun völlig überzeugt, daß er nicht gleichgültig gegen sie sey. Sie hatte sich das noch vor vierzehn Tagen als das einzige und höchste Glück gewünscht; Aber jetzt strebte ihre Ungeduld und Sehnsucht schon wieder weiter. Sie wünschte nun, ihn zu sprechen, und aus seinem Munde von seiner Liebe überzeugt zu werden. Die ganze Woche über saß sie neben ihrer Mutter wie auf der Folter. Ihr Zimmer war ihr der traurigste Kerker, aus dem sie mit tausend stillen unterdrückten Seufzern sich Erlösung wünschte. So oft sie des Abends in der Dämmerung ausgehn musste, gieng sie bey dem Schlößchen vorbey, und ließ nachher ihre Mutter schelten, daß sie so lang ausgeblieben sey. Aber sie gieng immer umsonst an dem Schlößchen vorbey; Denn die Fenster des Wohnzimmers sahen nicht auf die Strasse, und giengen gegen die Stadtmauer hinaus. Doch war ihr einmals, als ob sie Schrödern in der Dämmerung vor sich her gehen sahe. Er wars auch würklich, gieng auf den Schloßhof zu, ohne sie zu sehen, und wollte eben hineingehen, als er sich noch unter der Thüre umdrehte, stehen blieb, den Hut abnahm, und sie laut, mit Nennung ihres Namens, grüsste. Sie sank fast zu Boden. Zitternd und mit glühenden Wangen kam sie heim, so daß es auch die Mutter merkte, und sie darüber zu Rede stellte. Sie sagte in der Angst, es habe sie ein wildes Pferd so erschreckt.

All ihr Tichten und Trachten gieng nun natürlich darauf, ihren geliebten Schröder einmal zu sprechen. Aber dazu war auch kaum ein Anschein von Hofnung da. Der einzige Ort, wo sie die ganze Woche über einmal, oder höchstens zuweilen zweymal hinkam, war das Haus einer andern Pfarrwittwe, die auch in dem Städtchen wohnte. Diese Frau war eben so geitzig, wie Mariens Mutter, ja vielleicht noch etwas geitziger. Die ganze Woche durch war sie des Abends nur Einmal zu Haus, nehmlich des Mittwochs, weil ihr Mann an einem Mittwoch Abend gestorben war. An den übrigen Tagen war sie vom Mittag bis in die Nacht bald in diesem, bald in jenem Haus, um Holz und Licht, und auch das Abendessen zu ersparen; Denn sie hatte zwar gewöhnlich drey Semmeln bey sich, für sich und ihre zwo Töchter, die im Nothfall für das Abendessen gelten musste: Aber gewöhnlich lud man da, wo sie war, sie und ihre Töchter zum Miteſſen ein, so daß sie ihre Semmel nirgends brauchte, als bey Mariens Mutter, wo sie gewöhnlich am Montag Abends auf Besuch war.

Zu dieser würdigen Frau gieng nun einst Marie wieder mit ihrer Mutter an einem Mittwoch Abend mit ihrer Arbeit. Aber wie erschrack sie, als sie die Stubenthüre öfnete, und Schröder da stand, mit Hut und Stock in der Hand, und im Begrif war, seinen Abschied zu nehmen! Sie ward in einem Augenblick blaß und roth, und ihr grösstes Glück war, daß man bey der düstern Lampe, die Sabine — eine von den Töchtern der Pfarrerinn — in der Hand hielt, ihr Gesicht nur halb erleuchtet sehen konnte. Schröder schien eben so betroffen, wie Marie; Er sprach allerley durch einander, und ob er gleich, als

Marie

Marie kam, schon halb Abschied genommen hatte, so blieb er doch noch eine halbe Stunde bey der Thüre stehen, und machte die beyden Pfarrerinnen ungeduldig genug, daß sie so lange von ihrer Arbeit abgehalten wurden. Endlich nahm er seinen letzten Abschied, nachdem er zehnmahl zu einem halbzerbrochenen Klavier hingegangen, drauf geklimpert, dann wieder bedaurt, daß es verstimmt sey, und allemal hinzugesetzt, wenn man ihm also erlaube, so wolle er künftige Mittewoche wieder kommen, und die Saiten stimmen. Ein Zusatz, den Marie mit tausend Freuden auffieng. — Sobald er fort war, erzählte die Pfarrwittwe, daß Schröder mit ihrem Sohn in Tübingen studiert habe, und noch mit ihm korrespondire. Da hab er nun einen Brief von ihm bekommen, und da sey Herr Schröder so gütig und höflich gewesen, sie davon zu benachrichtigen und anzufragen, ob sie vielleicht bey ihm ein Briefchen an ihren Sohn einschliessen wolle? Vielleicht, setzte sie hinzu, und sah dabey ihre Tochter Sabine an, hat der gütige Herr noch eine andere Absicht. Nun, wie [illegible] liebe Gott will. — Sie brach nun in Lobsprüchen auf Schrödern aus, in die Marieno Mutter nur mir halben Herzen einstimmte, weil es ihr gar nicht gefiel, daß Schröder auf Sabinen Absichten haben sollte.

Marie sah dabey auf ihre Arbeit hin, und hatte nicht das Herz aufzublicken, weil sie ihre Verwirrung zu verrathen fürchtete. Sie war froh, als nur ihre Mutter wieder heim gieng, weil man den ganzen Abend durch nur allein von ihrem geliebten Schröder sprach. Die Mutter war zu Haus sehr unmuthig, und konnte es gar nicht vergessen, daß Schröder um Sabinens willen

willen sollte gekommen seyn. Es wurden bey dieser Gelegenheit sehr lieblose Anmerkungen über die unschuldige Sabine vorgebracht. Marie hatte natürlich eine sehr unruhige und schlaflose Nacht. Bisher hatte sie sich immer geschmeichelt, daß sie Schröedern gar nicht gleichgültig sey. Nun kämpften in ihrer Seele Zweifel, Verdacht und Eifersucht, und tausend andre quälende Empfindungen, die Du Dir, mein bestes Julchen, besser denken kannst, als ich sie beschreiben kann. Mit ängstlicher Ungeduld sah sie der nächsten Mittwoche entgegen, da ihre Mutter wieder mit ihr zu der Predigerwittwe gieng. Das erste, was ihr bey dem Eintritt in das Zimmer in die Augen fiel, war Schröder, der, Sabinen zur Seite, am Klavier stand, sie eine Arie herklimpern hörte. Er gerieth sowohl in Verwirrung als sie, und dachte weiter nicht mehr ans Klavier. Er sprach viel mit Marien, und bezauberte das arme Mädchen nur noch mehr. Nach einer Stunde nahm er Abschied, und bedaurte sehr, daß er bey seiner Herrschaft so gebunden sey, und alle Abende mit sechs Uhr sich zum Spiel einfinden müsse; Doch bath er sich die Erlaubniß aus, öfter kommen und Sabinen auf dem Klavier das, was er wisse, lehren zu dürfen; Ein Zusatz, den Marie nicht gleichgültig anhören konnte. Die Pfarrwittwe war nun wieder voll von Schröders Lob, und Sabine erhub auch sein Klavierspielen mit der grössten Lebhaftigkeit. Mariens Mutter war bey ihrer Nachhausekunft noch ärgerlicher über Schröedern, als sie vor acht Tagen gewesen war. Hast dus gehört, sagte sie zu ihrer Tochter, daß er Sabinen das Klavierspielen lehren will, und wie die Mutter darüber frohlockte? Ich kann gar nicht begreifen, was er an dem dürren, bleichsüchtigen Geschöpf finden kann?

Und

Und die vierhundert Thaler, die sie einst bekommt, werden ihn doch auch nicht anlocken, da es ja noch zwanzig bessre Parthien gibt. Er muß ein Mensch ohne alle Ueberlegung seyn; Ich hätt ihm mehr Verstand zugetraut. Marie hätt ihn gern vertheidiget, wenn sie nicht gefürchtet hätte, sich zu verrathen. Sie glaubte freylich, aus einigen Aeusserungen schliessen zu dürfen, daß er auf sie ein Auge hätte; Aber Sabine, und sein Versprechen, sie im Klavierspielen zu unterrichten, machte ihr doch tausend Unruhe. — Am nächsten Sonntag predigte Schröder, und Marie merkte mehr als zwanzigmal, daß sein Blick dem ihrigen begegnete, oder ihn aufsuchte. Sie fasste nunmehro wieder neue Hofnung. Ihre Mutter sagte, als sie aus der Predigt heim kam: Das war wieder eine trefliche Predigt. Man kann den Schröder doch nicht bös seyn. Wenn er nur nicht so ein Narr mit der Sabine wäre! Ach Mama, sagte Marie; Vielleicht stellen Sie sichs auch nur so vor. Sie ward hiebey roth, und konnte nicht weiter reden. Mit zärtlicher und freudiger Ungeduld sah sie nun wieder der Mittewoche entgegen.

Fortsetzung, den 30sten April.

Hier mussste ich letzthin abbrechen, meine Theure, und konnte, weil wir eine Wäsche hatten, zween Tage lang gar nicht zum Schreiben kommen. Ich erschrack, da ich meinen Brief wieder hervorlangte, daß ich schon so viel geschrieben hatte, Du mussst mir diese Weitläuftigkeit verzeihen. Ich kann mir bey dem so veränderlichen und verdrießlichen Aprilwetter keinen bessern Zeitvertreib machen, als durch Schreiben. Ich überliefre Dir Mariens Geschichte fast mit eben denen Worten, womit sie mir sie erzählt hat, weil ich glaube, daß dieß sie am besten in Deinen Augen entschuldigen,

und

und Dir Mitleid mit ihrem Zustand einflössen wird. Ich nehme so viel Antheil an dem guten Mädchen, daß ich Tag und Nacht nichts anders denken kann, als sie; Du wirst gewiß eben solchen Antheil an ihr nehmen. Doch, ich fahre in Erzählung ihrer traurigen Geschichte fort.

Sie gieng an dem gewöhnlichen Tag wieder mit ihrer Mutter zu der Predjgerwittwe; Aber Schröder war nicht da. Das arme Mädchen war darüber äusserst unruhig, und ward es noch mehr, da ihre Sabine sagte, er sey gestern über zwo Stunden da gewesen, und habe ganz vortreflich auf dem Klavier gespielt. Auch Sabinens Mutter sprach entzückt von ihm und seiner letzten Predigt, und ließ sich mehrmals nur zu deutlich merken, wie viel ihre Tochter bey ihm gelte. Marie konnte kaum die Bewegungen, die in ihrer Seele vorgiengen, verbergen, und ihrer Mutter entwischten auch ein paarmal solche Anmerkungen, die ihr Mißvergnügen nur zu sehr verriethen. Auf dem Heimweg und zu Hause ließ sie gegen Marien ihren Unwillen erst ganz heraus, und schimpfte auf Schrödern, und noch mehr auf die Pfarrerin, die, wie sie sagte, den jungen Menschen in ihrem Haus einsetzte und verführte. Ich will, setzte sie hinzu, keinen Schritt mehr in das Haus thun. Dieser Zusatz war für Marien vollends ein Donnerschlag. Sie litte schon genug, daß Schröder dießmal nicht gekommen war, stellte die traurigsten Muthmassungen drüber an, fühlte alle Qualen der Eifersucht auf Sabinen; Und nun sollte sie ihn gar nicht mehr sehen. Tausend solche Gedanken quälten sie den Einen Tag wie den andern, und raubten ihr bey Nacht allen Schlaf.— Am nächsten Montag Abend gieng sie, wie gewöhnlich, bey dem Schlößchen vorbey; Und —

wie klopfte ihr Herz, als Schröder unter der Hofthüre stand! Wie klopfte es noch lauter, als er auf sie zugieng, und sie anredete! Er habe sehr bedauert, sagte er zu ihr, daß er lezthin nicht habe kommen können. Es sey Gesellschaft im Schloß gewesen, und da hab er zu seinem gröſsten Aerger da bleiben, und spielen müſsen. Sie werde doch ja übermorgen wieder kommen? — Sie zweifle, sagte Marie behend, wollte weiter reden; Da öfnete sich die Hofthüre, und sie lief schüchtern davon. Noch ganz auſser sich und zitternd kam sie heim. Die Mutter schalt ihr entgegen, wo sie sich so lang aufgehalten habe? In der ersten Verwirrung sagte sie: Herr Schröder hat mich aufgehalten. — Wie? Was? Schröder? rief die Mutter aus, und glühte vor Unwillen. — Ja, Mama! sagte Marie zitternd. Er läſst Ihnen sein Kompliment machen. Er hat lezthin nicht kommen können; Aber Uebermorgen kommt er. — Was geht mich und dich der Schröder an? sagte die Mutter, noch im Unwillen. Sag er das der Pfarrerinn und der Mamsel Sabine! Was hast du mit ihm zu reden? — Marie schwieg und gieng an ihre Arbeit. — Nach einiger Zeit fieng die Mutter, mit gelinderer Stimme, an, sich wieder nach Schrödern zu erkundigen. Sie that an ihre Tochter hundert Fragen, und ward ungewöhnlich freundlich, sagte auch schon wieder: Ich will sehen, ob er Uebermorgen wieder so viel mit Sabinen macht?

Marie konnte nun vor Freuden nicht schlafen, da sie es vorher vor Unruhe nicht gekonnt hatte. Sie hielt Schröders Gespräch mit ihr für einen sichern Beweis seiner Zuneigung gegen sie, und schloß auch aus den Aeuſserungen ihrer

Mut-

Mutter, daß ſie damit gewiß zufrieden ſey. Die herbeygeſeufzte Beſuchsſtunde bey der Pfarrerinn kam endlich. Ihre Mutter gieng dießmal früher als gewöhnlich. Da war noch kein Schröder. Neue Wolken von Unruhe ſtiegen nun in Mariens Seele auf. Endlich ſchellte man an der Glocke, und Schröder kam. Marie konnte ihre Freude kaum verbergen. Die Pfarrerinn grief ſich dießmal ungewöhnlich an, und wartete mit Wein auf. Schröder ſetzte ſich neben Marien. Dieß gab auf der Einen Seite freudige; und auf der andern ſcheele Geſichter. Er ſprach dießmal faſt allein mit Marien, und ſetzte ſich dadurch bey ihrer Mutter völlig in Gunſt. Da es ſieben Uhr ſchlug, um welche Zeit er ſonſt gewöhnlich nach Haus gieng, zog er ſeine Uhr heraus, und ſagte: Dießmal darf ich nicht in meinen Kerker. Meine Herrſchaft iſt verreiſt. Das war neue Freude für Marien. Um acht Uhr, da ſie mit ihrer Mutter gehen wollte, nahm auch Schröder ſeinen Hut und Stock, und erboth ſich, beyde nach Haus zu begleiten. Die Mutter nahm das Anerbiethen mit Freuden an. Sabine und ihre Mutter konnten ſich vor Unwillen kaum mehr halten, und brachen faſt in Grobheiten aus. Indeſſen gieng Mariens Mutter an Schröders Arm triumphirend fort. Marie ſelbſt glaubte im Himmel zu ſeyn, und konnte vor freudigem Entzücken kein Wort hervorbringen. Ihr Arm zitterte an Schröders Arm. Er ſtammelte auf dem Heimweg etwas von Vergnügen und dem Glück her, daß er ſo glücklich ſey, ſie heim zu begleiten; Er habe ſichs ſchon lang gewünſcht u. ſ. w. Die Mutter lobte ſeine Predigten, verkleinerte Sabinen, läſterte mit frommen Ton auf ihre Mutter, und ſo langte man vor ihrem Haus an. Schröder drückte Marien ihre Hand; Sie

erwiederte den Druck, und fiel vor Entzücken faſt in Ohnmacht. Er empfahl ſich der Mutter unter hundert Verbeugungen, und dieſe machte ihm hundert Komplimente und Dankſagungen für ſeine groſſe Mühe. Sie konnte nun ihren Lobserhebungen auf Schrödern gar keinen Einhalt thun, und blieb, der Kälte auf ihrem Zimmer ohngeachtet, eine halbe Stunde länger auf, als gewöhnlich, ließ ſich auch gegen Marien nicht undeutlich vermerken: Er wäre die erwünſchteſte Parthie für ſie, wenn er nur bald Ausſichten zu einer Pfarre hätte. Vielleicht, ſagte ſie, lebt unſer Pfarrer nicht mehr lang. Eine von den Urſachen, warum die Frau für Schrödern ſo ganz eingenommen war, mochte freylich der allgemeine Beyfall ſeyn, den er ſich durch ſeine Predigten erwarb. Die vornehmſte aber mochte wohl, nach allem, was Marie mir erzählte, die ſeyn, daß er ein ziemlich gutes Vermögen beſaß. Doch Marien war das Einerley. Genug, ihre Mutter war mit dem, für den ihre ganze Seele brannte, zufrieden, und ſie war vor Freuden auſſer ſich. Es war mir, ſagte ſie, das erſtemal ſeit den Tagen meiner Kindheit wieder ganz wohl, und ich glaubte, mehr im Himmel als auf der Welt zu ſeyn. — Sie hatte jetzt nur noch einen Kummer, daß ſie nehmlich ihren Schröder die ganze Woche durch nicht mehr als Einmal ſehen und Einmal ſprechen konnte. Seiner Liebe glaubte ſie nun wohl ziemlich gewiß zu ſeyn; Aber das war ihr jetzt nicht mehr genug. Sie ſehnte ſich nun auch darnach, das Geſtändniß davon aus ſeinem eignen Munde zu hören; Und dazu ſah ſie ſobald keine Hofnung vor ſich. Du weiſſt ſelbſt am beſten, beſte Julie, wie ungeduldig und ungenügſam die Liebe iſt. Marie ward durch ſie — damit ichs nur gleich mit dem rechten Namen nenne —

bis zur Unbesonnenheit getrieben, die so manches unerfahrne Mädchen ins Unglück stürzt, und auch bey ihr den Grund zu ihrem nachherigen Unglück legte. Statt zurückhaltend zu seyn, ward sie zuvorkommend; Statt sich aufsuchen zu lassen, suchte sie auf, gieng jeden Abend ein = auch zweymal bey dem Schlößchen vorbey, und da sie endlich ihren Schröder antraf und er sie anredete, da erklärte sie sich und ihre Liebe gegen ihn so deutlich, als kaum von ihm, dems doch als einer Mannsperson weit weniger hätte verargt werden können, zu erwarten gewesen wäre. Es gehörte die grösste Billigkeit und gänzliche Versetzung in ihre Lage, da sie ohne alle Erfahrung auferzogen worden war, dazu, um sie nicht eines völligen Mangels an weiblicher Delikatesse, ja wohl gar der Koketterie zu beschuldigen. Zum Glück gehörte Schröder nicht unter die Männer, die durch lange Erfahrungen die Schwachheiten unsers Geschlechts zur Befriedigung ihrer Lüste zu benutzen gelernt haben. Aber er war, welches in diesem Fall eben so schlimm war, und wie ich schon oben anführte, ein feuriger, sanguinischer Mensch, der mehr nach dem jedesmaligen Antrieb seines Herzens, als nach Grundsätzen handelte; Zwar kein Verführer, aber durch jeden Umstand selbst verführbar. Denk Dir nun, meine Liebe, einen solchen Menschen, und ein unerfahrnes, mit der Welt, und noch mehr mit dem andern Geschlecht gänzlich unbekanntes, frisch aufblühendes Mädchen, das bisher alle Lebhaftigkeit der Jugend in sich selbst verschliessen, und dadurch nur noch mehr nähren musste, ein Geschöpf, das alle ihre Empfindungen gerad heraussagt, und nirgends nichts Böses argwohnt, so kannst Du Dir die Gefahr vorstellen, in der unser Paar, bey seiner eben erst auflodernden

Liebe, ſchweben muſſte. Denk Dir noch hinzu, daß ſie ſich nur ſelten ſehen, noch ſeltener, und nur in verſtohlnen Augenblicken, ſprechen konnten! Hinderniſſe, die die Flamme in ihrem Buſen immer noch mehr anfachen muſſten. Ob Mariens Mutter gleich ſo ſehr mit Schrödern und ſeiner Zuneigung zu ihr zufrieden zu ſeyn ſchien, ſo wagte es doch das, in anderer Abſicht ſchüchterne Mädchen nicht, mit der Sprache gerad heraus zu gehen, zumal da ihre Mutter nie geſucht hatte, ſie in irgend einer Sache, und am allerwenigſten in Herzensangelegenheiten zu ihrer Vertrauten zu machen. — Sie traf ihn alſo, wie ich ſagte, einſt an einem Abend an, ſprach eine Viertelſtunde mit ihm, und that ihm, ohne viele Umſtände, und ohne viel vorhergegangene Veranlaſſung, ein völliges Geſtändniß ihrer Liebe, das ihn ſo entzückte, daß er ihr mit den feurigſten Küſſen dafür dankte. — Mit der ungeduldigſten Sehnſucht ſah ſie der nächſten Mittewoche entgegen; Aber wie erſchrack ſie, als die Pfarrwittwe ihrer Mutter ſagen ließ: Sie müſſte ſich ihren Beſuch heut verbitten, weil ſie anders wohin gebethen ſey. Die Mutter gerieth darüber faſt in Wuth; Denn ſie ſetzte als ganz gewis voraus, das ſey weiter nichts als ein leeres Vorgeben, und die Pfarrerinn wolle nur nicht, daß Schröder ihre Tochter ſehen ſoll. Sie betheuerte alſo, ſie wolle keinen Fuß mehr in ihr Haus ſetzen. Marie ward darüber noch mehr betroffen, und ſaß den ganzen Abend ſchweigend da, und hatte nur Mühe, ihre Thränen zu verbergen. Doch glimmte noch immer in ihrem Herzen ein Fünkchen von Hofnung. Wenn er zu der Pfarrerinn kommt, dachte ſie, und Niemand zu Haus antrift, ſo kommt er gewiß in mein Haus. Sie betrog ſich aber;

Schröder kam nicht, und sie dachte nicht daran, daß Niemand als sie selber daran Schuld sey; Denn sie hatte Schrödern ihre Mutter als das strengste, wunderlichste Weib abgeschildert, vor der man ja alles recht geheim halten müsste.

Zween Tage drauf traf sie am Abend ihren Geliebten wieder an, und da sagte er ihr, warum sie doch letzte Mittewoche mit ihrer Mutter nicht zu der Pfarrerinn gekommen sey? Er habe den ganzen Abend gewartet, und sey fast vor Ungeduld vergangen. Sie erzählte ihm die Niederträchtigkeit der Pfarrerinn, lief voller Unwillen heim, und erzählte ihrer Mutter Alles haarklein wieder. Anstatt dadurch etwas gut zu machen, machte sie nur übel ärger. Ihre Mutter schimpfte, tobte, und vermaß sich hoch und theuer, nicht mehr zu der Pfarrerinn zu gehen. Und das sag ich dir, setzte sie im Unwillen hinzu: daß du mir mit dem Schröder nichts mehr zu schaffen hast! Oder ich enterbe dich. Man hat nichts als Aerger und Verdruß davon.

Daß war der armen Marie ein Donnerschlag. So ungerecht es war, daß die Mutter den Zorn über die Pfarrerinn sie und ihren Schröder mit entgelten ließ, so hatte sie doch nicht das Herz, ein Wort dagegen zu sagen; Denn sie kannte ihre Mutter, daß man sie durch den kleinsten Widerspruch nur noch mehr aufbringe. Sie hatte nun das traurigste, betrübteste Leben. Ihre Mutter sah beständig stürmisch aus, und murrte jeden Tag vom Morgen bis in die Nacht unaufhörlich fort. Sie durfte es nicht wagen, ihren Schröder zu sprechen. Als er den nächsten Sonntag drauf predigte, und sich Marie in die Kirche ankleiden wollte, so riß ihr die

Mutter die Kleider aus der Hand und schrie: Was? du willst ihm schon wieder nachlaufen? Komm mir nur, und laß dichs gelüsten! Ich lasse dich wahrlich nicht mehr über meine Schwelle, du verbuhltes Thier!

Stell Dir nun, liebstes Julchen, den Zustand der armen Marie vor! Mit einem Herzen voll der glühendsten Liebe, ohne einen Schein von Hofnung, ihren Geliebten nur auf einen Augenblick zu sprechen, immer von dem Gedanken gefoltert: Jetzt sitzt er vielleicht bey Sabinen, hält mich für ungetreu, und fängt an, mich zu hassen, und endlich gar zu vergessen — saß sie ganze Tage lang bey ihrer Mutter, die — von gekränktem Ehrgeitz gefoltert — immer in sie hineinknurrte, und jeden Tag mürrischer und unausstehlicher wurde, weil ihr zwanzig dienstbare und verläumderische Weiber täglich Lästerungen von der Pfarrerinn zutrugen, die auch ganz erbittert war, und sagte: Mari habe ihrer Tochter durch Buhlerey S[illegible]röders Herz gestohlen, und was solcher Verläumdungen mehr waren, die Mariens ehrgeitzige Mutter immer mehr aufbrachten. Da saß nun das Mädchen, zehrte sich heimlich ab, und vergieng fast vor Gram. Endlich wachte die gekränkte Liebe mit aller Macht in ihrem Herzen auf, und empörte sich auf Einmal gegen alle Hindernisse. Sie zog sich an einem Abend, als ihre Mutter ausgegangen war, anschlich sich aus dem Haus, und lief gerade zu dem Schlößchen hin. Schröder sah eben aus einem Fenster, und sprang die Treppen herab, und kam unter das Hofthor. Marie sank ihm beynahe ohnmächtig in den Arm, und konnte einige Augenblicke nichts reden. Endlich fragte sie Schröder: Lieben sie mich noch? Sie betheuerte ihm

das,

das, und erzählte ihm alles was indessen vorgefallen war, und wie viel sie bey ihrer Mutter hab ausstehen müssen. Indem sie sich so darüber gegen einander beklagten, gieng Sabine mit ihrer Schwester an ihnen vorbey, und schlug ein lautes, unsinniges Gelächter auf. Herr Gott, nun bin ich verrathen! sagte Marie, und verließ ihren Schröder eilig und zitternd. Ihre Mutter war zwar noch nicht zu Haus, als sie heim kam; Aber sie konnte von Sabinens Eifersucht alles erwarten, und zitterte, daß ihre Mutter durch sie gewiß ihre Unterredung mit Schrödern erfahren werde. Das geschah auch. Den andern Tag sprach schon das ganze Städtchen davon, und am dritten Tag kam ein Weib, das vermuthlich heimlich von der Pfarrwittwe abgeschickt war, und erzählte Mariens Mutter, daß ihre Tochter Schrödern überallhin nachlaufe, und erst vorgestern in einer sehr vertrauten Stellung mit ihm sey gesehen worden. Die Mutter ward darüber wüthend, spie Gift und Galle, stellte Marien sobald die Schwätzerinn aus dem Hause war, zur Rede, schlug sie in das Gesicht, daß ihr das Blut aus Mund und Nase lief, und wollte sie mit Gewalt aus dem Hause stossen, ließ sich auch nicht eher erbitten, davon abzustehen, als bis ihr Marie auf den Knien gelobte, sie wolle kein Wort mehr mit Schrödern sprechen. — Das arme Mädchen war nun unglücklicher als jemals. Ihre Mutter schalt täglich in sie hinein, ihrem Geliebten hatte sie entsagt, und glühte doch so sehr für ihn. Sie welkte ab, fieng an zu kränkeln, und ihre Mutter schien sich darum gar nicht zu bekümmern, sprach auch nie mit ihr, als wenn sie zankte. So sehr kann Geitz und Ehrgeitz die Menschen zu Unmenschen herab erniedrigen. So vergiengen drey Wochen; Ein Tag war wie der

andre, als der Pfarrer des Städtchens unvermuthet an einem Steckfluß starb. Der Edelmann, bey dem Schröder war, hatte die Stelle, in Gemeinschaft mit seinem Bruder, der am Darmstädter Hof in Diensten stand, zu vergeben, und Jedermann im Städtchen sagte, Schröder werde die Pfarre bekommen. Auch wars der allgemeine Wunsch der Einwohner. Es stund keine acht Tage an, so ward Schröder auch ernannt, die Pfarrdienste indessen zu versehen. Nun fieng Mariens Mutter auf Einmal wieder an, freundlich zu werden, und mit ihr zu sprechen. Sie lobte Schrödern in ihrer Gegenwart gegen andre, sagte, er sey so glücklich, wenn er die Stelle bekomme, wen er dann wohl heyrathen werde? und dergl. Am nechsten Sonntag Morgen sagte sie von selbst zu Marien sie solle sich doch anziehen, um in die Kirche zu gehen, und erhub nachher seine Predigt bis zum Himmel. Sie ließ Marien des Abends wieder ausgehen, fragte sie ganz freundlich, ob sie Herrn Schrödern, oder, wie sie ihn jetzt immer nannte, den Herrn Pfarrvikarius, nicht gesprochen habe? bedaurte, daß sie nicht mehr zur Pfarrerinn kommen könne, und gieng endlich so weit, daß sie ihrer Tochter beynah mit ganz klaren Worten sagte: Sie soll ihn aufsuchen und ins Haus bringen. Marie ließ sich das nicht zweymal sagen; Sie lief zu dem Schlößchen hin, schellte, weil sie Schrödern nicht sah, herzhaft an der Glocke, ließ ihn herabkommen, erzählte ihm mit tausend Freuden die bey ihrer Mutter vorgegangene Aenderung, und brachte ihn noch denselben Abend mit sich in ihr Haus. Die Mutter war die Freude und Freundlichkeit selber, war unverschämt genug, Schrödern zu fragen, warum er doch sie und ihre Tochter nie besucht habe? und wartete mit allem auf, was

sie

sie im Haus hatte. Sie fieng sogleich an, ihn wegen der Pfarrstelle auszufragen, und wusste sich vor Freuden kaum zu fassen, als er sagte, daß er von seiner Herrschaft schon die völlige Zusicherung zu der Stelle habe, und daß gar nicht zu zweifeln sey, daß der Bruder seines Prinzipals ihm auch seine Stimme geben werde. Kaum konnte sie sich halten, daß sie ihm nicht ihre Tochter selber antrug, spielte immer auf Sabinen an, und wollte eben herausplatzen, als zum Unglück jemand kam, und Schröder bald darauf sich beurlaubte. Sie lud ihn dringend ein, Morgen ja wieder zu kommen, lobte ihn gegen ihre Tochter unaufhörlich, und gab ihr die allersüssesten Worte. Wer war nun glücklicher als Marie, die noch eine halbe Stunde ungestört mit ihm in der Hausthüre redete, und sich in seinen Armen ganz den Entzückungen der Freude überließ, und ihn selbst aufmunterte, sobald als möglich bey ihrer Mutter um sie anzuhalten. Er versprachs, und gieng voll Entzücken heim.

Den andern Tag kam er frühzeitig wieder, mit dem Vorsatz, bey Marieno Mutter seinen Antrag zu machen. Diese aber war so ungeduldig, daß sie ihm die Worte selbst in den Mund legte — und ihn, als er anfieng, nicht ausreden ließ. Sie sollen meine Tochter haben, sagte sie; Hier haben Sie meine Hand, Herr Schwiegersohn! Ich geb ihr 1000 Thaler mit. Sie haben ja auch 1000 Thaler eigenes Vermögen? — Schröder küsste erst seine Marie, eh er ihr antwortete, und gab ihr, da sie ihre Frage wiederholte, zur Antwort, daß er 1200 Thaler habe. Die Mutter war nun ausser sich vor Freuden, und unser Paar wars auch. Sie drang darauf, aus Furcht, die Sache möchte rück-

rückgängig werden, daß die Ehepakten gleich den folgenden Tag in Beysein eines Notarius sollten aufgezeichnet werden. Schröder ließ sich das sehr gern gefallen, und es geschah den Tag darauf. — Noch konnte Marie sich in das, was mit ihr vorgegangen war, kaum finden, kaum es glauben. Welche plötzliche Veränderung! Welch ein Uebergang von gänzlicher Trostlosigkeit bis zum höchsten Gipfel des Entzückens! Das liebevolle Paar musste voll Taumel, musste berauscht werden, und besonders Marie; Vorher durfte sie, in Gegenwart ihrer Mutter, kaum einen Blick auf eine Mannsperson werfen! ohne kränkenden Tadel zuhören; Und nun warf ihr die Mutter öfters selbst vor, sie begegne ihrem Liebhaber so zurückhaltend und kalt, und befeuerte dadurch die Leidenschaft des Mädchens nur noch mehr. — Um die 1000 Thaler zusammen zu bringen, die die Mutter ihre Tochter zur Mitgift versprochen hatte, beschloß sie, eine Reise von etlichen Tagen aufs Land und in die Gegend zu machen, wo ihr Mann Pfarrer gewesen war. Sie hatte nehmlich da an die benachbarten armen Prediger und Bauren bald grössere, bald kleinere Summen Gelds gegen ziemlich hohe Zinsen ausgeliehen, und wollte nun dieses Geld einkassiren. Als sie von ihrer Tochter und von Schrödern Abschied nahm, da sagte Schröder: Wir wollen uns schon so aufführen, Frau Mama, daß wir Lob verdienen. — Ey! versezte diese: Meinetwegen könnt ihr mit einander machen was ihr wollt; Ihr seyd ja ein Paar. — Indem Schröder über diese freye Art zu reden schalkhaft bey sie lächelte, traf sein Auge auf Mariens Auge. Sie schlugs plötzlich nieder, und ward feuerroth. Beyde

mochten dunkel etwas bey ſich denken, ohne ſich ſelbſt Rechenſchaft geben zu können, was? —

Nun war unſer Paar, nach ſo langem Zwang, nach ſo vielen überſtandnen Hinderniſſen, allein, ohne Zeugen, ganz ſich ſelbſt und ſeiner Leidenſchaft überlaſſen. Schröder kam, weil ſeine Herrſchaft gerade auf Beſuch bey einem benachbarten Grafen war, gleich früh Morgens in Mariens Haus, und blieb bis in die ſpäte Nacht da. Eine Seeligkeit, von der das liebetrunkne Paar ſich noch vor ein paar Wochen nichts hätte träumen laſſen. Aber ach, Julchen, eine Seeligkeit von kurzer, kurzer Dauer; Ach Gott, eine Seeligkeit, die für ihr Herz zu ſtark war, von der ſie ſich einſchläfern, betäuben, und hinabſtürzen lieſſen in die unabſehlichſten Tiefen von Elend. Julie, mir ſchaudert noch, ich zerflieſſe noch in Thränen, wenn ich an den Augenblick denke, da Marie nun auf dieſen Punkt kam; Da ihre Rede auf Einmal ſtockte, und ſie einem Menſchen glich, der zwiſchen Blumen wandelt, und auf Einmal auf ein Grabmal ſtöſſt, und bebend ſtille ſteht. — Sie wurde blaß, blickte nieder auf ihren Schooß, ſchlug die Hände jammernd zuſammen, und ſank endlich halb ohnmächtig an meinen Buſen, um da ihr Geſicht zu verbergen. — Marie! ſagte ich; Ich bedaure ſie. Erſparen ſie ſich das Geſtändniß! Ich errath es; Jugend, Leidenſchaft, Gelegenheit — Und feſte Ueberzeugung, fiel ſie mir in die Rede, bald getraut zu ſeyn, ach, und das Wort, das meine Mutter noch beym Abſchied ſagte...! O Sophie, groſſern Jammer giebt es auf der Welt nicht, als den ſolch ein Fehltritt bringt. Wie ruhig war ich nicht, ſo lang ich meiner Pflicht getreu war! Aber nun, nach dieſer traurigen Verirrung... Ach, ſie ſehen ſelbſt,

wie

wie ich so elend bin. Wüsſten ſie die Leiden alle, die ich ſeit jener Stunde, da meine Unſchuld ſtarb, ſchon ausgeſtanden habe, es wäre ihnen unbegreiflich, daß ich noch lebe, ſo wie es mir ſelbſt unbegreiflich und oft ganz unglaublich iſt. O Sophie, man ſieht erſt ein, welch ein Schatz Unſchuld und Reinigkeit des Herzens iſt, wenn man dieſes Kleinod verlohren hat. Ach ich bitte, ich beſchwöre ſie, entziehen ſie mir ihre Achtung, ihre Liebe nicht, Sophie! Ich wich von der Bahn der Tugend ab; Aber ich verdiene Mitleid. Kein Menſch auf der Welt verdient mehr Mitleid, als ein Mädchen in meinem Zuſtand. — Ja wohl, meine Julie verdient ein ſolches Geſchöpf vor hundert andern Mitleid, und beſonders ein Mädchen, wie Marie. Denn überleg einmal, meine Liebe, ihre ganze Lage, die ich Dir bisher beſchrieben habe! Ueberleg ihre Unerfahrenheit bey dem Feuer ihrer Liebe! Ueberleg Schröders Heftigkeit, die Hofnung, die vor beyden ſchwebte, die gleichſam aufreizende Mutter, und die einladende Gelegenheit; So begieng Marie freylich immer noch einen groſſen Fehler, aber doch einen Fehler, der vor hundert andern dieſer Art mitleidiges Schonen und entſchuldigende Nachſicht verdient. Hätte ihre Mutter ſie nicht ſtrenger als eine Nonne auferzogen, hätte ſie ihr Kind frühzeitig in ernſthaften, vertraulichmütterlichen Unterredungen mit einer Leidenſchaft, für die Mariens Herz ſo ganz geſchaffen war, und die ohne Leitung ſolche traurige Folgen nach ſich ziehen kann, und mit dem andern Geſchlecht bekannt gemacht, ſo wäre Marie wahrſcheinlich nicht ſo tief gefallen. Aber wie ſo ſelten ſind die Mütter, die in dieſen wichtigſten Angelegenheiten die Vertraute ihrer Töchter ſind! Man vermeidet ſorgfältig jedes Geſpräch, daß

nur

nur von fern auf den Punkt von der Liebe führen könnte, und erhält die Töchter mit allem Fleiß in der Unbekanntheit mit einem Lande, das doch beynah jedes Mädchen, wenigstens Einmal in ihrem Leben, früh oder spät, durchwandert. Was Wunder demnach, wenn so viele Unglückliche in dieser, ihnen unbekannten Gegend sich verirren. Dank seys meiner rechtschaffnen Mutter, daß sie frühzeitig mich in ernsten feyerlichen Stunden mit der Liebe bekannt machte, und mir alle die Gefahren schilderte, die einem Unerfahrnen dabey aufstossen!

Doch ich bin da, ich weiß selbst nicht, wie? ins Moralisiren, oder wie Du's nennen willst, hineingekommen, und muß wieder einlenken, um endlich einmal die traurige Geschichte **Mariens** zu endigen, nach deren Schluß Du Dich vielleicht schon zu lang gesehnt hast.

Mariens Mutter kam wieder zurück voll Vergnügen, weil sie brav Geld mit sich brachte. Die Anstalten, die sie jetzt zur Aussteuer machte, liessen sie die Veränderung, die in dem Gemüth ihrer Tochter vorgegangen war, und die sich oft auch in dem Gesicht und in ihrem ganzen Betragen ausdrückte, nicht bemerken. Desto mehr litt das unglückliche Mädchen in der Stille. Ihr Herz schlug, und ihr Gesicht färbte sich mit Schamröthe, so oft Schröders Auge dem ihrigen begegnete. Trübe Schwermuth bemächtigte sich ihrer, so oft sie mit ihm allein war. Er, der leichtsinniger dachte als sie, tröstete sie immer damit, daß er ja nächstens das Amt bekomme, und sie heyrathete, und daß dadurch ihr Fehltritt, wenn er ja Folgen haben sollte, zugedeckt werde. Aber das war leerer Trost, der ein verwundetes

Ge-

Gemüth, das seine Pflichten verletzt hat, nie ganz heilen kann.

Nach und nach ward er, so leichtsinnig er sonst war, doch auch ein wenig unruhig; Denn die Entscheidungsantwort von dem Bruder seines Prinzipals, die schon so lang hätte eintreffen können, blieb von einem Posttag zum andern immer aus. Ja, es kam ihm auch vor, als ob seine Herrschaft in Gesinnungen und im Betragen gegen ihn sich völlig zu verändern anfange. Der Baron und seine Frau sahen oft verdrüßlich aus, schnurrten ihn an, und brachten ihn dadurch auf allerley Verdacht. Dieser wuchs noch mehr, als ein Getrötsch im Städchen herum ziemlich laut zu werden anfieng, daß es noch zweifelhaft sey, ob Schröder die Pfarrstelle bekomme, indem der Sohn der Pfarrwittwe, Sabinens Bruder, grosse Hofnung darauf habe. Endlich entdeckte ihm auch der Kammerdiener, der viel auf ihn hielt, die Herrschaft sey entsetzlich gegen ihn aufgebracht, weil er sich einmal in dem Haus der Pfarrwittwe einige freye Urtheile über die Herrschaft hab entfahren lassen, die die Frau wieder in das Schloß getragen habe. Schröder war bey Anhörung dieser Nachricht ausser sich. Er fluchte auf die Pfarrerin, wollte im ersten Anfall von Wuth zu ihr ins Haus laufen, und sie zur Rede stellen. Aber was wollt er damit ausrichten? Es war nur zu wahr, daß er die Unbesonnenheit begangen, und sich über seine Herrschaft lustig gemacht hatte. Um doch aber seinen Zorn ein wenig Luft zu machen, schrieb er einen äusserst heftigen Brief an den Sohn der Pfarrerinn, und warf ihm darinnen vor, daß er alle Pflichten der Freundschaft übertrette, indem er ihm das Amt wegzunehmen suche. Auch war er unbesonnen genug, den nächsten

sten Sonntag drauf über die Verläumdung zu predigen, und da die Pfarrerinn so deutlich zu schildern, daß jedermann mit Fingern auf sie wies, und sie natürlich noch mehr gegen ihn aufgebracht wurde.

Mariens Mutter hörte nun auch etwas von den Absichten der Pfarrerinn, und ward äusserst unruhig darüber, und so murrisch, daß die arme Marie, die schon unglücklich genug war, ausserordentlich viel litt, und nun ganz schwermüthig wurde. Nach sechs Wochen kam endlich Antwort von dem Baron in Darmstadt, und er gab seine Stimme dem Sohn der Pfarrerinn. Schröders Prinzipal eröfnete ihm das, und sagte ihm nach vielen Umschweifen: Er dürfe seinen Bruder nicht vor den Kopf stossen, und müsse also schon auch seine Stimme dem Sohn der Pfarrerinn geben. Er wolle für ihn schon auf eine andere Art sorgen. Die Würkung, die diese Antwort auf Schrödern thun musste, kannst Du Dir, meine Beste, selbst besser vorstellen, als ich sie Dir beschreiben könnte. Die Nachricht verbreitete sich schnell im Städchen, und kam auch vor Mariens und ihrer Mutter Ohren. Die erstere fiel in Ohnmacht, und die letztere wüthete und stürmte mit den bittersten Vorwürfen auf ihre unglückliche Tochter ein, sobald sie wieder zu sich selber kam. Diese unterlag der Last ihres Kummers, und ward krank. Schröder wagte sich zween Tage nicht unter die Augen von Mariens Mutter. Endlich kam er, musste fast die bittersten Vorwürfe, und dann noch die Nachricht anhören, seine Geliebte sey krank. Er stürzte sich ins Zimmer hinein, und warf sich vor Mariens Bette nieder. Kaum war er mit ihr allein, so entdeckte er ihr seinen Vorsatz, seines Prinzipals

Haus zu verlassen, und seyn Glück anderswo zu suchen. Aber sie bath ihn mit Thränen und mit aufgehobenen Händen, sie doch jetzt in ihrem traurigen Zustande nicht zu verlassen! und ließ nicht eher nach zu bitten, als bis er endlich einwilligte, und zu bleiben versprach. Sie genas endlich wieder, aber nur zu ihrer Qual; Denn der Tod wär ihr jetzt wahre Wohlthat gewesen. Ihre Mutter schalt und murrte den ganzen Tag in sie hinein. Schrödern begegnete sie nicht nur mit dem grössten Kaltsinn, sondern auch mit Grobheit, und ließ sich nur gar zu deutlich merken, daß sie nur wünschte, seine mit ihrer Tochter eingegangene Verbindung wieder aufheben zu können. Marie litt darunter unaussprechlich viel. Schröder kam jetzt nur selten in ihr Haus, und schien von Tag zu Tag kaltsinniger gegen sie zu werden. Welch eine fürchterliche Entdeckung für ihr Herz, das so voll Liebe war, wie das ihrige, das ihm so viel, das ihm Unschuld, und mit dieser alle Ruhe aufgeopfert hatte! Und doch war das nur der kleinste und leichteste Theil von ihrer Qual. Es war ihr noch grösseres Leiden zubereitet. Ihre traurige und schröckliche Vermuthung, sie möchte schwanger seyn, ward immer wahrscheinlicher, und zuletzt gar Gewißheit. Ich fühle es, daß ich nicht im Stande bin, Dir, meine Julie die fürchterliche Lage, in der jetzt Marie sich befand, zu schildern. Lange kämpfte sie mit sich selbst, und konnte sich nicht dazu entschliessen, ihrem Schröder, der immer seltner kam, und immer kaltsinniger wurde, das Bekänntniß davon abzulegen. Endlich wusste sie doch keinen andern Ausweg mehr. Sie schrieb also einen Brief an Schrödern, worinnen sie ihm das schröcklichste Geheimniß entdeckte, und ihn um seinen Rath bath. Sie gieng drauf selbst

am Abend vor das Schlößchen, ließ Schrödern herabkommen, und übergab ihm bebend den Brief. Mit der ängstlichsten Ungeduld sah sie nun den Augenblick entgegen, da er zu ihr kommen würde. Er kam aber zween Tage nicht, und am dritten Tag am Abend kam ein Bedienter aus dem Schloß, und brachte ihr einen Brief von Schrödern, den sie mich hat lesen lassen. Der ganze Brief zeugte mehr von wilder Heftigkeit, die an Verzweiflung gränzte, als von Liebe, und sein Hauptinnhalt war dieser: Er sehe wohl, daß er zum Unglück gebohren sey. Schimpf und Schande warte nun auf ihn, und er sehe kein andres Mittel vor sich, als sich aus dem Staube zu machen, und sein Glück in der weiten Welt zu suchen. Er bedaure sie, und wiss' ihr keinen Rath zu geben, da er sich selbst nicht zu rathen wisse. Marie hatte diesen Brief kaum zu Ende gelesen, so sank sie aufs Bette in ihrer Kammer, wo sie sich eingeschlossen hatte, um von ihrer Mutter nicht bemerkt zu werden. Nach dem Erwachen aus einer langen Ohnmacht fühlte sie sich so matt, daß sie kaum vom Bett aufstehen, und sich in die Stube schleppen konnte. Die ganze Nacht brachte sie in Thränen schwimmend zu, und rang beynahe mit der Verzweiflung. Den andern Morgen war sie so entkräftet und krank, daß sie im Bette bleiben musste. Ihre Mutter schalt gewaltig auf sie, daß sie immer krank sey, und so viel versäumte. Das kommt alles, sagte sie, von dem verfluchten Schröder her. Marie bebte zurück, als sie dieses hörte; Denn sie fürchtete, ihre Mutter habe das alles schon errathen.

Den nächsten Tag zwang sich Marie, wieder auf zu seyn, ob sie gleich noch äusserst matt und

krank war, um nur ihrer Mutter allen Verdacht zu benehmen. Am Nachmittag gieng die Mutter aus, und ließ ihre Tochter allein. Das arme Mädchen überlegte nun ihr ganzes fürchterliches Schicksal. Sie sah nichts als Schrecken und Verzweiflung vor sich, und konnte sich voraus sagen, daß ihre Mutter sie aufs allergrausamste mißhandeln, wo nicht gar aus dem Hause stossen werde, wenn sie ihr Unglück erfahre; Und lang konnte sie es nicht mehr vor ihr verbergen. Sie dachte also bald an Flucht, bald an noch fürchterliche Dinge, und war in der trostlosesten Fassung, als eben die Mutter die Treppe herauf kam, und mit einer Miene, die die grimmigste Wuth ankündigte, ins Zimmer hereinstürmte. Sie habe gehört, Schröder habe sich gestern, ohne von seiner Herrschaft Abschied zu nehmen, aus dem Staub gemacht, und die Ursache davon sey, wie man allgemein vermuthe, Mariens Schwangerschaft. — Weisst du, daß dein Kerl, der Schröder, fort ist? rief die Mutter aus, indem sie wüthend auf Marien losgieng. Bebend und halb ohnmächtig sagte diese: Nein, sie wisse nichts. Bekenn! rief die Mutter, indem sie Marien bey der Brust fest packte: Ist es wahr, daß du schwanger von ihm bist? — Um Gottes willen, Mutter! rief Marie, und fiel vor ihr auf die Knie nieder. Ach, Verzeihung und Erbarmen! — Also ist es wahr, du Hure? rief die Mutter mit entsetzlichem Gebrüll aus, stieß sie mit den Füssen von sich, daß sie der Länge nach auf der Erde lag, riß sie wieder bey den Haaren in die Höhe, schlug sie mit geballter Faust in das Gesicht, daß das Blut aus Mund und Nase schoß, und gieng mehr wie eine Barbarinn, als wie eine Mutter mit ihr um. Endlich sagte sie ihr, sie solle augenblicklich aus dem Hause, und

ihr ja in ihrem Leben nicht mehr unter die Augen kommen! Marie mochte schluchzen, weinen, flehen, sie um Gottes willen um Mitleiden und Erbarmen anrufen, es half alles nichts; Sie musste, so blutrünstig, matt und elend sie war, aus dem Hause, und die unmenschliche Mutter schlug, unter den gräulichsten Flüchen und Verwünschungen die Thüre hinter ihr zu. — Die arme Marie schwankte zu einer armen Frau, die in der Nachbarschaft wohnte, und bath sie um Gottes willen, sie in ihr Haus aufzunehmen, welches die Frau auch that, und herzliches Mitleiden mit ihr bezeugte. Sie wusch und reinigte sie von ihrem Blut, gab ihr einige stärkende Mittel, und legte sie in ihr eigenes und einziges Bette. Den folgenden Tag, da sich Marie wieder etwas von ihrer Ermattung erholt hatte, bath sie die arme Frau, zu ihrer Mutter zu gehen, und sie auf das allerflehentlichste um Mitleiden und Verzeihung zu bitten, und um die Erlaubniß anzuhalten, wieder heim kommen zu dürfen! Aber die Frau ward mit Fluchen und Schelten empfangen, und mit dem Bedeuten fortgeschickt: Marie sey ihr Kind nicht mehr; Sie wolle in ihrem Leben nichts mehr von ihr hören, und sie solle nur machen, daß sie bald aus dem Städtchen komme, wenn sie nicht mit Schimpf und Schande draus gejagt werden wolle. —

Marie ward auf diese Antwort noch trostloser, als sie schon war. Sie bewegte den Tag drauf die arme Frau nochmals, zu ihrer Mutter zu gehen, und ihr Bitten zu erneuern; Aber alles, was die Frau erlangen konnte, war, daß ihr die Mutter etlich alte Kleidungsstücke, ein paar alte Hemder und einen halben Thaler für Marien mitgab, mit dem Zusatz, damit könne

sie ihrem Schröder nachziehen, und soll sie jetzt ungeschoren lassen! — Marie beschloß nun, so matt und kraftlos sie auch war, das Städtchen zu verlassen, und der armen guten Frau nicht länger zur Last zu liegen. Es fiel ihr doch, mitten in ihrer Trostlosigkeit ein, daß auf einem Dorf, drey Stunden von dem Städtchen, ein Amtmann sey, der ein Verwandter von ihren seeligen Vater, und ein Bruder von meinem Vetter, dem Amtmann ist. Zu diesem beschloß sie, ihre Zuflucht zu nehmen, und ihn um seine Hülfe anzuflehen. Morgens, mit Tages Anbruch, gieng sie, in Gesellschaft der armen Frau, aus dem Städtchen, und kam, weil sie ihrer Kraftlosigkeit wegen nur sehr langsam fortkommen konnte, gegen Mittag vor dem Haus des Amtmanns an, und bath ihn, nach einer kurzen aufrichtigen Erzählung ihres ganzen unglücklichen Zustandes, um seine Hülfe. Der Amtmann ist, aller Erzählung nach, einer von denen Menschen, die ein weiches, leicht zu rührendes Herz haben, ohne dabey genug Kraft und Muth und Entschlossenheit zu besitzen, sich des Nothleidenden ganz thätig anzunehmen; die es gerne sehn, wenn einem Unglücklichen geholfen wird, aber die mit Hülfsleistungen verbundene Beschwerlichkeit und Aufopferung gern auf andere wälzen. Und schalt also auf Mariens Mutter und ihre Grausamkeit. Es soll ihnen geholfen werden, Baase! sagte er. Lassen sie nur mich machen! Ich will schon dafür besorgt seyn. Es soll alles gehen u. s. w. Er stellte drauf Marien seiner Frau als seine Baase und ein unglückliches Geschöpf vor. Die Frau empfieng sie ziemlich kaltsinnig, und ließ gleich in ihr erstes Kompliment die Besorgniß mit einfliessen, wie sie ihren Gast recht bewirthen, und bey der Menge ihrer Kinder werde unterbringen kön-

können? — Man setzte sich bald darauf zu Tische. Der Amtmann und seine Frau, sieben Kinder, zwo Mägde und Marie saßen um den Tisch herum. Der Platz war eng, und die Amtmänninn klagte das ganze Essen durch darüber, ließ auch mit einfliessen, wo sie wohl ein Bette für die Baase hernehmen wolle? Der Amtmann fragte Marien auf eine kränkende Weise um alle Umstände ihres Unglücks aus, bedauerte sie unaufhörlich, und setzte allemal hinzu: Es soll ihnen schon geholfen werden, Baase! Nach Tisch hatte er in dem Nebenzimmer eine lange Unterredung mit seiner Frau, und kam sichtbar ängstlicher zurück, und sagte Marien wieder: Man müsse auf Mittel denken, wie man ihr helfen, und sie irgendwo auf eine gute Art unterbringen könne. — Den andern Morgen kam er zu ihr aufs Zimmer, wo sie neben vier Kindern in einem elenden Bette geschlafen hatte, entschuldigte sich, daß er sie nicht besser habe beherbergen können; Sie sehe den Haufen seiner Kinder und die Enge seines Hauses; Es sey ihm bange wegen ihrer Niederkunft, weil sie in seinem Hause keinen Platz haben würde; Daher hab er diese Nacht auf Mittel gedacht, ihr zu helfen; Und da sey ihm endlich eines beygefallen. Sein Bruder, der Amtmann in Freydorf, sey ein begüterter Mann, hab ein schönes Einkommen, und wenige Kinder. Der werde sie gewiß mit Freuden aufnehmen. Er wolle sie, wenn sies zufrieden sey, in einem Wagen dahin bringen lassen, und ihr einen Brief an seinen Bruder mitgeben. Marie, die ihr Unglück schon beynahe stumpf und unempfindlich gemacht hatte, ließ sich alles gefallen, und nahm seinen Vorschlag an. Ihre Abreise ward gleich auf den folgenden Tag festgesetzt.

Die Amtmänninn ward nun erſt recht freundlich gegen Marien, da ſie ihrer los zu werden hofte; Sie bezeigte ihr ihr Mitleiden, ſchimpfte auf ihre Mutter, und gab ihr tauſend gute Rathſchläge auf ihre Niederkunft. Der Amtmann ſchrieb den ganzen Nachmittag an einem Brief an ſeinen Bruder, und gab ihn Marien mit den Worten: Da ſteht alles drinnen. Meinem Bruder wird das Herz im Leibe brechen, wenn ers lieſt. Der Brief hat mich Mühe genug gekoſtet; Aber man muß helfen, wo man kann. Ich leiſte gern jedermann meine Dienſte; Mich ſoll gewiß kein Menſch umſonſt um Hülfe anſprechen. So pralte er noch lange fort, als ob er Marien alles aufgeopfert hätte.

Den Morgen drauf ward der Wagen angeſpannt, und Marie fuhr fort. Der Amtmann begleitete ſie zu Pferde bis auf das nächſte Dorf, gab ihr darnach ein paar Thaler, und nahm von ihr Abſchied. Weil es von dort aus bis hieher über acht Meilen Wegs iſt, ſo konnte ſie die Reiſe in einen Tag nicht vollenden, und blieb auf einem Dorf, vier Meilen von hier, über Nacht. Die Wirthinn, ein geſchwätziges und neugieriges Weib, gab ſich alle Mühe, ihr ihre Geſchäfte abzulocken. Sie erzählte ihr alſo allerley, und unter andern: Es habe ſich vor zween Tagen, gleich vor dem Dorf drauſſen, eine traurige Begebenheit zugetragen. Zwey Herren Geiſtliche, die ſonſt gute Freunde geweſen, ſeyen einander von ohngefähr auf der Landſtraſſe begegnet, und weil ſie vermuthlich mit einander Verdrüßlichkeiten gehabt, ſeyen ſie vom Pferd geſtiegen, haben die Degen gezogen, und der eine habe den andern auf den Tod verwundet. Der Verwundete lieg in dem untern Wirthshaus im Dorf, der andre

aber

aber ſey davon geritten. So widerſinnig und ungereimt dieſe Erzählung auch war, ſo fiel ſie doch Marien auf. Einige Umſtände der Erzählung lieſſen ſie etwas trauriges, daß ſie ſelbſt mit angienge, ahnden und vermuthen. Sie fragte alſo weiter, wo denn die Geiſtlichen her geweſen ſeyen? Der Verwundete, ſagte die Wirthinn, ſey ein Pfarrer von Schleeſtädt; Von dem andern wiſſe ſie weiter nichts. Dieß war für Marien ſchon genug. Schleeſtädt war das Städtchen wo ſie zu Haus war. Sie flog alſo in das andere Wirthshaus, und auf das Zimmer des Verwundeten. Da lag der Sohn der Pfarrwittwe, Sabinens Bruder, mit verbundenem Arm, auf einem elenden Bette, beym Schein einer düſtern Lampe. Er erkannte Marien ſogleich, wollte ſich aufrichten, war aber zu ſchwach dazu, und reichte ihr ſeinen linken Arm dar. Sie ſetzte ſich neben ihn ans Bette hin, fragte ihn nach den Umſtänden ſeiner Verwundung, und erhielt von ihm folgenden Bericht: Auf die Nachricht von ſeiner Mutter, daß er Pfarrer in Schleeſtädt geworden ſey, wozu er, ſeiner Betheurung nach, nicht das geringſte beygetragen hatte, hab er ſich ſogleich von Tübingen weggemacht, ſey anfangs auf dem Poſtwagen gefahren, hab aber, weil es ihm zu langſam gieng, ein Pferd genommen, um deſto früher nach Schleeſtädt zu kommen. Als er nun vor zween Tage auf das Dorf, wo er jetzt lag, zugeritten ſey, hab er von ferne einen reuten ſehen, und ihn ſogleich für Schrödern erkannt, den er noch für ſeinen beſten Freund gehalten. Er ſey alſo auf ihn zugeritten; Schröder ſey ſogleich vom Pferd geſprungen, und er auch, in der Abſicht, ihn zu umarmen. Aber wie ſey er erſtaunt, als Schröder ihn einen niederträchtigen und treuloſen Freund genannt, den

Degen gezogen, und ihm zugerufen habe, seinen auch zu ziehen, und sich zu vertheidigen! Anfangs hab er es für Scherz gehalten, als er aber wahrgenommen, daß es Ernst sey, und er sich umsonst bemüht habe, ihn zu besänftigen, so hab er endlich auch seinen Degen gezogen, um sich gegen Schröders Eindringen in Sicherheit zu setzen. Er habe Schrödern immer noch zugerufen, er möchte sich doch besinnen, und ihm erst sagen, was er gegen ihm habe? Dieser aber hab auf nichts geachtet, und ihm endlich in seiner Wuth erst eine Wunde in den Arm und dann noch eine in den Unterleib gestossen. Drauf hab er ihn liegen lassen, sich aufs Pferd gesetzt, und ihm jemand aus dem Dorf zu Hülfe geschickt, und drauf hab er sich aus dem Staub gemacht. Marie möchte ihm doch jetzt sagen, ob sie die Ursache, warum Schröder auf ihn so erbittert sey, nicht wisse? — Die arme Marie saß auf ihren Stuhl blaß und zitternd da, und ward endlich ohnmächtig. Erst nach einiger Zeit kam sie wieder zu sich selbst, und konnte die nöthige Erläuterung geben. Zugleich fragte sie den Verwundeten, ob er nun von Schrödern weiter nichts wisse? Er habe sich auf einem benachbarten Dorfe von den Preussen anwerben lassen, war die Antwort. — Das unglückliche Mädchen blieb die ganze Nacht bey dem Verwundeten, um, den es ziemlich gefährlich aussah, und wollte auch den andern Tag noch zu seiner Verpflegung da bleiben. Aber der Knecht des Amtmanns wollte nicht länger warten, und sagte, wenn sie bleiben wolle, so fahre er wieder auf sein Dorf zurück. Sie musste also schon nachgeben, und fuhr mit ihm nach Freydorf. Es war eben Sonntag Nachmittag, und wir sassen zusammen und tranken Koffee, als die Unglückliche in einer

alten

alten halbzerbrochnen Chaiſe ankam. Keines von uns kannte ſie, bis ſie dem Amtmann den Namen ihres Vaters nannte, und ihm den Brief von ſeinem Bruder übergab. Ihr blaſſes Geſicht, der Kummer, der ſo laut aus ihrem niedergeſchlagnem Auge ſprach, das mich ein paarmal aufſuchte, und ihre ganze Miene nahm mich ſogleich für ſie ein. Die Amtinänninn maß ſie mit ihren Augen, und die Kinder giengen etlichemal betrachtend um ſie herum, und kamen dann zu mir, und fragten mich, wer das ſey? Der Amtmann hatte indeſſen den Brief ſeines Bruders geleſen; Es ſtanden ihm Thränen in den Augen, und er ſagte, indem er den Brief ſeiner Frau gab: Setzen ſie ſich, Baaſe! Es iſt freylich ein gar ſchlimmer Handel; Aber bleiben ſie nur bey mir! Ihre Mutter iſt eine gar ſchlimme Frau; Verzeih ihrs Gott! — Drauf zündete er ſeine Pfeife, die beym Leſen ausgelöſcht war, wieder an, und ſagte zu ſeiner Frau, die noch las: Du muſſt eben das obere Zimmer zurecht machen laſſen. Ich fieng indeſſen mit Marien, die in ſichtbarer Verlegenheit da ſaß, ein Geſpräch an, in das ſich auch meine Mutter und der Amtmann miſchten. Die Amtmänninn hatte indeſſen den Brief geleſen, und ich merkte ihr an, daß ſie mit dem Innhalt deſſelben gar nicht zufrieden war, und ſah, wie verächtlich ſie auf Marien blickte. Ich ſtund alſo auf, und rief ſie aus dem Zimmer. Sie kam mit dem Brief in der Hand, und gab ihn mir mit den Worten: Da ſehen ſie! was mein Schwager nicht mag, ſchickt er uns zu. Das iſt nun ſchon das drittemal. Was geht mich die Dirne an? Halte ſie ihr Wochenbette, wo ſie will! Mein Haus iſt kein Hoſpital. — Ich durchlief den Brief hurtig, und redete nun meiner Baaſe zu, ſie möchte doch

mit

mit dem armen Geschöpf Mitleiden haben! Es sey ein Werk der Barmherzigkeit, was sie an ihr thue. — Sie wollte sich lange nicht zufrieden stellen, bis ich endlich mich erboth, sie in dem Nebenhaus auf das Zimmer, das mir auch angewiesen ist, zu nehmen. Dieser Vorschlag, und die Vorstellung, daß ihr **Marie** im Hauswesen an die Hand gehen, und sie ein Stubenmädchen dabey entbehren könne, beruhigte sie endlich. Sie gieng wieder mit mir aufs Zimmer, und begegnete jetzt **Marien** freundlicher.

Ich wies dieser drauf sogleich das Zimmer, das zu ihrem Aufenthalt bestimmt ist, und gewann sogleich ihr Herz, so wie sie das meinige schon mehr als zur Hälfte hatte. Sie erzählte mir gleich den nächsten Tag drauf ihre Geschichte, so ausführlich, wie ich sie Dir, liebes **Julchen**, hergeschrieben habe, und seitdem sind wir vertraut. Ich entdeckte täglich mehr gute Anlagen an ihr, die sie, bey einer andern Erziehung, gewiß vor einem Fehltritte, der sie so elend macht, bewahrt haben würden. Sie ist mir aber dennoch, ohngeachtet dieses Fehltritts, ausserordentlich lieb. Denn wer wird sie, wenn er alle Umstände weis, ihres Fehlers wegen nicht vielmehr entschuldigen und bedauren, als verdammen? Wer muß sie nicht ihres, gewiß guten, edeln Herzens wegen lieben? — Ich war mit Vorsatz in Erzählung ihrer Geschichte so umständlich, und schrieb mehrere Tage dran, um Dich, meine Liebe, für sie einzunehmen. Du wirst sie nun, wenn Du, wie ich hoffe und bitte, bald hieher kommst, gewiß nicht falsch beurtheilen. Ich musste dieses um so mehr zu verhindern suchen, weil meine Freundinn durch ihr Unglück äusserst mißtrauisch geworden ist. Sobald sie nur

den

den geringsten Grund von Argwohn hat, daß man schlecht von ihr denke, so sinkt sie wieder in ihre vorige Schwermuth zurück, aus der ich mir so viele Mühe gebe, sie heraus zu reissen. Sie will sich auch aus diesem Grunde vor Niemand sehen lassen. Aber Dich muß sie sehen.

Sie hat, seit sie hier ist, schon an ihre Mutter geschrieben, und es nochmals versucht, ihr Mitleid und ihre Vergebung zu erlangen. Aber noch hat sie keine Antwort erhalten, und ich zweifle auch, ob sie je eine erhalten wird. Denn das Weib muß alles menschliche Gefühl ausgezogen haben. In dritthalb Monathen sieht Marie ihrer Niederkunft entgegen. Sie wünscht ihren Tod, und ich such ihr diese traurige Gedanken auszureden.

Nun, liebste Julie, will ich doch auch einmal diesen ungeheur langen Brief schliessen. Hoffentlich darf ich vor Deiner Hieherkunft keinen mehr schreiben. Kommst Du aber in den nächsten vierzehn Tagen nicht, so bombardier ich Dich mit noch längern. Das wird Dich doch bewegen zu kommen? Der Frühling macht jetzt alle Anstalten, seinen Einzug in Freydorf zu halten. Halt Du ihn mit ihm! Wenn Du meine Hiacynthen, Aurikeln und Tulpen in ihrem Flor sehen willst, so mußt Du bald kommen. Mein lieber Amtmann Selbert hofft auch, Dir seinen herrlichen Blumenflor zeigen zu können, und seine liebe Frau wartet so sehnlich auf Dich, wie wir bisher auf den Frühling warteten. Komm also ja mit Deinen lieben Mann! Wir alle grüssen und warten; Niemand aber mehr, als ich, Deine treueste

Sophie B**.

8. Ma-

8.

Madame Meyer an den Herausgeber des Beytrags.

Freydorf, den 14. May 1777.

Mein theurer Freund!

Sie beklagen sich in Ihrem letzten Brief gar bitter darüber, daß ich Ihnen so gar selten schreibe, und setzen am Ende noch hinzu: Es scheine wohl, daß ich Sie in Zukunft ganz vergessen wolle. Wie ungerecht und übertrieben dieser Ihr Argwohn war, werden Sie zween Tage nach Absendung Ihres Briefes wohl erfahren haben, da Sie, wie ich gewiß hoffe, mein Briefchen und den beygeschlossenen grossen Brief von **Sophien**, der die Geschichte der unglücklichen **Marie** enthält, empfangen haben werden. Um Sie aber das Unrecht, das Sie mir mit Ihrem Argwohn thaten, ganz fühlen zu lassen, so schreib ich Ihnen jetzt schon wieder, und zwar von **Freydorf** aus, wo der Vorwurf, daß ich vielleicht etwan nur aus Langeweile schreibe, mich gar nicht treffen kann. Widerrufen Sie also augenblicklich, mein Herr Mißtrauischer, und schreiben Sie gleich nach Empfang dieses Briefchens deutlich auf ein Blatt hin: Die **Meyerinn** verdient als fleissige Korrespondentinn alles Lob!

Doch Sie werden meine Lustigkeit zum Gugkuk wünschen, und auf Nachrichten von unsrer Freundinn **Sophie** begierig seyn. Gut denn! Ich gehorche.

Vor acht Tagen trat ich mit meinem Mann beym schönsten Mayenwetter die schon so lang im Sinn gehabte Reise nach Freydorf an, und fuhr mit ihm Abends um sieben Uhr in des Amtmanns Hof herein. Der Amtmann sah in seiner Schlafmütze aus dem Fenster, und seine Frau kam die Treppe herab uns entgegen. Von Sophien sah ich nichts, und hörte nachher von der Amtmänninn, sie sey mit den Kindern im Garten drunten. Ich schlich mich dahin, und nahte mich ganz leise, ohne bemerkt zu werden, der Laubenhütte, wo sie, von den Kindern umringt, saß. Lang beobachtete ich so in der Stille unsre liebenswürdige Schulmeisterinn. Sie saß dem Orte, wo ich stand, gerade gegen über. Ihr Gesicht war etwas blaß, ihr Auge hell und freundlich, doch so, daß die Schwermuth immer noch durchblickte. Sie hatte zwar die Stricknadeln in der Hand; Aber die Kinder der Amtmännin, die ihr zu beyden Seiten sassen, liessen ihr keine Zeit zur Arbeit. Der ältere Knabe hatte ein paar Schmetterlinge an Stecknadeln fest gemacht vor sich; Der jüngere Knabe einen Maykäfer, und das Mädchen einen Haufen Blumen. Da musste nun Sophie hundert Fragen in Einem weg beantworten, musste die ganze Geburt der Schmetterlinge und der Maykäfer erzählen, und jeden Theil an einer Blume benennen, und die Absicht und den Nuzen davon angeben. Mir wäre bang gewesen, wenn ich nur zehen von den Fragen hätte beantworten müssen. Sophie aber sprach davon so gelehrt wie ein Professor. Ich hab in meinem Leben in so kurzer Zeit nie mehr gelernt, und Dinge erfahren, die ich mich jetzt schäme, vorher nicht gewusst zu haben. Es saß in einer Ecke der Laube noch ein andres Frauenzimmer, die ich an ihrem kummervollen Gesicht und der

Schwer-

Schwermuth, die drinn ihren Sitz genommen hat, sogleich für die arme, unglückliche Marie hielt, wie sies denn auch war. — Nachdem ich unsre Freundinn bey einer halben viertel Stunde belauscht hatte, ließ mir mein Herz länger keine Ruhe. Ich musste hin, und sie in meinen Arm schliessen. Das ist nun ein Auftritt mehr zum Fühlen als zum Schildern; Also hat auch meine Feder nichts dabey zu thun. Genug! Sophie war vor Freuden ausser sich; Und auch den Kindern war ich recht willkommen, weil ihnen Sophie schon gar viel von meiner Wenigkeit gesagt hatte. Die arme Marie war anfangs betroffen. Ich schloß sie aber in meinen Arm, bath sie um ihre Freundschaft, und weil mich Sophie in meiner Bitte unterstützte, und ihr auch schon vorher von mir gesagt hatte, so legte sie ihre Schüchternheit bald ab, und ward offenherzig gegen mich.

Die Kinder führten mich noch an der Hand zu ihrem kleinen Blumengärtchen, das sie gar artig angelegt haben, und nun rief uns die Höflichkeit, wieder zu der übrigen Gesellschaft ins Amthaus zurück zu kehren. Den pflegmatischen Amtmann kennen Sie schon aus Sophiens Briefen; Aber ein paar Pinselstriche muß ich doch noch zu dem Bild hinzuthun. Er hatte sich, als ich wieder auf das Zimmer kam, aus seinem Schlafrock in ein grünes Kleid geworfen, und seine Schlafmüze mit einer alten Knotenperucke vertauscht. Ich sah aber dem guten Mann wohl an, daß ihm in diesem Aufzug nirgends wohl war. Also bath ich ihn, doch seine Bequemlichkeit zu pflegen. Er bezeigte sich dazu ganz willig. Aber seine ceremoniöse Frau wollt es lange nicht zugeben, weil es gegen allen Re-

spekt

spekt sey. Endlich siegten wir mit unsern Bitten doch. Nun war ihm bang um seine Pfeife, die in einer Ecke stand, und die er oft mit klägli-chen Gebährden ansah. Ich steckte es also hinter meinen Mann, daß er sich eine Pfeife ausbitten musste; Und nun heiterte sich sein dickes Gesicht auf, wie der Vollmond, wenn er sich aus Nebelwolken herausgearbeitet hat. Der Umstand, daß mein Mann auch raucht, neigte ihm in wenig Augenblicken das Herz des Amtmanns gänzlich zu. Ueberhaupt werden Sie schon oft bemerkt haben, daß das Tabackrauchen männliche Seelen so schnell mit einander verbindet, wie das Gespräch über Putz und Kleidungsstücke unsre Seelen an einander kettet. Der Amtmann fieng mit meinem **Meyer** ein wichtiges Gespräch über den **amerikanischen** Krieg an, der für das Tabackrauchende Publikum so verderblich ist, als für die **englische** Nation.

Weil die Amtmänninn noch geschäftiger ist als **Martha**, und sich, trotz alles Protestirens, unaufhörlich mit Zurüstungen auf das Abendessen beschäftigte, so überliessen wir die Männer ihren wichtigen Gesprächen, und giengen auf **Sophiens** Zimmer, wo ich die unglückliche **Marie** sogleich ganz kennen und schätzen lernte, und Freundschaft mit ihr schloß. Sie ist gewiß ein sehr edles, und trotz ihres Fehltritts verehrungswürdiges Geschöpf. Ich konnte **Schrödern** und ihre Mutter mit den Nägeln zerkratzen, wenn sie da wären.

Den andern Morgen brachten wir grossentheils im Garten zu, wo wir den Koffee tranken, und **Sophiens** Blumenflor betrachteten. Die Kinder lehrten mich hundert Dinge, die ich noch

nicht wusste. Ich sehe jezt wohl, daß Sie, mein Freund, Recht haben, daß Sie das Landleben bey jeder Gelegenheit mit so vieler Wärme anpreisen. In der Stadt hat man in hundert Dingen äusserst eingeschränkte Begriffe, und glaubt, die Welt besteh aus nichts, als Häusern, Möbeln, Kunst- und Kleidungsstücken. Man staunt jedes Kunstwerk eines Menschen an, und denkt wenig dabey an den grossen Meister, der ganz andre Kunstwerke in dem Tempel der Natur von unendlich grössrer Vollkommenheit, Mannichfaltigkeit und Menge aufgestellt hat. Ich gesteh es Ihnen zu, daß ich Gott noch selten so ganz nah, und also auch so ganz glücklich war, als seit den acht Tagen, die ich hier auf dem Lande zubringe. Was sind doch all unsre künstliche Blumen, die wir in unser Haar und vor den Busen stecken, gegen einen Straus von Wiesenblumen, deren jeder Frühlingsmorgen so unzählige hervorbringt! Bey jedem Spaziergang auf die Wiesen oder in ein Wäldchen deucht es mir, als ob die Schöpfung um mich her ihrem Schöpfer ein Fest feyerte. Das tanzende Gewimmel der Mücken in der Luft, das Leben im Gras und auf jedem Sandhaufen, der Gesang im Wäldchen laden mich da gleichsam ein, an der allgemeinen Feyer mit Theil zu nehmen, und den Schöpfer der so tausendfache Freuden ausstreut, mit zu preisen und zu loben. In der Stadt drinnen hör ich immer so viel Seufzer und Klagen, seh immer so viel grämliche und mißvergnügte Gesichter. Hier aussen seh ich nichts als Tanz und Jubel, höre nichts als Freudentöne. Die Stadt kommt mir vor wie ein Trauerhaus, und das Land und die Natur wie ein Freudensaal. Wenn ich wieder drinnen bin, wird mirs gar nicht mehr gefallen. Aber desto öfter werd ich mich vors Thor heraus, in

den

den Tempel der Freyheit und der Freude flüchten. — Fahren Sie fort, mein Theurer, in allem, was sie künftig schreiben, die Menschen auf die Natur aufmerksam zu machen, und ihr immer mehr Bewunderer und Freunde zu gewinnen! Sie gewinnen allemal Gott und der Tugend Freunde. Denn wer kann die Natur betrachten, ohne Gott in ihr zu sehen? Wer kann sie bewundern und lieben, ohne zugleich ihren Urheber zu bewundern und zu lieben? Und wer Gott kennt und liebt, muß auch seine Offenbarung lieben und verehren, hat schon einen muthigen Schritt gethan, ein wahrer Christ zu werden. O, wenn doch die Lehrer der Religion die Menschen durch den Vorhof der Natur in das Allerheiligste Gottes einführten! Ich sehe nun die Wahrheit dessen ganz ein, was Sie mir einst an jenem feyerlichen Abend, da wir so viel von Gott, Religion und Zukunft sprachen, sagten: Nicht nur der sey ein Diener und Lehrer der Religion, der den Menschen die Lehrsätze der Offenbarung einschärfe, sondern der noch mehr, der Natur und Offenbarung zugleich predige. — Bleiben Sie ein Priester der Natur und Offenbarung! Leiten Sie den Landbewohner auf Wiesen und Feldern zu dem überall sichtbaren, überall fühlbaren Gott! Locken Sie den Städter oft heraus in den offnen, weiten Tempel der Gottheit, das er Gott da kennen, lieben und verehren lerne! — Ich bin unvermerkt sehr ernsthaft und feyerlich geworden. Aber gegen Sie darf ich wohl eine so plötzliche Erhebung meines Herzens nicht entschuldigen, da Sie am besten wissen, wie so schnell uns das Anschauen und der Genuß der Natur über die Erde und uns selbst erheben kann? O, möcht ich noch einmal in meinem Leben die Freude haben, an Ihrer Seite unter

freyem Himmel, nur von dem Alliebenden geſehen, zu wandeln, und Ihn, Seine Liebe, in jedem Geſchöpf, jedem Lüftchen, zu ahnden, zu fühlen, mich mit Ihnen ganz der Anbethung, der Liebe des Liebenswürdigſten zu überlaſſen.

Doch, ich kehre wieder zu der Erzählung zurück, wie ich bisher meine übrige Zeit zu Freydorf zugebracht habe. Den Nachmittag an dem Tag nach meiner Ankunft kam der Amtmann **Selbert** mit ſeiner Frau von **Felbach** herüber. Ein gar liebenswürdiges, vortrefliches und glückliches Paar, das Sie ſchon aus **Sophiens** Briefen, die ich Ihnen zuſchickte, kennen. Die **Selbert** iſt ſo ganz das Weib nach meinem Herzen. Sie iſt zuweilen recht munter; Und das lieb ich, wie Sie wiſſen. Ihre Munterkeit iſt ein gutes Gegengift für unſrer **Sophie** ſchwärmeriſche Schwermuth. Nur fürcht ich, daß die **Selbert** ſich ſelbſt zuweilen davon ein wenig beherrſchen läſſt. Ein paar Züge in ihrem Geſicht verrathen das. Die arme **Marie** ließ ſich den ganzen Nachmittag, daß **Selberts** da waren, gar nicht ſehen, ob wir ihr gleich lange genug deswegen zuredeten. Ihr Unglück hat ſie Menſchenſcheu und mißtrauiſch gemacht. **Selbert** iſt ein Mann, der ſo viel eigenthümlich deutſchen Charakter hat, wie ich noch an wenig andern Männern ſah.

Weil mein Mann am dritten Tag, ſeiner Geſchäfte wegen, wieder in die Stadt zurück muſſte, und es mir ſo auſſerordentlich wohl auf auf dem Land gefiel, ſo entſchloß ich mich endlich auf Zureden der amtmänniſchen Familie, **Sophiens** und ihrer rechtſchaffnen Mutter, und auf meines eignen Mannes Zureden, noch ein paar Wochen, oder ſo lang in **Freydorf** zu bleiben, bis mein **Meyer** es für gut und nöthig

findet,

findet, mich wieder abzuholen. Da bring ich nun meine Tage zu, wie eine arkadiſche Schäferinn, mit Nichtsthun, Spatzierengehen oder Fahren und Betrachtung der Natur und ihrem wollüſtigen Genuß. Drey Tage brachte ich ſeitdem mit **Sophien** in **Felbach** zu, und war da auſſerordentlich vergnügt. Des Amtmann **Selberts** Blumenflor iſt gar auſſerordentlich ſchön, und ich habe mich dadurch, daß ich ſie recht fleißig lobe, ganz bey ihm in Gunſt geſetzt. Sobald ich einen Garten habe, will er mir von allem mittheilen, was er hat. Auch lernte ich in dieſem Hauſe ein paar andre brave Leute aus der Nachbarſchaft kennen, die dem Tulpenflor nachgezogen waren.

Doch, ich muß das Hauptwerk nicht verſäumen, und Ihnen noch von unſrer Freundinn **Sophie** Nachricht geben. Ich habe mich gefreut, ſie ſo zu finden, wie ſie iſt. Ihre ganze ehemalige Munterkeit hat ſie freylich noch nicht wieder erlangt, und wird ſie auch wohl nie mehr erlangen. Aber doch kann man halbe und ganze Tage mit ihr umgehen, ohne eine beſondre Schwermuth an ihr zu bemerken. Das Andenken an ihren ſeeligen **Wilhelm** lebt freylich immer noch in ihrem Herzen; Aber er iſt doch nicht mehr der einzige Gegenſtand, mit dem ſie ſich nur allein und unaufhörlich beſchäftigt, und ſie hält auch wieder andre Dinge ihrer Aufmerkſamkeit würdig. Sie hält's noch immer für ein wünſchenswerthes Glück, mit ihrem **Wilhelm** durch den Tod vereiniget zu werden; Aber doch wünſcht ſie ſich den Tod nicht mit Ungeduld, und hält Leben für kein Unglück mehr. Zeit und Nachdenken und Zerſtreuung haben ihre Trauer gemäſſigt und vernünftiger gemacht.

Freylich hat sie immer noch zu wenig Zerstreuung; Sie lebt noch zu viel in der Einsamkeit, wo die Phantasie zu viel arbeiten kann, und zu sehr sich überlassen ist. Sie schwärmt noch zuweilen; Aber einigen Hang dazu hatte sie schon vor dem Tod ihres Geliebten, wie davon ihre Briefe an ihn zeugen. Hang zur Schwärmerey ist überhaupt, bald mehr, bald weniger, unserm Geschlecht ziemlich eigen, und ist, denk ich, theils eine Folge unsers zärtern oder schwächern Nervensystems, theils unsrer Erziehung und Lebensart, da die Seele, auch bey dem, was Beschäftigung heisst, selten viel zu thun hat. Ich wünschte mir schon oft, von Ihrem Geschlecht zu seyn. Wie viel Vorzüge haben Sie nicht vor uns in Absicht auf Bewegung, Zerstreuung, Reisen und dergleichen, wo der Geist fast immer beschäftigt ist, und mit tausend Kenntnissen, zu denen wir fast nie gelangen können, bereichert wird. Doch was nützen mir solche leere Wünsche, die mir noch dazu von meinem Mann, wenn er sie lesen sollte, manche saure oder spöttische Miene zuziehen würden! Er nennt mich doch oft genug eine Amazoninnseele. Also genug hievon! —

Ob Sophie jemals heyrathen wird, — das sie, meiner Meynung nach, freylich thun sollte — daran zweifle ich selbst. Ich habe über diesen Punkt noch nie viel mit ihr reden mögen, weil er mir zu delikat ist. Gestern Abend war es auch das erstemal, daß ich umständlich mit ihr von ihrer jetzigen Lage und von ihrem Seeligen sprach, weil sie mir selbst Anlaß dazu gab. Sie beklagte sich nehmlich gegen mich, daß ihr Gefühl anfange so stumpf und tod zu werden, daß sie nicht mehr so oft und lebhaft an ihren Seeligen

denke,

denke, wie anfangs. Ach, nach seinem Tode, sagte sie, war er mir immer gegenwärtig, stand immer so ganz und lebendig vor mir; Er begleitete mich überall hin; Wo ich gieng und stand sprach ich mit ihm, als ob er lebte. Wenn ich jetzt die Aufsätze lese, die ich damals an ihn richtete, und sie mit meinen jetzigen Empfindungen vergleiche, welch ein himmelweiter Unterschied! Du sollst diese Aufsätze lesen, Julie! Ich will sie Dir Morgen geben. — So klagte das gute, allzugewissenhafte Mädchen gegen mich, und ich suchte sie darüber zu beruhigen. Diesen Morgen gab sie mir ihre Aufsätze, die ich noch in Händen habe. Sie sind ein wahrer Abdruck der zärtlichsten Leidenschaft, und rührten mich oft zu Thränen. Ich werde sie mir abschreiben, und sie Ihnen einmal mittheilen, wenn Sie mich recht ernstlich darum bitten.

Von Ihnen, mein Theurer, sprechen wir schon oft, wie Sie sich selbst das vorstellen können. Sie ist Ihnen sehr gut, und Ihre Furcht, daß sie Ihnen wegen Bekanntmachung ihrer Briefe heimlich bös sey, ist völlig ungegründet. Erst heute früh sprachen wir von diesen Briefen, die Sie unter dem Titel: **Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit** herausgegeben haben. Es ist mir nicht lieb, sagte sie, daß die Briefe zuweilen nicht ganz richtig, und an manchen Stellen fehlerhaft abgedruckt sind. Ich fragte sie, ob denn die Fehler viel und beträchtlich seyen? — Hier, sagte sie, indem sie ein zusammengeheftetes Buch aus einem Schränkchen heraus langte, kannst Du's selber sehen und vergleichen. Aber giebs nicht aus der Hand! Sie gab mir das Büchlein, in dem die Originalbriefe bey einander sind. Ich werde mein gedrucktes

Exemplar darnach korrigiren, und es Ihnen auch vielleicht einmal mittheilen.

Ich hoffe, daß der Umgang mit der unglücklichen Marie für unsre Freundinn in mancher Rücksicht sehr nützlich ist, und noch ferner seyn wird. Sie sieht nun mit Ueberzeugung ein, wie sie dieß auch selbst in ihrem letztern an mich geschriebenen Brief gleich zu Anfang gesteht, daß sie bey weitem nicht das unglücklichste Geschöpf auf der Welt ist, und daß es noch manche Leiden giebt, die die ihrigen an Grösse übertreffen; Und das ist für einen Unglücklichen schon immer eine Art von Trost und von Beruhigungsmittel. Und dann vergisst sie auch darüber, daß sie Marien zu beruhigen sucht, ihren eignen Zustand eher, hat wenigstens nicht so viele Zeit, an sich selbst zu denken. Das beste und zuträglichste für sie ist die Beschäftigung und Zerstreuung, die sie bey der Bildung der Kinder des Amtmanns hat. Denn diese lassen ihr, wenn sie allein mit ihnen ist, mit ihren hundert tausend Fragen wenig Zeit, an sich selbst zu denken, und über ihren Zustand zu grübeln. Beschäftigung und Zerstreuung halt ich immer für das würksamste Gegengift der Schwermuth, die aus der Ruhe und dem Nichtsthun, und der damit verbundnen Grübeley immer am meisten Nahrung zieht. — Des Amtmanns Kinder sind so liebe, gute Geschöpfe, daß ich mich recht ärgre, daß ich nicht auch schon etwas um mich herum krabbeln und zu erziehen habe. Die Beschäftigung mit kleinen Kindern scheint so recht ein Hauptstück des weiblichen Geschlechts zu seyn. Die Kleinen scheinen das auch selbst zu fühlen, indem sie an unser Geschlecht immer die meiste Anhängigkeit haben. —

Ueber den dicken, im Grunde doch recht guten Amtmann, vermag ich viel. Er gieng schon zweymal mit uns spazieren; Welches, nach dem Zeugniß seiner Frau, seit Jahr und Tag nicht geschehen ist. Besonders schein ich mich dadurch in seine Gunst gesetzt zu haben, daß ich das Tabackrauchen liebe, worauf seine Frau, vermuthlich aus allzugrosser Häuslichkeit, nicht selten schimpft. Was sind es doch oft für Kleinigkeiten, wodurch man sich eines Menschen Zu- oder Abneigung zuziehen kann! Niemand sollte diese Kunst mehr studieren als wir Weiber. Der Mangel dieses Studiums macht, meiner Einsicht nach, hundert, wo nicht böse, doch wenigstens weniger vergnügte Ehen. Wenn Personen, die bestimmt sind, mit und um einander zu leben, sich entschlössen, manchmal aus Gefälligkeit das Steckenpferd des andern aufzuzäumen, so gäbs gewiß mehr Liebe und Zutrauen auf der Welt. Ich weis, über diese Anmerkung würden hunderte lächeln. Aber Sie gewiß nicht. Denn Sie wissen, welch ein seltsames Ding der Mensch ist.

Nun ists aber hohe Zeit, diesen Brief zu schliessen; Denn die Mitternacht ist nicht mehr ferne, und auf Morgen früh bin ich zu einem Schauspiel eingeladen, das ich um alles in der Welt nicht versäumen möchte, zum — Aufgang der Sonne. Leben Sie recht wohl, mein theurer Freund! und schreiben Sie mir recht bald! Unsre Sophie empfiehlt sich Ihnen bestens. Ich bin lebenslänglich Ihre wahre Freundinn

Julie Meyer.

9.

Sophie an Madame Meyer.

Freydorf, den 17. Junius 1777.

Ich hätte Dir schon eher geschrieben, beste Seele, wenn es nicht eine Zeit her in unserm Hause so gar unruhig hergegangen wäre. Fast seit Deiner Abreise kränkelt meine theure, beste Mutter, so daß ich beständig um sie seyn musste. Ich habe auch, leider! nur zu viele Ursache zu fürchten, daß ich nicht mehr lange im Besitz d.r Verehrungswürdigen seyn werde. Sie stirbt so allmählig dahin; Eine Lebenskraft schwindet nach der andern. Ich sitze da, sehe, wie der Tod sich ihr immer mehr nähert, und die Sehnsucht nach meiner eigenen Auflösung wacht wieder lebhafter als jemals in meinem Herzen auf. Schilt mich nicht wegen dieser Sehnsucht, beste Julie! Du weisst, sie ist nicht ungestüm, ist keine Empörung gegen die göttliche Vorsehung; Ich versäume dabey keine von denen Pflichten, die ich in meiner Lage ausüben kann. Aber ich fühle, daß die Welt mein auf alle Art wohl entbehren kann, und ich meinen Nebenmenschen mehr zur Last, als nützlich bin. — Doch ich überlasse alles Gott.

Eine andere Unruhe in unserm Hause kommt von Marien her, die vor fünf Tagen unvermuthet niederkam. Der Gram und die tausend Leiden, die das arme Mädchen bisher ausgestanden hat, sind vermuthlich die Ursache dieser zu frühen Niederkunft. Das Kind war auch sehr schwach, und lebte nur vier und zwanzig Stunden. Es

war

war ein Knäbchen, und ſah, wie Marie mich verſichert, Schrödern auſſerordentlich ähnlich. Es iſt ein wahres Glück für Marien und das Kind ſelbſt, daß es eine Welt ſo bald wieder verlaſſen hat, wo ihm vielleicht tauſend Leiden bevorgeſtanden wären, wo es ſeiner armen Mutter mit jedem Blick, den ſie drauf geheftet, gleichſam ihr Verbrechen vorgeworfen, und ſo noch tauſend Leiden verurſacht haben würde. Inzwiſchen läſſt die mütterliche Liebe Marien das jetzt noch nicht einſehen. Sie iſt äuſſerſt niedergeſchlagen über den Tod ihres Kindes. Ihr Leben war auch während der Geburt ſelbſt in Gefahr, und noch jetzt iſt ſie ziemlich ſchwach. Doch hoff ich, daß ſie wieder davon kommt. Auch um der Amtmänninn willen iſt mirs lieb, daß das Kind ſchon wieder todt iſt. Du verſtehſt mich.

So viel Freude mir Dein Aufenthalt bey uns gemacht hat, liebſtes Julchen! ſo viel Kummer machte mir Deine Trennung von uns. Dank, tauſend Dank ſey Dir für alle Freundſchaft und Liebe, die Du mir erwieſen, für alle Geduld, die Du mit mir gehabt haſt! Es gehört gewiß viel Aufopferung dazu, wenn ein ſo glückliches Geſchöpf, wie Du biſt, ſich mit einem Mädchen abgiebt, das immer mehr zur Schwermuth, als zur Freude geneigt iſt. Gott erhalte Dir dafür Deinen lieben und rechtſchaffnen Mann, und alles, was Du liebes und theures auf der Welt haſt!

Unſre liebe Selbertinn habe ich ſeit Deinem Hierſeyn erſt Einmal geſprochen. Sie iſt noch ganz voll von Dir, und bereut nur, daß ſie Dich nicht noch länger hat genieſſen können. Ich hätte das liebe Weib, ſagt ſie, gar nicht mehr nach

Freydorf zurücklassen sollen. So sehr Du aber sie für Dich eingenommen hast, so hast Du doch ihren Mann noch mehr bezaubert, und eine würkliche Eroberung an ihm gemacht. Er stellt Dich seiner Frau alle Augenblicke als ein Muster vor, und Du willst, wie die Selbert sich ausdrückte, noch eine böse Ehe zwischen ihm und ihr stiften. Dein immer munteres und frohes Wesen hat ihm vorzüglich behagt, und nun will er, seine Frau soll auch immer muntern und frohen Muths seyn. Ihre Kinder und die Kinder meiner Baase sprechen noch immer von Dir. Mein **Wilhelm** hat sich Dein ihm gegebenes Versprechen, recht bald wieder zu kommen, nur gar zu gut gemerkt. Es vergeht kein Tag, da er nicht fragt: Aber heute kommt sie doch gewiß wieder? Er wird, wenn Du nicht bald wieder kommst, eine sehr üble Meynung von Deiner Glaubhaftigkeit fassen. Vergiß doch nicht das versprochne Buch! Die Kinder plagen mich unaufhörlich drum! Ich soll Dir eine Kußhand schicken, sagt der kleine Küsser **Wilhelm**, und die andern sagens auch. — Man ruft mich zu meiner Mutter ab. Nimm mit dem elenden Geschmier vorlieb! Morgen noch ein paar Worte!

Den 18. Junius Nachmittags.

Eben, meine Beste, wollt ich heute Morgen diesen Brief schliessen, als der Korb mit Deinen Geschenken für die Kleinen im Haus ankam. Das war nun eine Freude, die über alles gieng. Ich hätte viel gegeben, wenn Du sie hättest mit ansehen können. **Wilhelm** marschirt schon den halben Tag mit seiner Trommel im ganzen Dorf herum, und alle Jungen und Mädchen hinter ihm drein. Am Ende wird der Schulmeister sich beschweren müssen, wenn fast keine Kinder zu

ihm

ihm kommen. Die ganze Dorfjugend iſt kriegeriſch. Jeder Knabe, ja gar jedes Mädchen trägt einen Prügel auf der Schulter. Gottfried reutet ſo gravitätiſch wie der alte Major in der Stadt neben ſeinem Bruder Tambour auf dem neuen Steckenpferd daher; Die Baurenjungen können ſich an ſeiner, mit Flittergold umwundenen Peitſche nicht ſatt ſehen, und reiſſen und ſtreiten ſich darum, wer das Pferd und die Peitſche halten darf, wenn Gottfried von ſeinem Ritt zuweilen ausruht. Meine Lectionen muſſte ich auch, wenigſtens auf heute, einſtellen; Denn ich hätte die Kinder zu keiner viertelſtundenlangen Aufmerkſamkeit bringen können. Wilhelm hat ſich ſchon erklärt, daß er auf den Abend ſeine Trommel mit zu Bette nehmen will. Vermuthlich wird er Morgen mit Tagesanbruch alles im Hauſe wach trommeln. Karoline kocht den ganzen Morgen ſchon in ihrer kleinen Kinderküche alle Arten von Gerichten, und legt bey ihrer Puppe Beſuch ab. Du haſt in unſerm ganzen Haus mehr Freude verbreitet, als ein König an ſeinem Hof, wenn er Stern und Ordenskreutze austheilt. Meine Baaſe, die Amtmänninn, arbeitete ſchon den ganzen Vormittag an einem Dankſagungsſchreiben an Dich, und iſt noch damit nicht fertig. Der Amtmann lag eine Stunde lang im Fenſter, und hörte und ſah der Freude ſeiner Kinder zu. Wenn meine beſte Mutter, die ſich heute ſo ziemlich gut befindet, in ihrer Beſſerung glücklich fortfährt, ſo trag ich die Geſchenke für die Kinder unſrer Selbert ſelber nach Felsbach hinüber, um auch ihre Freude mit anzuſehen.

Jetzt läſſt mich die Sorge für meine beſte Mutter und Marien, die ſich beyde Dir auf

das

das freundschaftlichste empfehlen, nicht weiter schreiben. Leb wohl, meine Theureste, und empfiehl mich Deinem braven Manne tausendmal! Ewig Deine zärtlichste

Sophie B**

* * *

10.

Sophie an Madame Meyer.

Freydorf, den 12. Julius 1777.

Mein langes Schweigen und das schwarze Siegel dieses Briefs werden Dich, meine beste Julie, schon alles haben errathen lassen. Sie ist todt! Die beste, treueste, liebvollste Mutter ist nun da, wo alle Leiden dieses Lebens nicht mehr sind! Da, wo auch mein theurer Vater, wo auch mein Auserwählter, mein geliebter **Wilhelm** ist. Seit acht Tagen ruht sie in der mütterlichen Erde. O meine Julie, wie viel, wie unendlich viel verdank ich dieser ewig theuren, ewig geliebten Mutter! Seit drey und zwanzig Jahren vergieng kein Tag, ja kaum eine Stunde, da sie nicht für mich sorgte, mich mit Liebe pflegte, alle Freuden, allen Kummer mit mir trug, und sich meinem Wohl so ganz wiedmete. Alles, alles, was ich Gutes an mir habe, das verdank ich ihr. O, welche himmlische Geduld trug sie mit mir in meinen Kinderjahren, da ich zweymal dem Tode nahe war, und nachher, da ich ein halbes Jahr lang kränkelte! Wie suchte sie mein oft halsstarriges, oft leichtsinniges Herz herum zu lenken,

und

und zur Sanftmuth, zur Gelaſſenheit, zur Anhänglichkeit an Gott und die Religion zu bilden! Wie leuchtet ſie mir immer mit ihren mütterlichen, immer aus dem Herzen flieſſenden treuen, weiſen Lehren, wie mit ihrem Beyſpiel vor, das allen ihren Lehren noch gröſſern Nachdruck gab; Welchen warmen Antheil nahm ſie an meinem Glück, als ich meinen **Wilhelm** gefunden hatte! Wie theilte ſie nun ihre Mutterliebe zwiſchen ihm und mir! Wie theuer war er ihrem Herzen, weil er mir ſo theuer war! Sie ward wieder jung mit mir, um mir nur den Antheil, den ſie an meinem Glück nahm, recht ſichtbar zu machen. Ach Gott, und welchen Antheil nahm ſie nicht an meinen Leiden, als mein **Wilhelm** mir entriſſen wurde, und ich in die tiefſte Nacht des Schmerzens herabſank, und die ganze Welt mir öde war, und ich nichts mehr von ihr wiſſen wollte! Da riß ſie mich zuerſt wieder aus der Troſtloſigkeit heraus, die mich am Ende gegen meinen Gott empört, und an den Abgrund der Verzweiflung hingezogen hätte. Da war ſie mir alles, alles! — **Julie**, und nun iſt auch ſie dahin, und ihre theure Hülle modert. Wegtragen ſah ich ſie, in einem engen Sarge, um ſie auf dieſer Welt nie! nie wieder zu ſehen; Um auf ihr einſam, verlaſſen, meine viele oder wenige Tage hinzutrauren. — Ach Gott, vergieb, wenn ich muthlos werde, wenn ich mich nicht faſſen kann! Ach, der Schlag iſt zu ſtark, die Wunde zu tief, und die alte, kaum erſt zugeheilte Wunde iſt zu weit wieder aufgeriſſen! — **Julie**, ich übertreibe nichts, wenn ich ſage: Meine Mutter war mir alles. Ich müſſte Wochenlang erzählen, wenn ich nur einen kleinen Theil aller derer Wohlthaten, die ſie mir erwieſen hat, anführen wollte. Und die Theure iſt nun todt! —

Doch,

Doch, ich muß meinen Klagen mit Gewalt Einhalt thun. Sie könnten zu heftig werden, und dem Allerweiſeſten mißfallen, von dem doch auch dieſer Schlag herkommt. — Sophie! ſagte meine Mutter noch in ihren letzten Stunden; faſſe dich, und ſey eine Chriſtinn! — Ja, das will ich, Theure, ewig Unvergeßliche! Aber ich bin ein Menſch; Und das Herz des Menſchen iſt ſchwach, ſchwächer als wirs ſelbſt oft glauben. Ach Julie! ich konnte den Tod meiner Mutter lange ſchon mit Wahrſcheinlichkeit vorausſehen! Sie ward zuſehends immer ſchwächer. Ihr Grab lag gleichſam offen vor mir. Aber wenn die Perſon, die wir liebten, drein gelegt, und die Erde über ſie hingeworfen wird, und wir ſie nun auf immer nicht mehr ſehen ſollen, ach da iſts ganz anders. Da erliegt das Herz, das ſich vorher noch ſo ſehr geſtärkt hat. Haben, und nun auf Einmal nicht mehr haben, das ſind zwey von einander ſo ganz verſchiedne Dinge, wie Himmel und Hölle, Leben und Tod. So lange noch das Lebensfünklein glimmt, da glimmt die Hofnung immer auch noch. Aber, nun iſts ausgelöſcht, und wer auf der Welt wills wieder anzünden? Wer den hingebeugten Herzen wieder Kraft und Leben geben? —

O meine Theureſte, wie wäre mir jetzt Deine Gegenwart ſo viel werth! Zwar **Marie** iſt mir auch viel, ſucht mich aufzurichten und zu tröſten. Aber ſie hat für ſich ſelbſt genug zu tragen. Sie war Tag und Nacht um meine Mutter, bis zu ihrem letzten Hauch, und hat unbeſchreiblich viel an ihr gethan. Gott vergelt es ihr! — Dießmal kann ich Dir nicht mehr ſchreiben. Schreib mir bald, Deiner zärtlichſten

Sophie.

11.

Sophie an Madame Meyer.

Selbach, den 5. Sep. 1777.

Deinen letzten theuren Brief, meine Liebe, habe ich erst gestern von Freydorf herüber bekommen, wo er bey acht Tagen lang gelegen hat. Ich bin nun schon fast vierzehn Tage hier in Selbach. Unsre liebe Selbert hat mich selbst hieher abgeholt, weil sie sah, daß ich durch den Tod meiner besten Mutter wieder ganz in meine ehemalige Schwermuth herabgesunken war, und sie sich die Hofnung machte, daß ich in Selbach ehe wieder davon geheilt werden könne, als in Freydorf, wo mich freylich zu viele Gegenstände an meinen traurigen Verlust erinnern. — Du fragst mich, liebe Julie, ob ich mich nach und nach wieder fassen lerne? Wenn ich aufrichtig mit Dir reden soll — und das ist ja Pflicht — so muß ich dir gestehen, daß ich noch nicht gar weit gekommen bin. Wie konnte ich das auch in Freydorf drüben, in dem Zimmer, wo meine seelige Mutter so lange Zeit mit mir gelebt, wo sie ihren Geist aufgegeben hat, wo vor den Fenstern mir der Kirchhof vor Augen liegt, und das Grab, das die theuren Gebeine deckt? Von der Amtmänninn, weisst Du, kann man sich nicht vielen Trost versprechen, und Marie giebt sich zwar alle Mühe, mir solchen einzusprechen; Aber sie ist selbst noch zu gerührt über den Verlust, den sie mit mir erlitten hat, als daß sie im Stande wäre, mich viel aufzuheitern. Es

ist also wahre Wohlthat für mich, daß sich die liebe Selbert meiner angenommen, und mich hieher geholt hat. Nur mache ich mir Vorwürfe, daß ich ihr zuweilen zur Last fallen möge. Ach, das Weib ist so voll Güte gegen mich, daß ich gar nicht weiß, womit ich ihr das alles gnug verdanken soll? Auch ihr Mann handelt äusserst freundschaftlich an mir, und giebt sich alle Mühe, um mich aufzuheitern. Wir gehen und fahren spatzieren, und machen Besuche in der Nachbarschaft herum. Schon ein paarmal waren wir bey einem rechtschaffnen Prediger, einem so würdigen Manne, wie alle von seinem Stande seyn sollten. Ich würde noch lieber und noch häufiger zu diesem wahren Nachfolger seines Meisters kommen, wenn nicht sein Sohn, der als Vikarius bey ihm ist, Absichten auf mich zu haben, und sein Vater selbst diese von mir begünstigt zu sehn zu wünschen schiene. Ich habe zwar gegen den jungen Menschen nichts einzuwenden. Er ist ein edler, tugendhafter und gefühlvoller Jüngling. Aber, Julie, Du weisst, wie ich in diesem Stücke denke, und ich habe mich schon gnug darüber gegen Dich erklärt.

Wenn noch jemand in dieser Sache etwas über mich vermocht hätte, so wärs meine seelige Mutter gewesen. Diese ist nun bey Gott. Durch ihren Abschied sind alle ehemalige Empfindungen meines Herzens wieder neu aufgewacht. Ich kann mich durch nichts mehr an diese Welt fesseln lassen. Die Sehnsucht nach einer andern und bessern Welt lebt wieder ganz allein in mir, und verdrängt alles andre.

Meiner Baase in Freydorf drüben ſcheine ich nach und nach ganz zur Laſt zu werden, ob ich ihr gleich mein Koſtgeld ſo bezahle, daß ſie damit zufrieden ſeyn kann. Sie begegnet mir ziemlich kalt, und oft beynahe grob und beleidigend. Bisher ſahe ſie, wie nützlich ich ihr in Abſicht auf die Erziehung ihrer Kinder war. Nun aber, da ihr hierinnen Marie gute Dienſte thut, ſcheint ſie meiner überdrüſſig zu werden. Die Selbert, die das ſchon ſeit einiger Zeit gemerkt hat, both mir ſchon ein paarmal den Aufenthalt in ihrem Hauſe an, und wer weiß, ob ich das Anerbieten nicht am Ende noch annehme. Es iſt mir unerträglich, bey Leuten zu ſeyn, denen ich zur Laſt bin. Die Amtmännin verrieth ſich ein paarmal ſchon, daß ſie gehofft hatte, von meiner Mutter in ihrem Teſtament bedacht zu werden. Deßwegen war ſie auch vermuthlich gegen die Seelige in ihrem äuſſerlichen Betragen ſo gefällig. Hätt ich das gewuſſt, ſo hätt ich meine ſeelige Mutter, ob ſie ihr gleich nicht das geringſte ſchuldig war, gebethen, ihr etwas zu vermachen. Ich gedenke gewiß an ein paar hundert Thaler nicht, und habe mehr, als ich brauche. Ach Julie, es iſt traurig, wenn man die Menſchen, je mehr man Gelegenheit hat, in ihr Herz zu ſehen, faſt immer mehr von einer ſchlimmen, als von einer guten Seite kennen lernt. Ich hatte ehedem ſo gute, vortheilhafte Gedanken von den Menſchen, und muß immer mehr davon fahren laſſen. Solche Erfahrungen feſſeln freylich ein ſchon ohnedieß lebensſattes Geſchöpf nicht ſehr an die Welt an.

Du fragſt mich auch wegen unſrer Marie, was ſie mache? und ich will Dir von ihr ſo viel

Nachricht geben, als ich kann. Sie wird mir, je länger ich sie kenne, immer theurer, zumal da sich bey ihr hundert gute Anlagen, die bisher in ihr gleichsam vergraben lagen, zu entwickeln angefangen. So hat sie z. E. sehr viel natürlichen Witz, und eine äusserst einnehmende Munterkeit, die ihre Erziehung und ihr nachheriges Unglück bisher ganz unterdrückt hatte, und die jetzt zuweilen aus ihren Handlungen und Reden hervorleuchtet. Dieser Munterkeit hat sie es auch zu verdanken, daß sie ihrem bisherigen Unglück nicht unterlag, und sich jetzt wieder, wie ein schlanker Zweig nach überstandnem Sturm, in die Höhe hebt. Es ist in ihrem Charakter eine kleine Mischung von Leichtsinn, der ihrem Schicksal gerade angemessen ist, und dem wieder so viel Empfindung und Gefühl für Rechtschaffenheit die Waage hält, daß sie gerade in der Mittelstrasse bleibt. Ob sie gleich bisher wenig mit Kindern umgegangen ist, so hat sie doch eine ganz besondre Gabe, diese lieben Geschöpfe zu behandeln. Wenn ich zur Mißgunst und Eifersucht geneigt wäre, so könnt ich halb böse auf sie seyn; Denn die Kinder meiner Baase hangen so fest an ihr, daß sie mich beynahe dabey vergessen. Ich zeigte ihr, wie weit ich bisher mit den Kindern in meinem Unterricht gekommen war, und nun baut sie weit glücklicher darauf fort, als ich selber hätte thun können.

Ihr Unglück hatte sie ziemlich schüchtern und zurückhaltend gemacht; Aber jetzt hat sich dieses beynah ganz verlohren. Sie ist zutraulich, offenherzig, und liebt die Gesellschaft. Du weißt selbst sie wollte während ihrer Schwangerschaft keinen fremden Menschen sprechen, und verbarg sich, so-

bald

bald jemand in unſer Haus zum Beſuch kam. Ich konnte es ſchlechterdings nicht dahin bringen, daß ſie ſich vor unſrer **Selbert** ſehen ließ, ſo ſehr dieſe auch wünſchte, ſie kennen zu lernen. Als ich aber einige Wochen nach ihrer Niederkunft nach **Selbach** herüber gieng, da both ſich **Marie** von freyen Stücken an, mich zu begleiten. Sie war den Augenblick bekannt im Haus, und erwarb ſich der **Selbert** ganze Zuneigung. Seitdem iſt ſie ſchon mehrmals, und erſt geſtern wieder hier geweſen. Die Kinder der **Selbert** waren ihr ſogleich von ganzem Herzen zugethan, und das Herz hüpft ihnen jetzt im Leibe, wenn ſie nur **Mariens** Namen nennen hören. Niemand aber iſt von ihr und ihrem muntern Weſen mehr eingenommen, als der brave Amtmann **Selbert**. Er iſt immer ſo voll von ihrem Lob, daß die **Selbert** geſtern zu ihm ſagte: Nun weis ich doch ſchon meine Nachfolgerinn, wenn ich ſterben ſollte. **Selbert** lächelte darüber. Unſre Freundinn hat würklich zuweilen trübe Stunden, und ſpricht von ihrem Tod, als ob er nicht mehr ferne wäre. Sie ſagt, es ſey ihr noch keine Schwangerſchaft ſo ſchwer geweſen, wie die gegenwärtige; Sie habe ſo viel trübe Ahndungen. Ich ſuche ihr dieſe Vorſtellungen ſo viel als möglich auszureden. Gegen das Ende des Oktobers ſieht ſie ihrer Niederkunft entgegen, und ich werde dann vermuthlich ganz zu ihr herüber ziehen. Denn dieß iſt die ſchicklichſte Gelegenheit, aus dem Haus meiner Baaſe wegzukommen. Leb recht wohl, liebe **Julie**! Ich bin Deine

Sophie B**

12.

Sophie an Madame Meyer.

Felbach, den 10. Oktober 1777.

Ich habe Dir, meine beste Julie, schon wieder eine sehr traurige Begebenheit zu melden, die mich so niedergeschlagen hat, daß ich mich bis jezt noch nicht davon habe erholen können. Ich schrieb Dir neulich, unsre Selbert sehe gegen das Ende dieses Monaths ihrer Niederkunft entgegen. Diese ist vor fünf Tagen erfolgt, und hat, leider! der liebsten, besten Frau das Leben gekostet. Alle ihre traurige Ahndungen trafen ein, und die Theure, Unvergeßliche ist nicht mehr. Sie gab einem Kind das Leben, und verlohr dadurch das ihrige. Zween Tage lang rang sie mit den schröcklichsten Geburtsschmerzen, und am dritten unterlag die entkräftete Natur. Sie seegnete ihren Mann, ihre Kinder, warf noch einen Blick voll Liebe auf mich, drückte mir noch einmal die Hand, und die reinste, beste, liebevollste Seele verließ den anmuthsvollsten, zartstgebildeten Körper, und wir standen da, rangen die Hände, weinten dem geliebten, theuren Geist nach, und noch jezt ist unser aller Herz voll Jammer. O Julie, warum mußte diese theure Frau sterben, und ich bleiben? Ich, der kein Mensch, keine Kinder nachgeweint hätten? Ich wäre weggegangen aus der menschlichen Gesellschaft, ohne eine Lücke drinn zurückzulassen. Mein Tod hätte etlich guten Seelen Thränen ausgepreßt, aber ihnen keine solche unheilbare Wunde geschlagen.

gen. Doch, das iſt ein Werk des Allerhöchſten. Seine Weisheit that das, ſo verborgen ſie jetzt unſern biedern Augen iſt.

Der Jammer, der in **Selberts** Hauſe herrſcht, ſeinen tiefen, ſtummen Schmerz, die lautern Klagen ſeiner Kinder, alles das kann ich Dir nicht beſchreiben. Ich bin noch ſo ganz betäubt; In meinem Kopf ſchwindelt alles durch einander, und in meinen Gliedern liegt Entkräftung. Ich glaube, daß meine vorher ſchon ſo ſchwächliche Natur endlich auch den vielen Kämpfen und Erſchütterungen unterliegen wird. Vielleicht bin ich bald bey unſrer **Selbert**, meiner Mutter und meinem **Wilhelm**. O **Julie**, wie wohl wäre mir bey dieſen Theuren!

Uebermorgen ziehe ich wieder nach **Freydorf** zu meiner Baaſe hinüber; Denn ob ich gleich im Sinne hatte, künftig meine Wohnung in **Felbach** aufzuſchlagen, ſo muß ich jezt doch dieſen Vorſchlag wieder aufgeben, weil man gleich Anmerkungen darüber machen würde, wenn ein Mädchen in meinem Alter und in meiner Lage ſich bey einem Wittwer aufhielte. **Selbert** bekommt eine Haushälterinn, die ein gutes Lob hat.

Ich kann Dir dießmal unmöglich mehr ſchreiben. Leb wohl! Vielleicht ſchreib ich nächſte Woche wieder. Deine

Sophie.

13.

Sophie an Madame Meyer.

Freydorf, den 18. Nov. 1777.

Dank Dir, meine Theureſte, für Deinen letzten, lieben, freundſchaftlichen Brief. Ich konnte es vermuthen, daß auch Dich die Nachricht von dem Tode unſrer beſten, theuren Selbert ganz niederſchlagen werde. Für mich wird dieſer Tod noch von einer andern Seite her eine Quelle von Kummer und Unruhe. Lies nur den beygeſchloſſenen Brief, um Dir alles Traurige meiner Lage vorſtellen zu können! Selbert ſchickte mir geſtern den Brief verſiegelt herüber. Ich weis nun nicht, ob er, oder ob noch die Seelige ſelbſt den Brief geſiegelt hat? Auch nicht, ob er überhaupt etwas von dem Innhalt des Briefes weis, oder nicht? Ich ſchwebe nun deßwegen in täglicher Unruhe und Beängſtigung, und weis mir nicht zu rathen, wenn das, was ich fürchte, erfolgen, und ſich Selbert an mich wenden ſollte. Daher bitte ich Dich, die Du, nebſt Marien, der ich aus beſondern Gründen nichts davon entdecken kann, meine einzige bewährte Freundinn auf der Welt biſt, mir mit der nächſten Gelegenheit aufrichtig zu ſchreiben, was und wozu Du mir rathеſt. Du ſiehſt, daß hier keine Zeit zum Zögern iſt. Schick mir auch den Brief wieder mit zurück. Ich bin noch zu betroffen, um mehr hinzu ſetzen zu können, als daß ich bin Deine aufrichtigſte Freundinn

Sophie B**

14. Ma-

14.

(Als Einſchluß des vorhergehenden.)

Madame Selbert an Sophien.

Felbach, den 24. Sept. 1777.

Meine herzlich geliebteſte Freundinn!

Wenn Sie dieſen Brief durch meinen lieben Selbert erhalten, dann bin ich ſchon in einer andern Welt. Ich habe lange, lange Zeit bey mir ſelber angeſtanden, ob ich dieſen Brief ſchreiben ſölle? Endlich ſiegte mein Herz über alle Einwürfe und Bedenklichkeiten. Ich kann nicht länger; Ich muß ſchreiben. Sie wiſſen, meine Herzensfreundinn, daß ich während dieſer meiner Schwangerſchaft immer ſchon mit bangen Ahndungen, als ob mich meine Niederkunft das Leben koſten würde, zu kämpfen hatte. Sie ſuchten mich zu beruhigen, und mir Gründe vorzulegen, daß ich mich vielleicht nur mit leeren Einbildungen ängſtigte. Ich gab Ihnen alles zu. Sie wiſſen, daß ich ohnedieß ſonſt nicht abergläubig bin. Aber die Ahndungen kommen immer und häufiger und ſtärker wieder. Ich kann die Vorſtellung von meinem nahen Tode nicht aus meinem Herzen verbannen. Es müſſen ja auch nicht blos eingebildete Ahndungen ſeyn. Es kann ja ſeyn, daß ein Keim des Todes in mir liegt, der der Seele dunkle Empfindungen von ihrer nahen Auflöſung zuführt. Doch, wir wollen jetzt darüber nicht ſtreiten, meine Sophie! Bekommen Sie dieſen Brief, dann bin ich todt, und

mein Gefühl hat mich nicht getäuſcht. Ich eile zu der Hauptſache, die mich ſo unwiderſtehlich dringt, dieſen Brief an Sie zu ſchreiben.

Daß ich an ſich ſelbſt den Tod nicht fürchte, wiſſen Sie, da wir ſchon ſo oft, und erſt vor fünf Tagen wieder über dieſe wichtige, uns allen bevorſtehende Veränderung geſprochen haben. Mit Freuden würde ich dieſe Welt verlaſſen, um in ein beſſeres Leben einzugehen. Aber Sie wiſſen auch, Sophie! ich habe einen Mann, den ich zärtlich und aufrichtig liebe. Ich habe drey Kinder, die noch unerzogen ſind, wovon das jüngſte erſt in ſein zweytes Jahr geht, und zu denen vielleicht noch das vierte kommt, das, wann Sie dieſes leſen werden, hülflos in der Wiege liegen, und umſonſt die Brüſte ſeiner Mutter ſuchen wird, um die erſte Nahrung draus zu ſaugen. Die Trennung von dieſen Theuren und Geliebten iſt es, die mir den Abſchied unendlich ſchwer macht. Der Gedanke dran füllt mich mit Schrecken, daß ich zurückbebe, und oft mit der Troſtloſigkeit ringe. Wenn ich oft an der Seite meines Selbert, in dem Kreiſe meiner ſo geliebten Kinder ſitze, und der Gedanke überfällt mich: Dieſe Theuren muſſt Du vielleicht bald verlaſſen, ſie allein und hülflos, in einer Welt voll Gefahren, zurücklaſſen, ehe ſie noch gebildet, erzogen, und in Stand geſetzt ſind, ſich drauf fortzubringen; Dann kann ich mich nicht mehr halten; Dann eile ich auf mein Zimmer in die Einſamkeit, werfe mich nieder vor Gott, dem Vater der Waiſen, und rufe aus: Ach erbarm dich, erbarm dich ihrer! Sey ihr Vater, und gib ihnen eine Mutter, die das für ſie ſey, was ich bisher

bisher für sie war! Wann ich dann aber wieder etwas ruhiger werde, und in Gedanken um mich her blicke, um die aufzusuchen, die bey meinen armen Kindern Mutterstelle vertreten, und ihnen alles das wieder werden könnte, was ich ihnen bin und bisher war, dann finde ich Niemanden, der das mehr und so ganz seyn könnte, wie Sie, meine Herzensfreundinn! Ihre Hand möchte ich am liebsten in die Hand meines theuren Selbert legen; Ihnen am liebsten das zarte Herz und die Bildung meiner armen Kleinen anvertrauen. O, wenn ich wüsste, daß Sie sich zur Ausübung dieser mir so theuren Pflichten verstehen wollten, wie gern, wie ruhig würde ich dann diese Welt verlassen! Sie, meine Beste, kennen das Herz und die ganze Denkungsart meines theuren Selbert; Sie sagten mir oft, Sie schätzten ihn hoch, und hielten ihn für einen würdigen Mann; Wie ganz und uneingeschränkt er Sie hochschätzt, wissen Sie selbst am besten. Sie, meine Sophie, kennen die Grundsätze, nach denen ich meine Kinder bisher erzogen habe; Sie stimmten in diesen Grundsätzen mit mir überein, und billigten sie, und würden also auf ihnen das angefangene Gebäude fortführen: Sie kennen das Gemüth und die Denkungsart meiner Kinder, tragen zu ihnen, als den Kindern Ihrer Freundinn, die zärtlichste Liebe, und werden von diesen Kindern wieder mit einer Liebe geliebt, die jezt schon an kindliche Liebe gränzt. O, meine Sophie, meine Herzensfreundinn, wenn Sie meines Selbert, meiner Kinder sich annähmen, meine Nachfolgerinn würden, wie gern stürbe ich dann! Wie würde ich Ihnen einst noch im Himmel an dem Tage jenes ewigen Wiedersehns dafür danken! Können, wollen Sie die Bitte einer

Freun-

Freundinn, die Sie ſo ſehr liebt, erfüllen? Zwar ich weiß, daß ich ein groſſes Opfer von Ihnen fordere, daß der Entſchluß, in einer ſolche Bitte zu willigen, nicht leicht iſt; Aber ich kenne Sie auch, daß Sie nicht wie der gemeine Haufe von Menſchen, die ſich Freunde und Freundinnen nennen, denken; Daß Sie über Vorurtheile ſich hinweg zu ſetzen wiſſen, wo ein ſolcher Dank, ja noch mehr, ein ſolcher Lohn, von Gott zu verdienen iſt. Ich hätte mich mit dieſer Bitte ſonſt an keinen Menſchen auf der ganzen Welt wagen mögen. — Zwar weiß ich auch, meine Sophie, daß Sie mir oft ſagten, Sie wollten um Ihres ſeeligen Geliebten willen lieber ſo bleiben, wie Sie ſeyen, und gar nicht heyrathen. Sie wiſſen aber auch, was ich Ihnen oft, ohne damals noch eine Nebenabſicht zu haben, darüber ſagte, und daß ich Ihren Vorſatz keinesweges billigte, noch billigen konnte. Glauben Sie denn, Ihr ehemaliger Geliebter denke jetzt noch, wie er ehemals als Menſch auf der Welt gedacht hat? Ich denke jetzt ſchon, da ich nur in Gedanken am Rand des Grabes ſtehe, über das, was wir Menſchen Liebe nennen, ganz anders, als ich ehemals in meiner Jugend dachte. Ein ſeeliger, vollendeter Geiſt kann ſich nur freuen, wenn er hört, daß ſeine auf der Welt zurückgelaſſenen Geliebten ſich ſelbſt und ihre Neigungen überwinden, um die Pflichten, um derer willen ſie auf der Welt ſind, zu erfüllen. Glauben Sie nicht, daß die Freude Ihres ſeeligen Geliebten über alles groß ſeyn wird, wenn ich, oder ein andrer ſeeliger Geiſt ihm erzähle: Seine geliebte Sophie habe ihn beweint, aber auch den edeln Schluß gefaſſt, die Mutter der Kinder einer Freundinn zu werden, ſie zu erziehen, und zur

Glück-

Glückſeeligkeit zu leiten, da ſonſt dieſe Kinder vielleicht unglücklich geworden wären? Gewiß muß eine ſolche Nachricht die Seeligkeit Ihres Seeligen vermehren; Gewiß würde er das nicht bey der Nachricht fühlen, daß Sie um ſeinetwillen Ihr Leben hintrauerten. Sie können ja doch ſein bleiben, wenn Sie ſchon einen andern Manne ihre Hand geben. In der Ewigkeit iſt es ja anders als auf der Welt. Sie wiſſen ja, was unſer Herr ſagt, daß man dort nicht freyen, noch ſich freyen laſſen wird.

Und auch Ihre künftige Sache und Glückſeeligkeit auf der Welt werden Sie durch die Gewährung meiner Bitte gewiß weit eher vermehren, als vermindern. Sie verbinden ſich dadurch einen Mann, der ſein gröſſtes Glück darinnen ſuchen wird, Ihnen ſeinen Dank zu zeigen, und das Leben recht angenehm zu machen. O, mein Selbert iſt ein würdiger und edler Mann, der ſeine gröſſte Seeligkeit in Beglückung andrer Menſchen ſucht. Und wie glücklich, meine Sophie, muß Sie der Dank meiner Kinder und das Bewuſſtſeyn machen, die Schöpferinn ihres Glücks zu ſeyn! — Wenn Sie aber bleiben, wie ſie bisher waren, wie vielen unangenehmen Schickſalen werden Sie nicht ausgeſetzt ſeyn! Ich weis aus eigner Erfahrung, wie hart und ſchmerzlich es einem fällt, unter Leuten zu leben, von denen man abhängt, und die uns dabey noch dieſe unſre Abhängigkeit fühlen laſſen. Sie, meine Sophie, hangen doch immer in gewiſſer Maaſſe auch von Ihren Verwandten in Freydorf ab. Sie erzählten mir erſt vor etlichen Tagen mit Thränen, wie viele bittere Anmerkungen

und

und Stichcleyen Sie von ihrer Baase anhören müssten. Gesetzt auch, Sie wählen künftig einen andern Aufenthalt, so müssen Sie doch immer unter Leuten leben, deren Hülfe sie nöthig haben, und die Ihnen diese nicht schuldig zu seyn glauben, und sich deßwegen allerley gegen Sie herausnehmen werden. Und je mehr das Alter zunimmt, desto mehr nehmen unsre Bedürfnisse zu; Von unsern Freunden stirbt einer nach dem andern dahin, und wir stehen einzeln und verlassen da. Liebe Sophie, ich habe so viele alte Jungfern im Stande der Armuth oder Verachtung mit innigem Mitleidsgefühl gesehen. Das ist ein trauriger erbarmungswürdiger Zustand. Ich bitte Sie, bey aller unsrer Freundschaft, suchen Sie diesem Zustand zu entgehen, jetzt, da es noch in Ihrer Macht und freyen Wahl steht!

Sehen Sie, meine Herzensfreundinn, das sind einige von den Gründen, die ich Ihnen, gewiß nicht blos um meinetwillen, sondern zugleich aus herzlicher Liebe gegen Sie, vorlegen wollte. Ich hätte sie noch stärker vortragen können; Aber ich vermied sorgfältig alles, was die Gestalt einer Ueberredungskunst hat. Prüfen Sie nun, ob Ihre Freundinn, die, wann Sie dieses lesen, schon bey Gott ist, Recht oder Unrecht hatte? und dann folgen sie Ihrer Ueberzeugung, und dem, was Ihr Herz Ihnen sagt, und nicht blos der Stimme der Freundschaft, der Sie bisher immer so willig gefolgt sind. Ich wünsche das Wohl meines theuren Selbert und das Glück meiner so geliebten Kinder herzlicher, als alles andre auf der Welt; Aber mit der Ruhe und dem Glück einer andern so theuren Freundinn

möcht

möcht ich es um aller Güter willen nicht erkaufen. Ich weis, Sie gewären mir meine Bitte, wenn es Ihnen Ihre Ueberzeugung zuläſſt. Können Sie meine Wünſche nicht erfüllen, ſo haben Sie demohngeachtet eine Freundinn im Himmel, die an jenem Tage, wenn auch ihre Seele ſich von ihrem Körper losreiſſt, und zum Sitz der Himmliſchen empor ſchwingt, Sie mit einer Freundſchaft, die alsdann ſich noch mehr äuſſern kann als jetzt, und alles übertrifft, was Erdenfreundſchaft heißt, empfangen, und ſie für die Liebe, die Sie mir bisher erwieſen haben, mit den wärmſten Danks = und Freudenthränen ſeegnen wird. Können Sie nicht meines Selbert Gattinn werden, o ſo bleiben Sie doch ſeine Freundinn! Können Sie nicht meiner Kinder Mutter werden, o ſo ſchenken und erhalten Sie doch fernerhin ihnen Ihr Herz und ihre Liebe! Bethen Sie für ſie zu Gott! Unterſtützen Sie meinen theuren Mann mit Ihrem Rath, wenn er zu der Wahl einer neuen Gattinn ſchreitet! Sie wiſſen, was wir oft im Scherz von Marien ſagten. Glauben Sie, daß ſie meinem theuren Mann und meinen theuren Kindern nur zur Hälfte das ſeyn kann, was Sie, meine Sophie dieſen Theuren hätten werden können, o ſo thun ſie alles, was in Ihren Kräften ſteht, um dieſe Verbindung zu befördern!

Und nun ſey der Gott mit Ihnen, meine Herzensfreundinn, der mich vielleicht bald zu ſich in Seinen Himmel ruft! Er ſeegne Sie für alle Liebe, die Sie mir und den Meinigen erwieſen haben! Mein Herz iſt voll Rührung. Meine Gedanken werden Gebeth. Leben Sie im

Land

Land der Thränen und des Todes glücklich, bis wir uns im Reich der Freuden, bey dem Heyland den wir lieben, und von dem wir alles hoffen, wieder sehen! Ich bin ewig, ewig Ihre Freundinn

C. Selbert.

* * *

15.

Sophie an Madame Meyer.

Freydorf, den 12. Dec. 1777.

Verzeyh, liebste Julie, daß ich Dir auf Deinen lieben, grossen Brief erst jetzt antworte! Es gieng in unserm Haus, und noch mehr in meinem Kopf und Herzen, bisher alles so bunt durch einander, daß ich keine zwo ruhige Stunden zum Schreiben zusammenbringen konnte. Die Kinder hatten die Blattern; Ich selbst war auch über zween Tage lang bettliegerig und bin auch jetzt noch zum Schreiben wenig aufgelegt.

Der Innhalt Deines Briefes war so, wie ich ihn mir vermuthete. Ich konnte es voraussehen, daß Du mir rathen würdest, die Bitte unsrer seeligen Freundinn zu erfüllen, und dem Amtmann Selbert meine Hand zu geben. Ich habe alle Deine Gründe wohl erwogen, habe lange,

lange, lange mit mir selbst gekämpft, und nun endlich einen Entschluß gefaßt, mit dem Du zufrieden seyn wirst. Ich will, da alles auf mich hereinstürmt, nachgeben; Will — ja, ich muß es endlich niederschreiben, so sehr mir auch die Hand dabey zittert — will Selberten, wenn ers verlangt, und verlangen kann, meine Hand geben. O Julie, Du kannst nicht glauben, welche Ueberwindung mir dieser Entschluß kostete; Und doch drang mich fast alles, ihn zu fassen. Der Brief unsrer Selbert, die Gründe, die sie drinn anbrachte, und denen ich nichts von eben dem Gewichte entgegen setzen konnte, dieß gab mir den ersten Stoß, der mich in meinen bisherigen Gesinnungen etwas wankend machte. Dazu kam denn Dein Brief, in dem Du mirs so dringend ans Herz legst, den Bitten einer sterbenden Freundinn nachzugeben. Du machst es mir zur Gewissenssache, und hast mich so gerührt, daß Dein Brief ganz naß von Thränen wurde. Auch verstärkst Du die Gründe unsrer Seeligen noch mehr, und fügst neue hinzu, die nicht weniger wichtig und überredend sind. Ich fieng nun in meinen Entschlüssen zu wanken an, fasste bald diesen, bald jenen, und war eben im heftigsten Kampfe mit mir selbst begriffen, als noch folgendes hinzukam, und meine Wahl bestimmte. Du kennst meine Baase, kennst ihr listiges, neidisches Wesen, und ihren Eigennutz, der von diesem allen die Quelle ist. Ich rechnete nicht viel auf ihre Freundschaft und ihr gutes Herz. Aber anfangs, eh ich sie genauer kannte, dachte ich doch noch ganz gut von ihr, und hielt sie, eben nicht für ein vorzügliches, aber doch für ein unschädliches Geschöpf, das jedem das seine gönne. Daß sie das nicht ist, davon ward ich

bey näherer Bekanntschaft mit jedem Tage mehr überzeugt, und kann sie nun, so gern ich auch Gutes von den Menschen denke und rede, für nicht mehr und nicht weniger halten, als für eine heimtückische, niedrige, ganz von Eigennutz und Eigendünkel besessene Seele. Seit dem Tode meiner seeligen Mutter arbeitet sie beständig dran, mir den Aufenthalt in ihrem Hause täglich mehr zur Hölle zu machen. Seit dem Tode unsrer Selbert aber macht sies ärger als jemals. Ich konnte mir immer den Grund davon nicht angeben. Endlich hat sie sich vor zween Tagen selbst verrathen. Seit den zehen Tagen, daß ihre Kinder die Pocken haben, bin ich nie länger als ein paar Stunden von ihren Betten weggekommen, und habe ihnen zehenmal mehr gewartet, als ihre Mutter, so daß ich zuletzt selbst, wie ich schon oben meldete, bettliegerig wurde. Vorgestern Nachmittags, da ich selbst noch matt war, gieng ich, nachdem ich drey Stunden bey den Kindern zugebracht hatte, auf mein Zimmer, ließ mir einfeuren, und kam erst beym Abendessen wieder auf das Wohnzimmer. Marie, die auch genug leidet, fragte mich nach meinem Befinden, und ich gab ihr zur Antwort, daß ich es wohl besser wünschte. — Freylich, sagte die Amtmänninn; Den Verliebten fehlt beständig etwas. Nun, in Felbach drüben beym Herrn Amtmann wirds schon besser werden. Eh ich noch auf diesen Spott, den ich noch gar nicht verstand, etwas antworten konnte, fieng sie an, erst noch weiter zu spötteln, und dann grob und beleidigend zu werden, und mir Undank und andere schändliche Dinge vorzuwerfen. Sie wiss' es gewiß, sagte sie, sie habs gelesen, daß ich den Amt-

mann heyrathen, und alſo das Geld, das ihr und ihren Kindern von Rechtswegen gehöre, aus dem Haus und aus der Verwandtſchaft wegſchleppen wolle. Ich ſey ein ſchändliches und undankbares, ein verbuhltes, mannsſüchtiges Ding, und was dergleichen Schimpfwörter mehr waren, die ich nicht einmal anführen mag. Meinetwegen! ſagte ſie endlich. Sie können gehen; Die Thüre ſteht ihnen heut wie morgen offen. — Ich ſagte nur wenig Worte zu meiner Vertheidigung. Man ließ mich aber nicht zu Worte kommen. Selbſt ihr phlegmatiſcher Mann, der ſonſt immer gut von mir dachte, ſich nun aber auch von ihr hat umſtimmen laſſen, ſagte mir Grobheiten und Unanſtändigkeiten ins Geſicht. Ich hielts für das beſte, zu ſchweigen, gieng auf mein Zimmer, ließ mir das Eſſen dahin bringen, und habe ſeitdem weder die Amtmänninn, noch ihn wieder geſehen. Alſo lebe ich in einem Hauſe, wo man mein Zimmer erbricht, und meine Briefe lieſt? Denn während, daß ich bey ihren Kindern am Bette ſaß, muß die Amtmänninn ſich auf mein Zimmer geſchlichen, und da entweder aus dem Brief unſrer ſeeligen Selbert, oder aus dem Deinigen, die alberne und falſche Nachricht herausgeſogen haben, daß ich mir um Selbert Mühe gebe, oder, wie ſie ſich ausdrückt, um ihn buhle. Alſo um der Hofnung willen, einſt mein Geld zu kriegen, hat man mich bisher im Haus geduldet, und nicht weil ich eine Anverwandte bin, und auſſerdem noch meine Koſt richtig und reichlich bezahle, und mir bisher mit Bildung der Kinder alle Mühe gab? Wenn ich alſo mein Geld anwenden wollte, wie es mir beliebte, ſo müſſe ich mit dem Titel einer Undankbaren vor-

lieb nehmen? O Gott, was für Menschen sind das! — Mit solchen und ähnlichen Gedanken brachte ich den übrigen Theil des Abends auf meinem Zimmer zu. Thränen des Unwillens und des Gefühls erlittnen Unrechts pressten sich aus meinen Augen. Ich fühlte, daß ich dieses Haus verlassen müsste, beschloß es zu verlassen, kämpfte aber noch mit mir selber über das Wie? ob ich mich zu der Verbindung mit Selbert entschliessen, oder mich um eine andre Kost umsehen soll? Von diesen Kämpfen und Thränen abgemattet, schlief ich endlich ein, ohne noch einen festen Entschluß gefasst zu haben, und da hatte ich einen so rührenden, so äusserst lebhaften Traum, der sich meinem Herzen so tief eindrückte, daß ich von dem Augenblick an meine Wahl durch ihn bestimmen ließ. Ich gieng — so kam es mir vor — auf einer mir bekannten Wiese, und kam endlich unvermerkt auf eine ziemliche Anhöhe, von der ich auf einen Gottesacker hinabsah, vollkommen dem in Felbach gleich. Gott, welch ein Anblick! Eins von den Gräbern öfnete sich, und bleich, entstellt, mit eingefallenem Gesicht, stieg aus ihm unsre seelige Freundinn herauf, sah zu mir nach dem Hügel, hub ihre Hände bittend zu mir auf, und rief mit hohler Stimme: Werden sie die Mutter meiner Kinder! Ach, Sophie, — indem wies sie auf die Kinder, die zu ihren beyden Seiten standen, und das Neugebohrne nahm sie auf den Arm, und hubs zu mir herauf — werden sie die Mutter dieser Kleinen! — Bebend und mit kaltem Schweis bedeckt, wachte ich auf, und rief: Ja, ich will ihre Mutter werden. — Und nun, Julie! ists beschlossen! Wenn Selbert meine Hand begehrt, so gebe ich sie

ihm.

ihm. Ja! ich wünſche, daß er nur bald käme, und bey mir drum anhielte! Das Schattenbild unſrer Freundinn verfolgt mich überall hin, ſo wie es mir im Traum erſchien; Ich habe nirgends keine Ruhe, und in dieſem Haus, wo man mir ſo begegnet hat, am allerwenigſten. Ich bin in einer Art von Taumel, und wünſchte, daß in dieſem alles ſchnell vorgienge, was vorgehen ſoll! — Noch weis ich nichts von Selbert. Vor drey Wochen ließ er bey mir anfragen, ob ich ihn vergeſſen habe, und ob meine Freundſchaft mit ſeiner Frau geſtorben ſey? — Ich wollte, daß er wieder ſchickte, und mich zu ſich einlüde! So gieng alles in Einem Taumel hin. — Nicht wahr, Julie, ich bin ein ſeltſames Geſchöpf? O, ich bin mir ſelber unbegreiflich. — Nun, adjeu! Ich mag über ſolche Dinge, mit ſo vollem Herzen, nicht länger plaudern. Bald kanns Neuigkeiten geben. Indeſſen Deine treue

Sophie.

16.

Sophie an Madame Meyer.

Freydorf, den 2. Jenner. 1778.

Ich bin noch in Freydorf, meine Beſte, und Du wirſt Dich drüber wundern. Es hat alles eine andre, unerwartete Wendung genommen, und ich bin damit zufriedener, als ich Dir ſagen kann. Du wirſt Dich über den Schluß meines letztern Briefes gewundert haben, und das mit Recht. Ich war in einer Stimmung, oder vielmehr Ueberſtimmung, die ein ganz andres Weſen aus mir machen zu wollen ſchien. Die Mißhandlungen, die ich von meinen Anverwandten auszuſtehen hatte, der Traum, in dem mir unſre ſeelige Freundinn erſchienen war, und eine auſſerordentliche Wallung in meinem Geblüt, die von einer übergangnen Aderläſſe herrühren mochte, alles das hatte meine Lebensgeiſter ſo erhöht und erhizt, daß ich mich nur halb noch meiner ſelbſt bewuſſt, und zu jeder, noch ſo abentheurlichen Entſchlieſſung aufgelegt war. Auch mochte die eben gar nicht edle Begierde, mich an meiner Baaſe für ihre Ungerechtigkeit zu rächen, das ihrige mit dabey thun. Es war alſo natürlich, daß ich bereit war, meine Hand an Selbert zu geben, und die Zeit, da er mich darum bitten würde, mit Ungeduld herbeywünſchte. Ob er auch wohl wünſche, mich zur Frau zu nehmen, daran dachte ich nicht einen Augenblick, ja ich glaube, wenn er damals hieher gekommen wäre, daß

ich

ich mich ihm von freyen Stücken würde angebothen haben. Aber zu meinem Glücke kam er nicht. Der Taumel verflog nach ein paar Tagen wieder; Ich erſtaunte über mich ſelbſt und über das, was ich geweſen war. Ja, ich fieng an, mich vor mich ſelbſt zu ſchämen, und kam mir als ein tolles, übertrieben heftiges, verächtliches Geſchöpf vor. Meine Seele gab wieder ſanftern und trübern Vorſtellungen Platz. Ich dachte, was muß der Geiſt deines Wilhelms gedacht und gefühlt haben, wenn er während dieſes Taumels dich umſchwebt hat? Ich fieng an bitterlich zu weinen, und bath den Geiſt des Beleidigten um Verzeyhung. Der Wunſch, meine Hand an Selbert zu geben, kam mir jetzt als ein Meyneyd vor; Ich bebte vor ihm zurück, und zitterte vor dem Augenblick, da Selbert kommen möchte, mich beym Wort zu nehmen. — In dieſem Zuſtand war ich, als ein Bothe mir ein kleines Briefchen von Selbert brachte, deſſen Innhalt war: Er hätte über etwas äuſſerſt wichtiges mit mir zu ſprechen, das er gar nicht aufgeſchoben wünſchte. Ich möchte nur beſtimmen, ob er ſelbſt hieher kommen ſoll, oder ob ich wolle zu ihm nach Felbach hinüberkommen? Im letztern Fall woll er mich in einem Schlitten abholen laſſen. Ich erwählte aus mehr als Einem Grund das letztere, vorzüglich um den kahlen Spöttereyen meiner Baaſe, und auch den Grobheiten, die ſie an Selbert zu begehen wohl im Stande geweſen wäre, auszuweichen. Zitternd ſchrieb ich ihm, ich wollte den nächſten Tag ſeinen Schlitten erwarten, und zu ihm hinüberkommen. O Julie, was ich nun bis auf die Stunde der Abfahrt erlitten, mit welch quälenden und ängſtigenden Vorſtellungen ich gerungen habe, kann ich Dir unmöglich beſchrei-

ſchreiben. Und da ich nun den Schlitten ſchellen hörte, und mich drein ſetzte, ach da war mir ſo bang, wie kaum einem ſeyn kann, der zum Tod geführt wird. Ich dachte gar nichts anders, als daß er die Bitte ſeiner Gattinn wiederholen, und mir ſeine Hand anbiethen werde. Tauſend Entwürfe, Antworten und Ausflüchte, die ich gegen ihn vorbringen wollte, durchkreuzten ſich in meiner Seele; Und doch wuſſte ich noch nicht, was ich antworten, was ich ihm entgegenſetzen, und ob ich überall ſein Anerbiethen ausſchlagen werde oder könne? So kam ich, da ich noch weit vom Dorfe zu ſeyn glaubte, und mich noch weiter davon wegwünſchte, vor dem Amthaus in Felbach an. Kaum war ich ſtark genug, vom Schlitten aufzuſtehn und abzuſteigen. Selbert kam unter die Thüre, both mir die Hand, und führte mich die Treppe hinauf. Als ich in das Zimmer trat, da flogen die Kinder auf mich zu, hängten ſich an meine beyden Arme an, und küſſten ſie. Eine neue Erſchütterung für mich; Denn der Traum fiel mir ein, da mir unſre Seelige ihre Kleinen anbefahl. Ich war ſo entkräftet und ſo ſehr bewegt, daß ich mich niederſetzen muſſte. Die Kinder ſchmeichelten noch um mich herum, und Selbert ſetzte ſich mir gegenüber. Ich gab den Kindern einiges Spiel- und Zuckerwerk, das mir Marie, nach der ſie ſogleich beym erſten Willkomm gefragt hatten, für ſie mitgegeben. Die gute Marie! ſagte Selbert. Aber, ſetzte er hinzu, ſie lieſſen uns ja gar nichts von ſich hören, und ſehn auch ſo blaß und mager aus; Sie ſind doch nicht krank geweſen? — Ja, gab ich zur Antwort; Ich war ziemlich übel auf, und bin auch noch nicht ganz hergeſtellt. Ueberhaupt glaub ich, daß mich meine viele Leiden bald auch ins

Grab

Grab legen werden. — Gott behüte! sagte er; Weg mit solchen melancholischen Gedanken! — Indem brachte die Haushälterinn Koffee, und das Gespräch ward wieder abgebrochen. Durch allerley andere Gespräche, die zum Theil unsre seelige Freundinn betrafen, ward ich wieder etwas zerstreut, und konnte mich ein wenig sammeln und erholen. Als der Koffee getrunken war, stund Selbert auf, und sagte, wenn mirs gefällig sey, so wollten wir auf sein Zimmer gehen, weil er etwas besonderes mit mir zu reden habe. Nun schlug mir das Herz von Neuem; Nun erwartete ich den schon lang gefürchteten Streich; Zitternd stund ich auf, und gieng mit Selbert auf sein Zimmer, wie ein Missethäter, der vor den Richterstuhl gerufen wird, um da sein endliches Todesurtheil anzuhören.

Ich musste mich neben ihn auf einen Sopha setzen, und nun fieng er ziemlich bewegt und etwas stotternd an; Sie wissen den traurigen Schlag, der vor ein paar Monathen mich betroffen hat. Sie kennen meine ganze Lage, wissen, daß ich vier unerzogene, zum Theil noch unmündige Kinder habe, auf deren Erziehung ich bey meinen Amtsgeschäften wenig oder keine Zeit wenden kann. Meine Haushälterinn muß sich der häuslichen Geschäfte annehmen, und hat auch das Geschick nicht, Kinder gut zu erziehen. Ich sehe mich also in die Nothwendigkeit versetzt, mich um eine andre Freundinn und Gehülfinn, und um eine Mutter für meine hülflosen Kinder umzusehen. Meine Seelige rieth mir das auch noch in ihrer letzten Stunde. — Hier war der rechtschaffne Mann so bewegt, daß er inne halten

muſſte. Er zog ſein Schnupftuch heraus, und wiſchte ſich die Thränen ab. — Zu Ihnen, meine theure Freundinn, fieng er nach einiger Zeit wieder an, und legte meine zitternde Hand in die ſeinige; Zu Ihnen hab ich alles Zutrauen; Sie waren die wahrſte, vertrauteſte Freundinn meiner Seeligen. — Hier hielt er wieder etwas inne, und weinte. Ich glaubte, ich müſſte vergehen. — Ihnen, fuhr er fort, kann ich mein Herz anvertrauen. Geben ſie mir ihren Rath! Ich weiß von ihnen ſelbſt und von meiner Seligen, daß ſie keine Verbindung mehr eingehen wollen. Freylich wünſcht' ich niemand anders. . . . Er hielt wieder inne, und Zentnerlaſten fielen mir vom Herzen. Reden ſie, ſagte ich, theurer Mann! Ich will ihnen rathen, wie mir ſelber. — Nun, ſo ſagen ſie mir, fuhr er, wie es ſchien, auch mit leichterm Herzen fort; Was halten ſie von Marien? Glauben ſie, ſie, rathen ſie mir zu ihr? Glauben ſie, ſie werde meine Hand annehmen? — O ſie wird ſich glücklich ſchätzen, ſagte ich. — Keine Komplimente! rief er aus; Nichts von glücklich ſchätzen! Es iſt etwas ſchweres, vier ſo kleine Kinder anzutreten. Alſo glauben ſie, Marie könne ſich entſchlieſſen? Wollen ſie wohl mit ihr reden? — Ich will alles, ſagte ich; Es hat gewiß keinen Anſtand; Aber wiſſen ſie Mariens Geſchichte? Wiſſen ſie, daß ſie nichts, gar nichts im Vermögen hat, wenn nicht noch ihre Mutter . . . Er ließ mich nicht ausreden. Ich weiß alles, ſagte er, hab alles überlegt. Ich weiß Mariens Geſchichte. Es war eine Uebereilung. Sie ſcheint mir doch ein gutes, chriſtliches Geſchöpf zu ſeyn. Auch darf ſie arm ſeyn! Eine Reiche geht doch nicht in mein Haus, oder ſie taugt nicht für meine Kinder. Ich habe, Gottlob!

lob! genug. Marie taugt ſo ganz für meine Kinder. Sie wiſſen, wie oft wegen ihrer meine Seelige mit mir ſcherzte. Das fiel mir ſeitdem oft ein. Wenn ſie nur mit Marien darüber reden wollen.

Ich war nun wieder wie neu gebohren, ſprach noch viel mit Selbert von Marien, billigte ſeine Wahl, und verſprach ihm, wo möglich, noch denſelben Abend mit Marien, die gewiß voll Freude ſeyn werde, drüber zu ſprechen, und ihm gleich den folgenden Tag die Nachricht von meinem Geſchäfte zu überſchreiben. Er ward ganz heiter und vergnügt. Ich fuhr nach ein paar Stunden wieder fort, und er begleitete mich auf dem Schlitten bis vor unſer Haus hin. Ich hätte ihn gern auf mein Zimmer genöthigt; Aber es ward ſchon dunkel und er wollte durchaus nicht abſteigen, und begnügte ſich damit, Marien, die aus dem Fenſter ſah, ein Kompliment zu machen.

Ich war über die ſo ganz unverhoffte Wendung, die die Sache genommen hatte, auſſer mir vor Freuden. Nun waren alle meine Beſorgniſſe auf Einmal gehoben. Ich war nun aus meiner Schwürigkeit, die ich ſelbſt kaum hätte löſen können, auf Einmal ſo ganz herausgewickelt, daß ich, ohne mein geringſtes Zuthun, nicht nur meine Freiheit behielt, ſondern auch noch das Vergnügen hatte, das Glück einer Freundinn mit befördern zu helfen. Mein Entzücken war ſo groß, daß ich auf alle Spöttereyen meiner Baaſe nichts achtete, die aus dem

Um-

Umſtand, daß mich Selbert heimbegleitet hatte, den gewiſſen Schluß zog, es ſey nunmehr alles richtig, und vor Wuth und Aerger ſchäumte. Sobald das Abendeſſen vorbey war, winkte ich Marien, daß ſie mit mir auf mein Zimmer gehen möchte. Etwas neues! rief ich, ſo bald wir da allein waren; Ich bin eine Braut; Selbert iſt mein Bräutigam. — Ey das wäre! ſagte Marie, mit einigem Erröthen, erholte ſich aber bald wieder, und wünſchte mir aufrichtig Glück dazu. — Marie! ſagt' ich lächelnd; Können ſie das glauben, und wiſſen doch, wie ich in dieſem Stücke denke? Sagt ich ihnen nicht ſo oft von meinem Wilhelm? — Nein, Liebe! ich bin keine Braut; Aber Selbert iſt ein Bräutigam; Und nun rathen ſie, wer ſeine Braut iſt! — Das gute Mädchen erröthete noch mehr, als anfangs, und gerieth in ſichtbare Verlegenheit. Wie kann ich das wiſſen? fieng ſie an zu ſtottern; Ich kenne Niemand in der Gegend . . Nein, ich kanns nicht errathen . . ! Alſo hat er eine Braut? Iſts aber auch ein gutes Mädchen? Kann er glücklich werden? . . Sagen ſie! . . Ich weis nicht. . . Es iſt ein Mädchen, Marie, ſagt ich, ſo gut, ſo ſchön, ſo alt, wie ſie; Es heiſſt auch Marie; Aber die Frage iſt noch, ob ſie Selberten auch will? Ich ſoll Fürſprache für ihn bey ihr einlegen. — Wie? ſie will den edeln Mann nicht? rief Marie haſtig. — Liebe! ſagte ich; Sie könnten mir bey dem Mädchen auch behülflich ſeyn; Sie vermögen alles über ſie; Das Mädchen heiſſt „Marie Cramer.„ — O ſie ſpotten, rief Marie aus, ſchlug mich auf die Finger, ward feuerroth, und wendete ihr Geſicht weg. — Marie! ſagt ich;

ich; Seyn sie gut! Ich spotte wahrlich nicht; Ich bin ernsthafter als jemals. Selbert trug mir auf, sie um ihre Hand zu bitten. Morgen schreib ich ihm; Was darf ich ihm melden? — Grosser Gott! das ist zu viel, rief das Mädchen aus, fiel mir um den Hals, und Thränen rollten mir in den Busen. O Gott, o Gott! das verdien ich nicht! Nein, das verdien ich nicht! O, ich bitte sie, spotten sie nicht mit einem armen Mädchen! So rief sie in der heftigsten Bewegung aus, bis ich sie endlich nach vieler Mühe überzeugte, daß alles völliger Ernst sey. Sie konnte lange Zeit nichts reden, gieng händeringend in dem Zimmer auf und ab, hub ihre Augen und Hände in die Höhe, und rief endlich: Gott, das ist des Glücks zu viel! —

Nun erhuben sich bey ihr nach und nach allerley Bedenklichkeiten: Ihr voriger Fall, ihre Armuth, ihre Verstossung aus dem Haus ihrer Mutter, und dergleichen mehr. Ich versicherte sie, daß Selbert das alles wisse, und darauf nicht achte; Er glaube, daß sie eine gute Gattin, eine treue Mutter seiner Kinder seyn werde. Sie weinte von neuem wieder, und erhub die Großmuth Selberts, und dankte mir, als ob ich allein die Schöpferinn ihres Glückes wäre. — O Julie, ich fühlte Himmelsseeligkeit bey diesem Auftritt. Mein Herz ward über Welt und alles, was irdisch ist, erhaben; Mein Dank war so groß, als Marieno Dank war; Meine Freude so groß, wie die ihrige. Mit heissen Umarmungen und unter unzähligen Thränen schied das Mädchen erst nach Mitternacht von mir. Ich konnte noch zwo Stunden

den lang nicht einſchlafen, ſo ſehr war mein Blut in Wallung, ſo voll Freude mein Herz. Mein Schlummer war ein aneinander hängendes Gewebe von Träumen. Tauſenderley Bilder ſtunden vor mir. Auch unſre ſeelige Selbert erſchien mir, und dankte mir für das, was ich gethan hatte. — Ich habe nichts gethan, Julie! Aber ich glaube, daß unſre Seelige das billigte, was geſchehen iſt. Marie iſt gewiß würdig, in ihre Stelle einzutreten. Sie wird gewiß ihren Mann glücklich machen, und ihre Kinder ſo erziehen, wie ſie ſie ſelbſt erzogen hätte. Sie zielte ja ſelbſt am Schluſſe ihres Briefes auf Marien.

Kaum wars eine halbe Stunde Tag, ſo kam dieſe wieder auf mein Zimmer. Ich habe nicht ſchlafen können, Sophie! ſagte ſie; Mein Glück iſt zu groß. Ich konnte die ganze Nacht nichts als weinen und Gott danken. O, ſie kennen die Gröſſe meines Glücks. Sie könnens fühlen. Sie fiel mir um den Hals und weinte, und ich weinte mit ihr. — Nun will ich dem edeln Manne ſchreiben, ſagte ich! Er wird voll Unruh und Begierde warten. Ich ſchrieb ihm nur einige Zeilen. Schreiben ſie auch ein paar Worte hin, Marie! ſagte ich zu ihr. Sie nahm die Feder, konnte ſie kaum vor Zittern halten, und ſchrieb folgendes: „Edler, Groſsmüthiger, was ſoll ich ſagen? Dank, unausſprechlicher Dank! Das ſey mein ganzes künftiges Leben! O Gott, ich weiß keine Worte. Möcht ich all des Glückes wehrt ſeyn, das ſie über mich ausgieſſen, über ihre ewig dankbare

Maria Cramer.„

Ich

Ich ſchickte mit dem Briefchen ſogleich heimlich einen Bothen ab. Marie ſah bey Tiſche ſo entſtellt aus von vielem Weinen, daß die Amtmänninn nichts vorbringen konnte, als kahle Spöttereyen, auf die wir nicht achteten. Am Nachmittag kam, ſtatt einer Antwort, Selbert ſelber. Er hatte, gab er vor, Geſchäfte bey dem Amtmann. Dieſe waren aber in einer Viertelſtunde abgethan. Der Amtmann und ſeine Frau wuſſten nicht, wie ſie ſich dabey nehmen ſollten? Marie ließ ſich nur ein paarmal auf einige Augenblicke ſehen. Sie war allzu verwirrt. Sobald das Geſchäft abgethan war, lud ſich Selbert ſelbſt auf mein Zimmer ein. Marie war gleich auch da. Selbert gieng auf ſie zu, und ſchloß ſie ſchweigend in den Arm. Sie konnte nichts als ſchluchzen, und ward faſt ohnmächtig. — Alſo darf ich hoffen? ſagte endlich Selbert; Wollen ſie die Mutter meiner Kinder werden? Darf ich dieſe Hand die meinige nennen? — Edler Mann! ſagte ſie; Verzeihen ſie! Ich kann nicht reden. Aber dieſes Herz, dieſe Thränen . . . O ſie ſind mir mehr werth, als Worte, ſagte Selbert. — So ſprachen ſie noch eine Zeitlang, und ich ſtund zur Seite, und ſah den Ausbrüchen ihrer Empfindung mit Thränen zu. Endlich, da ſie ſich ein wenig erholt hatten, ſagte ich: Nun hab ich aber auch eine Bitte, daß ſie mich als Koſtgängerinn auf einige Zeit zu ſich nehmen. Selbert glaubte anfangs, ich ſcherzte nur; Als ich ihn aber verſicherte, daß es mein Ernſt ſey, bezeugte er die gröſte Freude drüber, ſo wie auch Marie. Sie verabredeten ſich drauf, ihre Abſichten noch geheim zu halten, weil Marie drauf beſtand, erſt an

ihre

ihre Mutter zu schreiben, und sie um die Einwilligung zu ihrer Verbindung zu ersuchen, ob ich gleich zweifle, ob sie diese erhalten wird. Sie versprach ihm drauf, ihn bald in Felbach zu besuchen, und er schied mit der grössten Zärtlichkeit von ihr. Meine Baase ist noch immer der Meynung, daß alles mir gelte, und ich höre deßwegen täglich nichts als Vorwürfe und Sticheleyen von ihr an, um die ich mich aber nicht viel bekümmere, weil ich weis, daß ich bald von ihr loskomme. Wenn sie könnte, so würde sie mich mit ihren Blicken tödten. Auch ihr Mann, der schwächer ist als ein Kind, hat sich von ihr so weit bringen lassen, daß er mir oft die derbsten Grobheiten und Sottisen ins Gesicht sagt. Mich dauren nur die armen Kinder der Amtmänninn, die ich so herzlich lieb habe, daß sie unter den Händen ihrer Mutter, die sich um sie gar nichts bekümmert, wieder ganz verwildern werden. Aber wer kann mir zumuthen, mich von ihrer Mutter so arg mißhandeln zu lassen?

Und nun noch ein paar Worte von mir selbst! Ich werde nun zwar vor der Hand bey Selbert in die Kost gehen. Weil ich aber fürchte, ich möchte ihm in die Länge beschwerlich fallen, und weil ich nun fest entschlossen bin, nicht mehr zu heyrathen, so halt ichs vor das beste, mich in das Jungfernstift in der Stadt einzukaufen, wenn wieder eine Stelle ledig ist. So häng ich dann doch weiter von keinem Menschen ab, und habe das Vergnügen, Dir, meine Julie, nahe zu seyn, und öfters Deinen Umgang geniessen zu können.

können. Den Reſt meines Vermögens vermache ich dann den Kindern der Amtmänninn. Schreib mir bald, ob Du mit dieſem Entwurf zufrieden biſt? Du haſt mir ohnedieß ſchon lange nicht geſchrieben. Ich bin ewig Deine zärtliche

Sophia B**.

17.

Sophie an Madame Meyer.

Felbach, den 25. Febr. 1778.

Vor acht Tagen, meine beſte Julie, war die Vermählung des rechtſchaffnen Selbert und unſrer lieben Marie. Es war ſeit dem Tod meines Wilhelms einer meiner vergnügteſten Tage. Selbert und ſeine Marie ſind ein ſo vergnügtes, glückliches Paar, als es wenige auf der Welt giebt. Sie weiß ſich ſo ganz in ihren neuen Stand zu ſchicken, und beſitzt die Liebe ihrer Kinder in dem höchſten Grade. Ich lebe bey den beyden Perſonen wie eine Schweſter, und bin ſo glücklich, als es meine Umſtände nur erlauben. Wenn der Geiſt unſrer ſeeligen Selbert noch zuweilen ihr Haus und die Ihrigen beſuchen darf, ſo muß ſie ſelbſt voll Seeligkeit über das Glück derſelben ſeyn, und den Tag ſeegnen, da Marie am Altar ihrem Selbert ihre Hand gab.

Mariens Mutter ſchrieb eine ſolche Antwort, wie es wohl keines von uns erwartet hätte. Sie freue ſich, ſchrieb ſie, über das

Glück ihrer Tochter, und gebe ihre gänzliche Einwilligung in ihre Verbindung. Wenn nicht eine Krankheit sie verhinderte, so würde sie selbst auf die Hochzeit kommen. Ich kann mir diese unerwartete Antwort aus nichts bessers erklären, als aus der vortheilhaften Schilderung, die ihr Marie von ihrer Verbindung gemacht hatte, und mit Recht machen konnte, und weil Marie, auf Selberts ausdrückliches Verlangen, sich keinen Heller zum Heyrathsgut ausgebethen hatte. Auch mag die Krankheit, von der sie schreibt, das ihrige mit zu der so freudigen Einwilligung beygetragen haben; Denn die Pfarrerinn fürchtet den Tod mehr als alles, und soll, wie dergleichen Leute gemeiniglich sind, äusserst abergläubig seyn.

Sobald die Amtmännim hörte, daß Selberts Absichten nicht auf mich, sondern auf Marien gehen, wendete sie plötzlich wieder um, und ließ sich zu den niedrigsten und kriechendsten Schmeicheleyen herab. Ich hieß nun auf Einmal wieder ihre liebe Sophie, ihre liebe Baase; Sie hab es doch immer gedacht, sagte sie, daß ichs nicht werde über mein Herz bringen, und sie und ihre Kinder so verlassen können: Sie hab oft zu ihrem Mann gesagt: Gieb acht, die liebe Baase hat uns zu lieb, als daß sie ihr Vermögen an landfremde Leute hängen sollte. Sie denkt dazu viel zu gut und zu christlich. — Durch solches und ähnliches elendes Gewäsche suchte sie das verdorbne wieder gut zu machen, und hielt mich für einfältig genug, daß ich mich dadurch würde fangen lassen. Sobald ich ihr aber sagte, daß ich künftig mich in Selberts Haus aufhalten

würde,

wünde. da wieß ſie die Klauen wieder, ſpie Gift und Galle, und überhäufte mich mit Vorwürfen und Schimpfwörtern, mit denen ich das Papier nicht beſudeln mag. Kurz, ſie machte mir die letzten acht Tage, die ich noch in ihrem Hauſe zubrachte, zu wahren Martertagen. Als ich mit Marien wegfuhr, ließ ſie ſich nicht einmal ſehen, um Abſchied zu nehmen. Die Kinder lieſen dem Wagen bis vor das Dorf hinaus nach, und machten durch ihre Wehklagen alle Bäuren rege. Ich ſchenkte jedem noch einen Louisd'or zum Abſchied. Ach, was hilft mich das? ſagte Wilhelm. Nimm du lieber dein Geld wieder, Baaſe, und bleib bey uns! — Die Trennung von dieſen lieben unſchuldigen Geſchöpfen ſchmerzte mich unendlich. Sonſt aber iſt mirs jetzt, als ob ich im Himmel wohnte, da ich das ewige Spötteln und Sticheln meiner Baaſe nicht mehr hören darf, und in einem Hauſe wohne, wo Friede und Liebe ſich küſſen, und die Freundſchaft ihren Sitz aufgeſchlagen zu haben ſcheint.

Es freut mich, liebe Julie, daß Du auch mit der Wendung, die Mariens und mein eignes Schickſal genommen hat, zufrieden biſt. Was Du mir aber wegen des Jungfernſtifts ſchreibſt, iſt mir völlig räthſelhaft. Es ſcheint, Du wünſcheſt immer noch, daß ich heyrathen ſoll. Ach Julie, das kann und werd ich nimmer thun. Auch meine Geſundheitsumſtände werdens verbiethen. Doch genug davon für Dießmal. Deine

Sophie.

18.

Sophie an Madame Meyer.

Selbach, den 4. April 1778.

Nur wenig Worte, meine Allertheureſte! Vor einigen Tagen glaubte ich nicht einmal, daß ich Dir nur noch eine Zeile würde ſchreiben können. Das Schickſal meines Wilhelms hat auch mich betroffen. Ich habe auch Blut ausgeworfen, wie er. Und nun werde ich bald, ach in kurzer, kurzer Zeit bey ihm ſeyn. Der Doktor ſagt es, und ich fühl es. O Gott, ich glaubte nicht, daß ich den Geliebteſten und meine andern Theuren ſo bald ſchon wieder ſehen, ſo bald ſchon wieder ganz glücklich werden ſollte. Dank dir dafür, Alliebender!

Man hat mir die letzten Tage meines Lebens noch ſehr ſauer gemacht. Meine Baaſe hat noch meine Ehre angetaſtet, und überall ausgeſtreut, ich ſey Selberts Maitreſſe, und deßwegen aus ihrem Haus in das ſeinige gezogen. Gott vergeb ihr dieſe Läſterung, ſo wie ich ſie ihr ſchon vergeben habe! Es hat mich tief, tief geſchmerzt, und wahrſcheinlich meinen Tod beſchleunigt.

Ich hätte Dir, meine Allerzärtlichſte, einen Wagen geſchickt, um Dich noch einmal zu ſehen. Aber Du ſiehſt in einem Monate Deiner Niederkunft entgegen, und es hätte Dich zu ſehr angreifen können. Nimm hier noch den letzten Seegen

einer

einer Sterbenden! Leb wohl! Bleib fromm! Leb glücklich und zufrieden! Gott ſey mit Dir und Deinem braven Mann, und Deinem ungebohrnen Kind! — Tauſend Dank für alle Deine Zärtlichkeit und Liebe! Der allesbelohnende belohne ſie Dir! O Julie, Du liebſt und fürchteſt Gott; Du wirſt auch ferner glücklich ſeyn. Gut leben iſt die beſte Vorbereitung, um gut zu ſterben. Das fühl ich und erfahre ich jetzt am beſten.

Ich werde Dir alle meine ſchriftliche Sachen und auch meinen letzten Willen verſiegelt zuſtellen laſſen. Dein Mann wird die Liebe für mich haben, für die Vollziehung des letztern zu ſorgen, da mein Geld gröſſtentheils in der Stadt angelegt iſt.

Leb wohl, liebſte, beſte Julie! Denk noch zuweilen an ein Mädchen, das Dich mit wahrer Zärtlichkeit liebte, das ſein gröſſtes Glück in der Liebe Gottes und der Liebe edler Menſchen ſuchte! Vergieb mir meine Fehler, wie ich hoffe, daß auch Gott ſie mir vergeben wird! Wenn ich nur den Ruhm hinter mir zurück laſſe, daß ich mich beſtrebte, gut zu ſeyn. Vielleicht liebte ich meinen Wilhelm zu viel. Auch dieſen Fehler wird mir Gott verzeihen. Ach er war ſo liebenswürdig! Bald, bald, o meine Julie, werd ich ihn wieder ſehen, und meine Eltern, und unſre Selbert; Und auch Dich, auch Dich einſt wieder ſehen! O Julie, ich kann Dir nicht ſagen, wie mir bey dem Gedanken iſt. —

Wenn Gott nur auch noch mein Ende leicht macht! Ich hab oft ſolche Bangigkeiten und Beklemmungen. Alles wie er will! Er wird mich auch im Tode nicht verlaſſen. — Noch den letzten Kuß der Liebe! Gott ſey mit Dir! Ewig Deine

Sophie.

Letzter Brief.

Madame Meyer an den Herausgeber des Beytrags.

F**, den 20. April 1778.

Mein theurer Freund!

Machen Sie ſich auf eine traurige Nachricht gefaßt! Vor ſechs Tagen kam ich mit meinem Meyer von Kelbach zurück, von der Leiche unſrer Freundinn Sophie. Kaum hatt ich ihren letzten Brief vom 4ten dieſes, den ich hier abſchriftlich beylege, erhalten, ſo beſchloß ich, mit meinem Mann hinauszufahren, und ſetzte mich den folgenden Morgen in aller Frühe in einem Wagen. Ich hätt es mir nimmermehr vergeben können, eine mir ſo über alles theure Freundinn ſterben zu laſſen, ohne ſie noch einmal zu ſehen, und ihren Mund den letzten Abſchiedskuß aufzudrücken. Mit bangem, ſchwerem Herzen, wie Sie ſich das ſelbſt am beſten vorſtellen können, trat ich mit meinem Mann den Weg an.

Als wir durch Freydorf fuhren, ſah zu allem Unglück die Amtmännin unſern Wagen, kannte mich, und ließ, alles Proteſtierens ohngeachtet, nicht nach, bis wir ausſtiegen, und

auf

auf ihr Zimmer giengen. Ich hätte das häßliche, niederträchtige Geschöpf lieber anspucken mögen. Sie habe mit Betrübniß gehört, sagte die Schlange, daß ihre liebe Baase krank sey. Sie wäre gewiß schon hinüber gefahren, wenn sie nur nicht immer mit Mutterbeschwerungen geplagt wäre. Sie hoff aber künftige Woche gewiß hinüber zu kommen. Es wird unnöthig seyn, sagt ich; Denn bis dahin lebt wohl meine Freundinn nicht mehr. — Ueber diese Nachricht war das Weib nun sehr betroffen, nicht aus Liebe zu Sophien — denn wie könnt ein solches Geschöpf nur eines Schattens von Liebe fähig seyn? — sondern, wie das ein Blinder sehen konnte, aus schändlichem Geitz und ängstlicher Besorgniß, Sophie möchte sie und die Ihrigen im Testament vergessen. Sie sagte es am Ende auch ganz deutlich, und war kriechend genug, mich zu bitten, ich möchte doch bey unsrer Freundinn ein Vorwort für sie einlegen; Und weil sie darauf noch nicht genug bante, so bath sie mich, ich möchte doch auch ihre beyden Knaben, Wilhelm und Gottfried, mit hinübernehmen! Ich und mein Mann willigten in diese Bitte gern; Denn die Knaben bathen uns darum in den rührendsten, beredtesten Ausdrücken, und ich wünschte nichts mehr, als mich nur je eher je lieber von der Schlange loszureissen. Wir fuhren fort, und sie gab uns tausend Grüsse mit, weinte auch Crocodilszähren in Menge.

Wir kamen ziemlich spät in Felbach an. Marie erstaunte mich zu sehen, sagte aber gleich, ich möchte nur über Sophien nicht erschrecken. Sie

Sie führte mich nach einiger Zeit aufs Krankenzimmer. Die beyden Knaben, die schon voraus dahin geeilt waren, hatten sich über das Bett hingeworfen, und weinten laut. Ich gieng leise ans Bette. Die Kranke, wachsgelb und eingefallen, sah mich eine Zeitlang starr an; Drauf lächelte sie; Ich glaubte, daß sie mich erkenne, und wollte ihr die Hand geben. Aber sie wendete schnell das Gesicht auf die Seite, als ob sie vor mir erschräcke. Drauf phantasierte sie, und sagte allerley wunderliche, unzusammenhängende Dinge. Sie pflückte in ihrer Phantasie Blumen, Immerschön chen und Vergißmeinnicht, band Kränze, und fuhr dann wieder vor einem Drachen zurück. Dann sprach sie wieder mit ihrem **Wilhelm**, und schlug in demselben Augenblick ein lautes Gelächter auf, das mir durch Mark und Bein gieng. Es war ein Anblick, der das Herz zerriß. Ein paarmal sah sie mich an, nannte meinen Namen, vergaß aber alles gleich wieder.

Weil ich von der Reise ziemlich ermüdet war, und unsre Freundinn immer fort phantasierte, so legte ich mich frühzeitig zu Bette. Den Morgen drauf erkannte sie mich sogleich, streckte ihre Hand nach mir aus, und weinte. O Liebe, Liebe! rief

ſie; So überwindeſt du denn alles? Julie, das hätt ich Dir nicht zugemuthet. — Sogleich fieng ſie wieder an zu phantaſieren. Und ſo gieng das immer fort. Zuweilen hatte ſie einige Augenblicke des Bewuſſtſeyns. Dann war ſie immer ganz Zärtlichkeit und Liebe gegen mich, und beſonders auch gegen Wilhelm und Gottfried und Marien. Das dauerte aber ſelten länger als vier oder fünf Minuten. Gegen Abend kam unvermuthet ein Blutſturz, der ſie ſo entkräftete, daß ſie gleich darauf in Ohnmacht ſank. So blieb ſie über eine Stunde, und wir glaubten durchgängig, ſie werde nicht wieder erwachen. Endlich ſchlug ſie doch die Augen auf, ſah ſich umher, und ihr Blick begegnete zuerſt dem meinigen. Biſt du noch da, Julie? ſagte ſie mit ſchwacher Stimme und mit ſanftem Lächeln. Du biſt doch getreu bis in den Tod. Hier ſtürzten mir die Thränen in die Augen. Sie faſſte meine Hand, und drückte ſie ſtark. Nicht weinen! ſagte ſie; Bald iſt vollends überwunden. Der Prediger des Dorfs bethete ihr ſodann auf ihr Verlangen ein Lied vor, dem ſie aufmerkſam zuhörte. Gottlob! ſagte ſie hierauf; Nun bin ich bald da, wo ich ſchon ſo lang zu ſeyn wünſchte. Leb wohl, Julie und ſie, Marie! und ſo nannte ſie jedes von uns bey Namen, und drückte jedem die

die Hand. — Und wo iſt mein **Wilhelm** und mein **Gottfried**? fragte ſie hierauf. Wir machten Platz, und ſtellten beyde Kinder, die laut ſchluchzten, an das Bette hin. Ich hob den kleinen **Gottfried** in die Höhe. Lebt wohl, liebe Kinder! ſagte ſie, mit ſtärkerer Bewegung! Gott ſegne euch und eure Eltern! Werdet fromm und gottesfürchtig! **Wilhelm** fieng ein lautes Geſchrey an. Sie ſtreckte die Hand nach ihm aus, und wollte ſich aufrichten. Da ſank ſie zurück, und — in einer Minute war der edle Geiſt entflohen.

Unſere Empfindungen, die verſchiednen Aeuſſerungen unſers Schmerzes darf ich Ihnen, mein theurer Freund, nicht erſt ſchildern. Sie wiſſen, wie viel, wie unendlich viel jedes von uns an **Sophien** verlohren hat. Sie kannten ſie, kannten ihr edles Liebe- und Empfindungsvolles Herz, ihre unverbrüchliche Treue gegen jeden, dem ſie einmal ihre Liebe geſchenkt hat, ihren Eifer für das Wohl eines jeden ihrer Mitgeſchöpfe, ihre Frömmigkeit und unverfälſchte Gottesfurcht, ihren Muth, ihre Standhaftigkeit und Gelaſſenheit im Leiden — kurz, Sie kannten jede Tugend, womit ihr Herz geſchmückt war. Und wie viel, wie unausſprechlich viel ſie mir geweſen iſt, wiſſen Sie auch. Ach, ich hab

an ihr eine Freundinn verlohren, wie ich auf der Welt keine mehr finden kann. Ihr verdank ich ſo viel Freuden der Jugend, ſo manche kräftige Aufmunterung zum Guten, und — was mir das theurſte auf der Welt iſt — die Hand meines Mannes. O, wie durft ich mich in jeder Angelegenheit ſo zuverſichtlich an ſie wenden! Welchen Antheil nahm ſie an allem, was mich angieng! Wie durft ich mein Herz immer ſo ganz vor ihr aufſchlieſſen! Wie offen war das ihre immer gegen mich! Wie theilte ſie mir jegliche Empfindung ihres Herzens mit! — Und ſie iſt todt, mein Freund! Iſt mir und Ihnen und uns allen entriſſen! Laſſen ſie uns an ihr Grab hintreten, und die Thränen reinſter, wärmſter Zärtlichkeit drauf weinen, und ihr Andenken ſegnen! — Du haſt ausgelitten, liebſte, beſte Seele! Biſt den Leiden des Lebens entronnen, und bey Gott und deinem Heiland, den du ſo treu liebteſt; Biſt bey deiner Mutter, unſrer **Selbert**, und bey deinem **Wilhelm**. Wohl dir, du Geliebte! Friede ſey mit dir bis auf den groſſen Tag des Wiederſehns! —

Hier ſend ich Ihnen die Aufſätze unſrer Seeligen. Sie werden dadurch gewiß nicht weniger gerührt werden, als ich. — Die Hälfte ihres

Ver-

Vermögens hat ſie den Kindern der Amtmänninn vermacht. Tauſend Thaler Selberts Kindern, und eben ſo viel an das hieſige Armenhaus. Auch mein noch ungebohrnes Kind hat die Zärtliche nicht vergeſſen.

Ewig, ewig ſey ihr Andenken mir heilig! Ihnen, mein Theurer, iſts gewiß auch. Ich bin Ihre wahre Freundinn

Julie Meyer.

Nachbericht des Herausgebers dieſer Briefe.

Ich war anfangs geſonnen, meinen Leſern die im Vorhergehenden einigemal berührten Aufſätze Sophiens an ihren Wilhelm auch mitzutheilen. Aber einige wichtige Urſachen bewogen mich, dieſen Vorſatz wieder aufzugeben. Eine davon iſt dieſe: Es iſt bekannt, daß in der Schriftſteller- und Leſerwelt von jeher ſo gut Moden geherrſcht haben, und noch herrſchen, wie in der ſchönen Welt. Gegenwärtig herrſchen, wo ich mich nicht irre, in der ſogenannten ſchönen Litteratur hauptſächlich zwo einander ganz entgegengeſetzte Moden; Nehmlich auf der Einen Seite „übertriebene Empfindſamkeit, oder, wie man ſie jetzt nennt, Empfindeley,„ und auf der andern Seite „Spott und Eyfer gegen alles, was Empfindſamkeit, und auch wohl Empfindung heiſſt.„ Unter der Fahne der erſten Mode dienen hauptſächlich junge

Leute,

Leute, Frauenzimmer, und vorzüglich Verliebte. Sie erheben jedes Schriftchen, das in der Uniform der Empfindung auftritt, bis zum Himmel, verlassen die gewöhnliche Menschensprache, sprechen und schreiben nichts als Sprache der Natur, der Kraft und des Gefühls, und kopieren den Helden oder die Heldinn dieses oder jenes Buchs mehrentheils so ärmlich und ungeschickt, daß man eher glauben sollte, sie hätten ihr Original im Tollhaus aufgesucht; Ja, sie schreiben endlich alle Thorheiten, die ihnen einkommen, auf Kosten der Verfasser, deren Geschöpfe, die oft gar nicht zur Nachahmung aufgestellt sind, sie so ungeschickt kopieren.

Dieß sehen dann die Herren von der Gegenpartie, die hauptsächlich aus alten, grämlichen Eltern, Vormündern, Hagestolzen alten Jungfern, oder aus Kunstrichtern, oder witzigen Köpfen und dergl. besteht; Sie gerathen, und das mit Recht, in Eifer über das unglückliche Nachahmervölkchen; Aber, anstatt dieses nur zu züchtigen, oder mit Liebe wieder zurecht zu weisen, lassen sie sich von ihrem Eyfer so weit übermannen, daß sie nun auch die mißbrauchten Bücher, die so ungeschickt und falsch kopierten Helden: oder Heldinnen, und endlich auch noch die Autoren, die so

oft

oft an ſolchen Unfug ganz unſchuldig ſind, anfallen, und ſie bald mit Verdrehungen und Konſequenzmachereyen, bald mit kahlen Spöttereyen, bald mit beiſſendem und boshaftem Witz, bald mit Grobheiten oder andern eben nicht rühmlichen Waffen bekriegen, und — mißhandeln u. ſ. w.

Dieſe Betrachtung bewog mich, Sophiens Aufſätze zurück zu behalten. Sie ſind Kinder der Empfindung; Und es würde mir beydes gleich wehe thun, wenn das Völkchen der Empfindſamen mit ihnen als mit Puppen ſpielte, oder wenn der andre Haufe ſie mit Spöttereyen, falſchem Witz oder Grobheiten mißhandelte, und alles das, was aus dem Herzen floß, verdrehte und entheiligte.